

Corinna Laude
WEG SEHEN

Roman

Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixement.
(Der Sonne und dem Tod kann man nicht fest in die Augen sehen.)

La Rochefoucauld: *maxime 2*

Meine Intensiv-Rufbereitschaft bei Stephan Trauth begann am 05.08.2009. Aus ihr wurde am 11.09.2010 ein Dauerdienst, der bis zum 12.11.2010 anhielt, bis gestern also, als Stephan Trauth durch meinen Blick ging. Das Ende war nichts Besonderes. Ihm haftete nichts Irreguläres und auch nichts Zweifelhaftes an. Alles verlief ordnungsgemäß. Das ist bereits bestätigt.

Nun aber bin ich angewiesen worden, aus meinen Protokollen einen ausführlichen Bericht zu erstellen, weil dieser Fall viele Momente der Unklarheit enthielt. Das ist zwar selten, kann aber doch immer wieder auftreten, und es mag währenddessen schwierig sein, damit umzugehen.

Stephan Trauth ist mir das erste Mal als kleines Kind begegnet. Heute erinnere ich mich wieder gut daran: Der kleine Junge und die dick eingecremten, mullbinden-umwickelten Hände in der Nacht, sein stiller Ekel und die Wut. Diese Hände mit den fast durchsichtigen Innenflächen, dieser seltsam transparenten Haut, die manchmal leicht juckt und seine Mutter bestimmt veranlasst hat, schon mit dem Säugling von Arzt zu Arzt, dann irgendwann von Heilpraktiker zu Heilpraktiker und schließlich nur noch von Rat zu Rat zu laufen, vor allem aber allabendlich das Mullbindenritual zu praktizieren, das der kleine Junge so sehr hasst wie er seine Mutter liebt, und es, weil die Liebe immer größer scheint als der Hass, erduldet, bis die Mutter irgendwann alle Hoffnung auf eine Eintrübung der Haut fahren lassen, aber auch merken wird, dass ihr Kleiner trotz seiner durchschimmernden Handflächen Spielkameraden findet.

Er war, als ich ihn damals zum ersten Mal aufsuchte, knapp drei Jahre alt und mithin für den plötzlichen Kindstod eigentlich schon zu alt. Entsprechend vorsichtig habe ich auch geguckt, ganz sachte nur und wie zufällig meine Blicke über ihn streifen lassend, und dann die Wut gesehen, die Ohnmacht und den Ekel. Da hatte ich gewusst, dass ich dort nicht benötigt werden würde, und war wieder gegangen.

Heute, nach den letzten 15 Monaten (vor allem den letzten beiden), halte ich es für möglich, dass es damals schon angefangen hat. Das kommt bei uns allen vor, immer

wieder einmal. Man begegnet einem Klienten, und der hat etwas, das irgendetwas in einem selbst anspricht. Vielleicht waren es die Hände, vielleicht war es die Ohnmacht, vielleicht die Liebe. Aber vielleicht täusche ich mich auch, und es begann viel später.

Erst etliche Jahre nach jener Nacht habe ich Stephan Trauth genauer in Augenschein genommen, einmal während und dann am Ende seines Studiums. Da war er zu einem gescheiterten, stillen, jungen Mann herangewachsen, dessen Handflächen übrigens fast normal aussahen. Doch er war nicht nur gerade dabei, sein Studium zu beenden, sondern auch seine zweite Liebe. Die aber, um genau zu sein, wurde für ihn beendet, da brauchte er gar nichts zu tun, das machte schon die junge Frau, die sich in einen anderen verguckt hatte, den sie – so dachte Stephan T. zumindest – für gescheitert, nicht ganz so still und ebenso jung hielt. Was meiner Ansicht nach übrigens ein Fehler gewesen wäre, wenn es gestimmt hätte, nicht aber die Trennung. Denn, und das war auch Stephan Trauth damals schon länger klar, er und diese Frau haben nicht wirklich Wesentliches miteinander geteilt: Sie nicht seine Fragelust, ja: Fragewut, er nicht ihre Berufslust, ja: Arbeitswut; sie nicht seine Nächtigkeit, er nicht ihren Morgenlichtgeist; sie nicht seine Offenheit, er nicht ihre Ziele.

Dass aber auch das eine Art der Liebe gewesen war, das bezeugten die Umstände unserer damaligen Wiederbegegnung: Der erste richtig massive Schub jener chronischen Darmentzündung, der zu der Darmspiegelung geführt hatte, bei der ich Stephan T. zum zweiten Mal als Erwachsenen sah, mitten in der Trennung und blass und verlassen, obwohl diese Ex-Freundin ihn sogar im Krankenhaus besucht hatte; ich hatte sie noch das Zimmer betreten sehen, als ich mich gerade wieder auf den Weg zur Zentrale machen wollte. Denn die Krankheit war vergleichsweise schwach ausgeprägt, und so waren bei der Untersuchung meine Blicke nur einmal kurz über ihn hinweg gehuscht. Er hatte es gar nicht erst registriert. Ich jedenfalls konnte auch damals schnell wieder gehen.

In den folgenden Jahren wurde ich dann noch vereinzelt zu ihm gerufen; immer handelte es sich um verfrühte Alarmer, um letztlich falsche Meldungen, doch das ist grundsätzlich ja nichts Ungewöhnliches. Deshalb werde ich diese Begegnungen in meinem Bericht einstweilen hintanstellen; vielleicht tun sie auch generell nichts mehr zur Sache, das wird sich finden.

Die eigentlich unübersichtliche Zeit sich häufender Fehlalarme bei Stephan Trauth begann mit der Phase der Intensiv-Rufbereitschaft ab dem fünften August des Jahres 2009 um 14:47 Uhr. Ich fand mich sofort nach der Meldung in Stephan Ts. Büro ein, zeitgleich mit seiner Frau, Malin W. Sie stand da, in der Tür, und er sah sie an und wusste nach einer winzigen Sekunde des Glücks, dass dies hier jetzt nicht die Reaktion auf seine Mail vom Morgen war, jenem Mittwochmorgen, an dem Stephan T. zum ersten Mal mit dem Fahrrad zur Arbeit gefahren war und seiner Frau dann eine italienische Mail geschickt hatte: viele Vokale in wenigen Zeilen noch voller Fahrtwind. Ihr Blick jetzt da in der Tür ließ alle Vokale aus seinem Kopf fallen. Dann sagte die Frau: „Liebster, es ist Krebs.“

Redete vom Arztanruf eben zu Hause, redete davon, dass sie das ja durch den Darmkrebs ihres Stiefbruders alles schon kannten, redete vom Krankenhaus, in das er in fünf Tagen gehen müsse, redete dann nicht mehr. Denn jetzt fielen sie. Fielen heraus aus der Welt und der Zeit.

Er fand sich irgendwann in diesem Sturz, von ihr gehalten, wieder, die Worte noch lange nicht. Nur „scheiße“. Sein Blick irrte von ihr fort und über seinen Schreibtisch hin. Irgendwann kam er auf der Kuh zur Ruhe – dieser Plastikkuh, die auf seinem Computerbildschirm lag.

Ich konzentrierte mich und sah – wie immer in solchen Situationen mit den üblichen Verzerrungen – die Kuh in seiner Hand an der Kasse in der Spielwarenabteilung, hörte dumpf, wie er von seinem Wunsch nach der altbauwohnungstauglichen Kleinkuh zum täglichen Melken und Maulstreicheln erzählt hatte, deren stimmliches Vermögen man aber nicht auf die Größe dieser Kleinwuchsvariante zurechtzichten dürfe, weil doch nichts so sehr beruhige wie ein sattes, klares Muh – das er dann

auch gleich zum Besten gegeben hatte, da in der Warteschlange und zur Freude aller dort quengelnden Kinder, die den mühenden Mann mit den zart leuchtenden Handflächen, auf deren einer jene Plastikkuh lag, kichernd anstarrten, obwohl ihre Eltern sie zischend davon abzuhalten versuchten.

Von der Kuh oben auf dem Bildschirm, bewegungslos auch sie in diesem rasenden Fallen, irrten Stephan Ts. Blicke dann wieder über seinen Schreibtisch, schließlich zu den Augen der Frau. Auch hier ein Halt, ein kurzer. Nun stand Stephan auf, packte seinen Rucksack und verließ mit Malin W. seinen Arbeitsplatz. Er bedeutete seiner Frau, nicht den Fahrstuhl zu nehmen. Er wusste nicht mehr, wie das geht. Er musste *gehen*. Fast rannte er die Treppen hinunter. Passierte dann blinden Blicks und schlimm genug aussehend, um ihr einen offensichtlichen Schrecken einzujagen, die ‚Frau an der Porte‘, wie er die Empfangsdame Malin W. gegenüber immer nannte, mit pfälzischem P-ohne-F, und stolperte schließlich gegen die drückende Luft vor der Drehtür. Der Fußweg zur U-Bahn wurde noch länger, weil Stephan das Fahrrad vergessen hatte, sein Fahrrad, mit dem er heute zum ersten Mal ins Büro gefahren war. Er drehte abrupt um, um das Rad zu holen. Malin ging mit. Dann zerfloß der Weg zur U-Bahn endgültig in Hitze, Häuser zitterten im Sonnenglast, neben der Wärme zerfraß eine Leere die Stadt, die hier immer noch graustichig in den Feriensommer ragte. Irgendwann die U-Bahn. Auch dort nur Beklemmung in der teigigen Luft.

Stephan Trauth fuhr dann mit seiner Frau zusammen nach Hause. Der Sturz aus allem hatte in jener Phase eine so große Energie, dass mir klar war, jederzeit benötigt werden zu können. Ich blieb also nicht nur jenen Tag hindurch bei ihm, sondern auch noch die folgenden fünf, die Wartezeit bis zum Krankenhaus.

Was später so fehlte, hatte er da im Überfluss, es ergoss sich in einem unaufhörlichen Schwall über ihn: die neue Zeit. Das Paar versuchte, ihr davonzulaufen, schneller zu sein als sie. Doch sie war überall, zerdehnte sich in die kleinsten Einheiten, lief in die Breite aus und hörte einfach nicht auf. Sie war überall und überall gleich, die neue Zeit. Tag und Nacht gliederten nichts mehr, ob es Morgen war oder Abend, machte

keinen Unterschied. Diese Zeit schien kein Ende zu finden, aber Stephan ging nie ihr Anfang an jenem Mittwoch Nachmittag um 14:48 Uhr verloren.

Seither war da das Wissen – und das Fühlen. Er konnte jetzt tatsächlich sterben.

Stephan steckte fest in diesem plötzlich gefühlten Wissen einer Tatsache, die sicherlich auch er wie die meisten bislang nur gedacht, nur geahnt hatte. Steckte darin fest, so, wie ihm jetzt auf dem Balkon da in der Nacht die Stimme in der Kehle feststeckte, als er Malin fragte, wie vor einem Jahr so derart daran vorbeibiopsiert werden konnte, als er die letzte Darmspiegelung gehabt hatte und der Arzt einen Verdacht. „Ohne Befund“, so hatte es damals nach ebenfalls fünf Tagen Wartezeit im Laborbericht geheißen. Aus „ohne Befund“ war nun an genau der gleichen Stelle also ein bösartiger Tumor geworden. „Aha. Einer der bösartigsten überhaupt. Aha. So groß, dass er den Darm derart zuwuchert, dass der Arzt mit dem Endoskop nicht mehr durchgekommen ist. Aha. Der Arzt hat von einer Morbus Crohn-Geschwulst gesprochen. Aha. Jetzt aber –. Aha, so kann man sich irren. Und ja auch mal eben einfach so dran vorbeibiopsieren. Einfach an einem Leben vorbei. Wie kann man das?“ Diese Frage, die er jetzt zum wievielten Mal wiederholte, stürzte quer durch einen plötzlichen Stimmenbruch hinab ins Schweigen.

Irgendwann gingen die beiden zu Bett. Angst wiegt ohne Worte noch schwerer. Arme, Beine, ein Torso in dieser Angst wiegen Tonnen. Stephan T. schlang seinen Körper um den der Frau. Nun erstickte nicht nur er fast an der Angst, sondern wohl auch sie beinahe an diesem Gewicht.

In dieser Nacht ging beider Atem sehr flach. Da aber der für Malin W. zuständige Kollege nicht eintraf, konnte ich davon ausgehen, dass es bis auf weiteres nur um Stephan Trauth gehen würde.

Anderntags hatte er dann diesen faden Geschmack im Mund, obwohl der Kaffee noch der gleiche war wie gestern. Und dann setzten sie sich ins Auto, es begannen die Fahrten. Immer fuhr Stephan T. in diesen jetzt noch vier Tagen. Fuhr ziellos mit dem Auto herum. Malin W. saß daneben. Und es schien erstmalig gut zu sein, dass sie das Autofahren offenbar verlernt hatte, denn so war Stephan, anstatt festzu-

stecken, wenigstens für Sekunden auch in seinem Kopf unterwegs: Wenn ein LKW auf irgendeiner der Alleen entgegenkam und es eng war nicht nur in ihm, sondern auch draußen auf der Straße eng wurde, oder wenn ein Traktor seinen Blick, der ständig dabei war, verloren zu gehen, in Grenzen wies.

Vor der Windschutzscheibe inszenierte die Welt einen Sommer. Mit Campingwagen, dem Geruch geernteten Roggens, Ausflüglerstaus vor manchem Flecken, an dem ein brackiger Tümpel weder das Bier noch die Körper zu kühlen vermochte. Urlaubslachen und Freizeitglanz auf allen Gesichtern, wenn er irgendwo anhielt, um doch etwas mit Malin trinken zu gehen. Selbst die scheelen Blicke der Jungs, deren Hosen noch nicht unter die Knie zu rutschen drohten, sondern fallschirmseidig knisternd an ihnen hinab hingen – selbst deren schiefe Blicke bündelte die allwaltende Sommerlaune rasch wieder weg.

Stephan sah sich das Lustspiel zunächst eine Zeit lang verständnislos an, schaute dann auf Malin, die auch nichts davon zu begreifen schien, und ignorierte es danach vollständig, mochte die Sonne auch noch so sehr die Rampensau mimen. Ihm war, als ob ihm jeder Sinn abhanden gekommen wäre. Er spürte weder den Schweiß noch die Kühle der Hagelkörner jenes Gewitters, in das sie irgendwann einmal gerieten, als sie das Auto geparkt hatten, um doch ein paar Schritte neben irgendeinem dieser Tümpel entlang zu gehen. – Fünf Tage des von Sinnen Seins, sinnlose Tage da draußen, in einer Welt, die nicht mehr die seine war. Seine war ohne Wetter, war ohne Wolkenflug, war das starre Wachen in der namenlosen Angst. Denn auch, wenn er versuchte, ein Wort dafür zu finden, dann kam er immer nur auf das, was bislang nichts als eine kurze Buchstabenfolge gewesen war, ein blanker Begriff, etwas Fernes in zukünftiger Zeit, irgendwann, vielleicht. Nun aber war es da, in ihm mit einem dunklen, sternkalten Körper, der im Seitgang eine Bresche fräste quer durch ihn hindurch und zwischen ihn und Malin, ihn und die Welt, ihn und die Zeit; eine Zeit, der plötzlich das Futur abhanden gekommen war.

Denn nun war schon wieder heute. Wie in einem Roman, wo heute schon immer gewesen war. „Das kann doch alles nicht wahr sein“ war denn auch sein Satz dieser

Tage. Auch heute fühlte er sich nicht mehr leben, sondern geschrieben, später vor allem in Formulare mit zu kurzen Lückentextzeilen. Heute war Montag, und Stephan und Malin hatten frühmorgens das Krankenhaus betreten. Dort war ein Bett für ihn gemacht in einem Vierbettzimmer, in dem gerade jemand diese weißen Gummistrümpfe sich anzuziehen versuchte, in die eigentlich kein Reinkommen ist. Entsprechend häuften sich die Lacher übereinander, doch der Turm stürzte zusammen, als eine Schwester ins Zimmer trat und zur Eile mahnte, weil der OP bereit sei.

Nachdem dieselbe Schwester das Aufnahmeformular in einem Gespräch mit Stephan ausgefüllt hatte, für das sie Malin W. vor die Tür setzen wollte, was er mit der Bemerkung abwies, dass seine Frau all seine Geheimnisse jetzt, da er vielleicht sterben werde, ruhig mal erfahren könne, und nachdem die Schwester ihm sein Spind gezeigt hatte, das sie „Schrank“ nannte, sah er sich das schmale Ding in der Viererreihe genau an, sah auch obendrauf nach. Seiner Frau sagte er dann: „Kein Schellenengel weit und breit.“ Sie antwortete ihm: „Na wie üblich: Du weißt doch, manchmal kann er schrecklich schüchtern sein. Der hat sich zu Hause versteckt. Ich schicke ihn Dir heute Abend.“

Dabei, das fiel ihm jetzt ein, während er seine Tasche in dieses Spind stopfte, hatte einst er Malin den Schellenengel überhaupt erst sehen lassen. Den Schellenengel von Klee, der mit allem himmelmöglichen – vielleicht auch luziferischem – Schabernack im Blick über seine Schulter zurück und geradewegs auf den Betrachter schaut, derweil er mit keck hochgerektem Bein blindlings vorwärts marschiert, und eine Schelle am hinteren Saum seines Kleidchens baumelt, die noch breiter grinst als er selbst. Stephan erinnerte sich, wie er gedacht hatte, dass diese Schelle jedenfalls schon im Wahnsinn angekommen zu sein schien, nachdem er die Kunstdruckpostkarte umgedreht und Titel sowie Entstehungsdatum der Zeichnung gelesen hatte. Eine von den vielen Karten, die zusammen mit den Briefen von Stephan zu Malin, von Malin zu Stephan gewandert waren in all den Fernbeziehungs-jahren (ich konnte einmal einen kurzen Blick auf den Stapel in Stephans Schuhkarton erhaschen). Eine Karte von besonderer Bedeutung: Jetzt sah ich – wie bei zurückliegenden Ereignissen, deren Zeuge ich nicht geworden bin, üblich, in dieser an den Rändern ausfransenden Fischaugenobjektiv-Optik –, dass Stephan bei einem der damals seltenen ge-

meinsamen Spaziergänge unvermittelt im matschigen Schnee stehen geblieben war, lauschend. Ob sie es auch gehört habe, will er von Malin wissen, und erntet einen ratlosen Blick. Das Klimpern! Er schaut sie an, legt den Zeigefinger auf seine Lippen, sieht sich dann suchend um und reißt die Frau plötzlich in seinem Arm ein paar Schritte nach vorn mit sich, duckt sie beide in die Hocke und weist mit ausgestreckter Hand vor sich auf eine Art Pfahl (ja: es ist ein Laternenpfahl). Psst! Ob sie sie *jetzt* gehört habe, so flüstert er da mitten auf dem nachweihnachtlich belebten Bürgersteig hockend in ihr Ohr: Die Schelle? Vom Engel? Der habe sich gerade noch hinter der Laterne verstecken können, aber vorwitzig lächelnd und ordentlich klimpernd.

Es ist davon auszugehen, dass der Schellenengel seither immer wieder einmal irgendwo geklimpert hatte: Auf einem der Bücherregale, in manchem ihrer Briefe, hinter Hecken, Buchseiten, Kaffeetassen, unter der Matratze, der Schmutzwäsche im Korb, der Motorhaube, zwischen den Ablagefächern im Büro, den Yoghurtbechern im Kühlschrank, dem Altpapier oder den Zinken des Kamms und immer wieder auch über ihren Köpfen.

Jetzt aber hatte er sich wohl zu Hause versteckt. Das leuchtete Stephan ein. Er wusste nun, dass Malin ihn am Abend zu ihm schicken würde, und schloss die Tür von dem Spind, das hier „Schrank“ hieß, ab. Dann wollte er da raus, ganz schnell, aus diesem Raum mit den vier Betten, doch in dem Moment kam die nächste Schwester und wollte keine Wörter mehr von ihm, sondern sein Blut, mehrfach. In verschiedene Röhrchen füllte sie es ab und gratulierte ihm zu seinen „guten Venen“, von denen er bislang nichts gewusst hatte. Dann konnten sie dieses Zimmer verlassen, allerdings nicht das Gebäude, ja noch nicht einmal das Stockwerk, denn es mussten noch die Aufklärungsgespräche mit den Ärzten geführt werden, da dürfe man eigentlich, so die Schwester, das Bett nicht. Aber gut, im Aufenthaltsraum werde man ihn schon.

Der Aufenthaltsraum lag am Ende des Flurs. Er war eine Art Erker, in den man vier Stühle und ein Tischchen gestellt hatte. An einer Wand stand ein kleines Regal mit zerlesenen Bahnhofskioskbüchern. Stephan musste lachen: Er zählte unter den gut zwanzig Titeln immerhin neun Arztromane. In dem vollverglasten Erker war es stickig, vermutlich waren sie deshalb die einzigen, die sich dort aufhielten. Ab und

an schlurfte ein Patient über den Gang, mitunter eilte dort auch ein strammweiß bekittelter Arzt entlang. Sie passten zu keiner dieser zwei Spezies. Auf den ersten Blick hätte man sie für verfrühte Besucher halten können, denn beide trugen Straßenkleidung. Sie hatten zwar einen Schlafanzug für Stephan gekauft, einen dünnen Morgenmantel und Flipflops, da er weder die hölzernen Klapperlatschen noch den schweren Frotteebademantel hatte mitnehmen wollen. Doch noch war er nicht willens, das Dulderdasein allein schon durch einen von ausgebeultem Jersey umflossenen Körper zu signalisieren. So war es wohl kein Wunder, dass beide Ärzte ihn zunächst nicht bemerkten. Der Chirurg betrat dann auch mit einem säuerlichen Grinsen den aufgeheizten Erker: Es habe schon seinen Sinn, dass der Patient im Bett warten möge! Die Formulare mit den Zeichnungen eines Torsos samt Darmschlingen füllte er lässig mit seinen Kreuzchen aus. Auf dem Durchschlag, den Stephan erhielt, war vor lauter Ge-kringel kaum noch etwas zu erkennen.

Den Anästhesisten sprach das Paar dann von sich aus an, als er nach weiteren andert-halb Stunden Wartezeit in ebenfalls proper gestärktem Weiß vor dem Aufenthalts-raum am Ende des Flures schon wieder im Begriff war umzudrehen. Auch hier rattschten dann wieder die Kreuzchen in die Kästchen auf den Papieren, machte sich professionelle Eile breit. Zur Fragen-Frage klingelte das Handy des Arztes. Stephan hätte aber ohnehin keine Frage mehr gehabt. Denn dass für Grundsätzliches – wirkt eine Narkose immer und hinreichend, wie fühlt es sich an auf dem OP-Tisch und wie hinterher mit den Schnitten quer durch den Leib – nie Zeit war, wusste er.

Anschließend durfte er endlich das Gebäude verlassen. Er nahm Malin an die Hand und wieder die Treppen: Wer weiß, wann – *ob* das je wieder ginge mit dem Gehen. Draußen vor der Automatikdrehtür stand eine noch größere Hitze als in jenem Erker und auf der Station. Stephan blähte dennoch die Nasenflügel und sog die Luft tief ein: In ihr lag nicht jener Geruch nach ebenso flüchtiger wie häufiger Bodenwische-rei und langsam verklumpenden Körpersäften. Noch besser roch es außerhalb des Klinikgartens in dem sich anschließenden öffentlichen Park. „Vor acht Tagen sind wir hier noch lang gejoggt.“ Für längere Zeit waren nun nur ihre Schritte auf dem Sandweg zu hören: Nach den Fragen waren ihnen offenbar auch die Aussagesätze abhanden gekommen. Ich lief zwar ein paar Meter hinter ihnen, doch ich habe ein

feines Gehör, und es dauerte lange, bis ich vernahm, dass sie wieder miteinander sprachen. Jedenfalls in Worten. Ihre ineinander liegenden Finger hatten sich derweil nämlich viel erzählt. Stephans nächster Satz lautete: „Krankenhaus hat immer noch was von Kommiss; hat mein Bruder ja immer gesagt, nun weiß ich’s selbst.“ Malin erwiderte: „Aber da warst Du doch nie. Und die zehn, maximal zwölf Tage hier werden wir schon durchstehen – erstrecht mit dem Schellenengel!“ Dann schien es, als trauten sie den Wörtern wieder nicht mehr so recht, zumindest wurden danach erneut nur wenige gewechselt. Mit der Dämmerung aber kam die Einsicht in die Hoffnung und damit wohl so etwas wie ein Vernunftglaube an die Regel zurück, von der Stephan diesmal definitiv nicht die Ausnahme sein wollte. Das Paar ging in das Vierbettzimmer und verabschiedete sich. Am kommenden Morgen würde Malin Stephan bis vor den OP begleiten. Nachdem sie zu Hause angekommen war, schickte sie ihm nicht nur den Schellenengel, sondern auch eine Gutenacht-SMS. Die beantwortete Stephan italienisch und lauschte dann dem leisen Klimpern auf dem Spind. Irgendwann schlief er tatsächlich ein, trotz des allgemeinen Stöhnens, Wälzens und des feinen Zischens von nebenan, wo ein Schlaf-Apnoe-Patient mit Sauerstoffflasche lag.

An jenem Morgen, dem Morgen des elften August des Jahres 2009, einem Dienstag gegen sieben Uhr war Stephan T. es dann selbst, der kaum in diese Gummistrümpfe kam. Weiß und immer zu klein, mussten sie über den Ballen, die Ferse gezerzt werden bis ans Ende der Oberschenkel, wo sie dann schon wieder zu locker saßen. Nebendran stand die Schwester und mahnte zur Eile.

Er durfte, als die Strümpfe endlich irgendwie saßen, nicht mehr laufen. Künftig, das registrierte er sehr klar, künftig war sein Platz im Bett. Bis auf weiteres jedenfalls. Vielleicht war sein Platz auch im Sarg. Ihm entglitt ein kleines Kichern.

Das Bett passte dann kaum in den Fahrstuhl, so mit den beiden Schwestern, die es schoben bzw. zogen, und Malin, die die Tüte trug, in der sich Stephans Minimalausrüstung für die Intensivstation befand: Kulturbeutel, Morgenmantel, der Krimi – und die Flipflops, die er wegen jener weißen Strümpfe nicht mehr würde anziehen können: Das Loch, das diese Strümpfe vorne an den Zehen hatten, saß nicht dort, wo der

Steg der Flipflops sich befand. Er wusste, dass Malin das im Kopf schon notiert hatte auf ihrer Merk-Liste: „Latschenkauf!“

Gleich nach dem Herausrangieren des Bettes aus dem Fahrstuhl öffnete sich die Automatiktür zum OP-Trakt. Ein knapper Kuss, ein doppelter Senkbleiblick. Dann schloss sich die Tür mit einem vernehmlichen Stöhnen. Stephan nahm sich vor, diesen Ton zu vergessen. Der wiederholte sich aber noch zweimal: Vor und nach der Schleuse.

Die folgenden Stunden fanden sich dann nie wieder an, auch nicht bei Malin, wie er später von ihr erfuhr. Es war fast so, als hätten beide die Narkose erhalten.

Ein bisschen wie narkotisiert war ich dann irgendwann selbst. Wie damals auf jener Weintour. Vor 15 Monaten habe ich an die nicht gedacht, da ging ich in den OP, wie immer offen für alles und dann ab irgendeinem Punkt ein bisschen benebelt. Es wurde zweimal während Stephans Operation eng: Der Tumor war größer als ohnehin schon erwartet, und die laparoskopische Technik in diesem Falle sehr grenzwertig. Der Chirurgenchef musste die Trokare und die Arbeit zeitweilig übernehmen. Der sah zwar durch die operativen Schlüssellöcher, die sie auch hier als *dernier cri* der Chirurgie so gern verwendeten, genauso wenig wie sein blümchenbemützter Assistent (zumal in all dem Blut, das da so plötzlich sprudelte), doch er war der Chef und würde als solcher auch einen Exitus vor den Angehörigen zu vertreten wissen.

Zu dem kam es nicht. Aber selbst mir drohten während dieser Operation ein wenig die Sinne zu schwinden, freilich nur im Ansatz, ich kenne dergleichen Situationen ja. Dieser leichte Triesel jedoch, der war wie damals auf einer der Weintouren von Stephan, als ich das dritte Mal zu ihm beordert worden war.

Er ist ganz nüchtern. Er fährt den Laster mit Anhänger, heute den Tankwagen. Wie schon öfter und nachdem er sich den LKW-Führerschein unter Einsatz von vielen Nerven, von Schweiß und sogar ein bisschen Blut mit knapp 20 erkämpft hatte. Seit-her fuhr er in den Semesterferien ab und an mit einem Truck nach Spanien, einmal

sogar bis nach Portugal – oder eben auch zur Zeit der Weinlese mit einem meist uralten Tanklaster auf die Käffer zu den Winzerkrautern, die ihre „Brühe“, wie er das nannte – durchaus mit einer kleinen Liebe in der Stimme –, nur an eine Großkellerei verkaufen konnten, nicht etwa selbst was draus machen. Ja, er liebte diese Touren: Morgens um fünf los gen Rebenmeer und von dort auf die Dörfer, wo man immer Angst haben muss, mit dem Anhänger nicht ums Eck vom Schulhaus zu kommen. Dann, nach so manchem Rangieren, bei anschwellendem und rasch wieder abklingendem, immer aber irgendwann hupendem Berufsverkehr, die Einfahrt in den Hof. So gegen sieben wird einem da der erste Schoppen angeboten, den man ablehnt, weil man die Schläuche in den Tanks auf dem LKW im Auge behalten und dabei so oft an der Brühe schnuppern muss. Und auch den nächsten Schoppen gegen zehn lehnt man ab. Da ist man dann schon mehrfach im Keller gewesen und von den Dämpfen, die den Fässern entströmen, ein bisschen beschwipst, obwohl die Winzersfrau einem einen ordentlichen Teller vorgesetzt hat: Fleischknepp oder zumindest eine Bratwurst mit einer dicken Scheibe Brot. Und dann muss man auch schon weiterfahren zum nächsten Krauterwinzer im nächsten Kaff mit engem Winkel in der Dorfstraße und noch engerer Hofeinfahrt. Und so weiter, bis dann abends gegen sechs, halb sieben der Tourenplan abgearbeitet und die Tanks voll sind. Da geht es dann zur Kellerei ganz im Norden, wo die Önologen, die noch Kellermeister heißen, manchmal ganz verzückt sind bei der sofortigen Probe der Tankfüllung: Diese Südpfälzer Trauben aber auch! Und da kostet er dann auch mal einen kleinen Schluck, bevor er mit dem leeren Tankwagen wieder rückwärts durch die Dörfer und erneut an den engen Ecken vorbei zum Spediteur fährt und von dem mit dem Moped nach Hause und voller Stolz: Mit Marx im Kopf und dem Lenkrad in der Hand jeden Renaissancewinkel der Straße und jeden auf sie hinausragenden Stauferbuckel der Sandsteinfassaden gesehen, aber dennoch nie touchiert, und sogar das Rangieren des Anhängers in vertretbarer Zeit, trotz aller Huperei, gemeistert: Er und der Lastzug, der so viel schwerer zu fahren ist als ein Sattelzug.

Einmal wurde ich zu ihm gerufen und bin dann den ganzen Tag mitgefahren. Zunächst ist da nur dieser einzigartige Duft jungen Weines: In dem kleinen Keller, zu dem ein so enger Hof führt, dass der Tankwagen draußen auf der Dorfstraße hat ste-

henbleiben müssen. In dem Keller vor den zwei Tanks bin ich sofort leicht berauscht, wie auch Stephan und der Winzer, ein altes, verknorzeltes Männchen, es schon sind. Da begreife ich, warum ich dorthin beordert worden bin: Die Maische ist schon stark vergoren, die Gärgase sind aus den Tanks in den Keller entwichen und die Luft voller Kohlendioxid, diese Luft, die so lecker nach jungem Wein riecht. Ich, der ich den für den Alten zuständigen Kollegen nicht entdecken kann, konzentriere mich. Doch Stephan, laut zusammen mit dem Winzerchen lachend, packt es plötzlich am Arm und zerrt das alte Männlein raus aus diesem verkramten Keller mit den beiden Tanks und den in Dämmer und Staub fast unkenntlichen Kiepen, Fässern und der uralten kaputten Kelter. Der Alte beginnt pfälzisch zu fluchen, aber als Stephan oben im Hof „Gas“ hervorbringt, verstummt er. So einen betretenen Blick habe ich selten gesehen. Da kommt die Winzersfrau, verknorzelt wie ihr Mann, doch immer noch mit Erde, Sonne und Himmel ums Gesicht und darin so viel weicher als er. Sie sieht die zwei, die, ohne es auch nur zu merken, fast erstickt wären, und setzt sie auf die Bank, die natürlich im Hof steht, läuft und holt Luft und Wasser, Schnaps und Brot und Zeit.

Da hatte ich gewusst, dass ich gehen konnte, doch weil mir trieselig gewesen war, ich mich ein wenig berauscht und gleichzeitig irgendwie immer noch wie leicht narkotisiert gefühlt hatte, war ich geblieben, bis Stephan abends im Hof der Eltern das Moped abgestellt hatte. Ich muss zugeben, dass das damals trotz des Triesels ein sehr schöner Tag gewesen ist, den ich genoss, sobald ich dort in jenem Hof mit Stephan auf der Bank saß und Luft holte.

Nun fand er aus der Narkose wieder zu sich in Malins Augen. Darin bei sich angekommen, registrierte Stephan eine angenehme Interesselosigkeit in sich. Er lächelte Malin an. Sie flüsterte ihm etwas zu, das er sofort wieder vergaß. Dann sickerte es aber doch langsam in seinen bis dahin vollkommen entspannten Geist: „Es ist alles gut gelaufen!“ – Richtig, da hätte ja auch verdammt viel schief laufen können. Gleich würde er bestimmt auch wieder im Einzelnen wissen, was. Er lächelte sie noch dicker an in diesem schwerelosen Egalgefühl. Irgendjemand machte sich an ihm zu schaffen, wollte etwas wissen. Kalt? Nein. Aber diese güldene Astronautendecke, die man nun trotzdem über ihn breitete, war schon schick, mit diesem Warmluftgebläse

darunter – witzig, das Ding. Schmerzen? Nein. Aber toll zu wissen, dass er sich das Schmerzmittel selbst verabreichen konnte, wenn der Schmerz doch käme – was die aber auch nicht alles haben heutzutage, da, in so einem Krankenhaus. Echt irre. Da fiel ihm ein, dass auch er etwas haben wollte, etwas zurück. Er hatte Malin gebeten, den Talisman in Verwahrung zu nehmen während der OP und dann mitzubringen. Sie gab ihn mit einer Freude zurück, die etwas Neues war. Ihr Blick hingegen, die grauen Augen: die Decken, Kissen, Polster, auf die er dort sinken durfte – all das war so vertraut, weich, gut. Nur hatte sie außerdem einen Zug um den Mund, genauer: Ein Gewicht schien an ihrem linken Mundwinkel zu ziehen, das dort früher nicht gehangen hatte. Er würde darauf achten müssen. Bestimmt hingen dort jetzt aber nur die fast drei Stunden, die die OP offenbar länger gedauert hatte als vorgesehen. Diese Warterei war sicherlich sehr anstrengend gewesen. Dennoch, er würde das im Auge behalten mit diesem Mundwinkel und dieser Falte. Jetzt aber nahm er erst einmal den Talisman wieder in Augenschein und in die Hand, den Malin ihm übergab mit dieser neuen Freude. Das kleine Plättchen aus versilbertem Metall, aus einem Wallfahrtsort, aus seinem Vorleben, nein: dem Leben seiner Eltern, die ihm dieses kleine Metallplättchen in dem schwarzen Kuvert mitgebracht hatten, das er immer im Geldbeutel bei sich trug. Den hatte er nicht mitgenommen ins Krankenhaus, aber dafür ein Mäppchen mit ein paar Dingen. Nun verstaute er darin wieder den Christophorus, dessen Kuvert er noch zu Hause vollständig mit Tesafilm abgeklebt haben musste, weil er offenbar gewusst hatte, dass er es häufig zur Hand nehmen und dass auch Malin es während der OP die ganze Zeit in der Hand halten würde. Neben den paar Dingen, jetzt auch wieder dem silbernen Christophorus, befanden sich in der kleinen Mappe auch einige Zettelchen und Zeitungsrandausschnitte, auf denen er Sätze notiert hatte, keine eigenen: Marx, Adorno, Johnson, die – dem schwarzen Abrieb und Zerknickungsgrad nach zu schließen – sonst wohl auch in seinem Geldbeutel lagen, in den ich aber nie hineingeblickt habe.

Beutel gab es hier auch. Sie füllten sich mit Flüssigkeiten aus Blasenkatheter und Wunddrainagen. Ihre Füllstandsanzeigen wurden vom Personal genauso vermerkt wie der Flüssigkeitsfüllstand seines Körpers, die Schmerzskalaangabe, Temperatur

und – da war Stephan sich sicher und grinste interesselos – sein Geisteszustand. Da alles offenbar normgerecht war, kam dann gegen Abend ein Anästhesist und stellte Stephan auf. Das fand er *strange*. Kam da so ein strammweiß bekittelter Arzt und stellte ihn hin, vors Bett, wie eine Schaufensterpuppe. Legte seine Arme um seinen Rücken, nachdem er ihm das Kommando gegeben hatte, sich auf- und dann an den Bettrand zu setzen, legte seine Arme um seinen Rücken und riss ihn hoch, auf die Beine, vors Bett. Derweil dozierte der, Malin fest im Blick – das sah Stephan genau –, über die Zweckhaftigkeit früher Mobilisierung nach komplexen viszeralchirurgischen Eingriffen. Als er wieder im Bett lag, versuchte Stephan, die nun folgenden jovialen Scherze dieses Arztes nicht tiefer dringen zu lassen. Dahin war an diesem Dienstag schon zu viel gedrunken, das spürte er langsam. Doch die Schmerzmedikation, die er gerade erhöht hatte, entzog ihm gnädigerweise weiterhin einen Teil seiner selbst, und das noch dazu fast, ohne dass er es merkte.

Als der Arzt nach getaner Arbeit gegangen war, sah sich das Paar an, ein wenig verwirrt und ein wenig beunruhigt: Keine von diesen Bewegungen hätte Stephan allein getan, sich nie so hochreißen können. Doch alles fühlte sich, soweit feststellbar, in Ordnung an, und der Rest, das, was sich von ihm selbst nicht feststellen ließ, bewegte sich offenbar im Rahmen der zulässigen Parameter. Das wurde ja alle halbe Stunde überprüft.

Überhaupt: Es piepte wenig auf dieser Intensivstation. Kaum gab es Gerenne. Irgendwann kam sogar der Operateur, allerdings nur der, der die OP dann abgegeben hatte, der Assistent – der konnte nun kommen, denn es gab ja keinen Exitus zu vertreten. Er trug immer noch sein geblümtes OP-Mützchen und fand sich wohl auch sonst sehr *state of the art*, hatte sogar ein Foto vom Tumor dabei: Ja, der sei schon verdammt groß gewesen, aber die minimalinvasive OP sei ganz nach Wunsch und die Schnellhistologie: Glückwunsch, R0! Das sagte dem Paar etwas: Also, soweit nachweisbar, kein Krebs mehr an den Wundrändern des verbliebenen OP-Areals. Stephan grinste dennoch interesselos: Dass histologische Befunde manchmal auch vollkommen und wortwörtlich daneben lagen, das hatte er ja gerade gelernt.

Zu der Verdoppelung der geschätzten OP-Dauer wusste der Mützchenträger nichts zu sagen, aber er gähnte ostentativ: Die Verzögerung hatte er ja auch durchgemacht

und deshalb erst jetzt Feierabend. In den verabschiedete er sich dann auch. – Falls sie noch Fragen, jederzeit; aber gern doch!

Später, als Malin gerade gehen wollte, wurde es dann doch noch hektisch auf dieser Intensivstation: Erst kamen mehrere Ärzte zu einem anderen Patienten in Stephans Zimmer, dann stellte ein Pfleger um das Bett dieses Patienten, das in der anderen Ecke des Raumes stand, einen Paravent, schließlich stürmte ein Notarzt-Team herein, um den Patienten in ein anderes Krankenhaus zu transportieren. Als ich ihnen auf dem Gang hinterherblickte, sah ich eine meiner Kolleginnen gerade ihre Arbeit tun. Malin war neben mich in die Tür getreten und sah ebenfalls, was geschah, sah die von der Trage rutschende Hand, dann schloss sie die Tür ganz schnell, um den Reanimationslärm aus dem Zimmer auszusperren, der allerdings ohnehin bald aufhörte. Stephan aber war schon eingnickt. Sie setzte sich wieder auf den Stuhl vor seinem Bett. Es würde nicht lange dauern, bis er von jemandem, der an ihm etwas maß, etwas abnahm, etwas von ihm wissen wollte, wieder geweckt werden würde, dann könnte sie sich immer noch von ihm für die Nacht verabschieden.

Ich ging damals dann auch. Die Krise war beendet, eine Entwicklung hin zur Katastrophe nicht absehbar. Und Langzeiteinsätze können wir uns ja nur sehr selten erlauben.

Ich hatte nicht damit gerechnet, schon am übernächsten Tag wieder zu Stephan Trauth beordert zu werden, überrascht aber hat es mich natürlich nicht. Ich begab mich durch einen kleinen Fehler der Zentrale zunächst in sein Zimmer auf der Intensivstation und fand an seiner Statt einen leeren Flecken vor – noch nicht einmal ein Bett stand dort. Für mich war die Situation selbstverständlich innerhalb von Sekundenbruchteilen geklärt, doch während ich zu Stephan unterwegs war, dachte ich rasch an den Schrecken, der von leeren Flecken in Krankenzimmern ausgeht, auf denen bis vor kurzem noch ein Bett gestanden hatte, dachte an all die licht- und atemlosen Blicke der Angehörigen auf solche leeren Flecken, mit denen die Krankenhäuser bis unter die Decke tapeziert sind. Dann aber war ich auch schon wieder auf dem Boden der Tatsachen in Stephans neuem Zimmer auf der normalen Station

angekommen, in dem er lag, zähneklappernd, weiß- und spitznasig und mit verdrehtem Torso, darin mittig ein trommelharter Bauch. Ich rief die Daten aus der Zentrale ab: Gestern die fallpauschalengemäße Verlegung von Intensiv auf Station, die Spaziergänge auf dem Flur, der erste mit der Physiotherapeutin, die ihm sicherlich gezeigt hatte, wie man unter all diesen Schmerzen überhaupt aus dem Bett kommen kann; der nächste mit Malin und mitten in die weiße Wolke, genannt „Visite“, die bestimmt zerstoben war, als das Paar in sie hineingeriet; dann der übernächste und auch letzte Spaziergang danach nochmals mit Malin über diesen Flur und immer mit all den Tüten und Beuteln und dem Schmerzperfusor und dem Tropfgestell, und dann der übliche Kampf um die Ordnung der Schläuche beim Hinlegen. Soweit laut unseren Daten alles wie im Lehrbuch und fallpauschalengemäß, gestern.

Jetzt wimmerten Stephans fiebrige Augen nur noch, dass es nicht auszuhalten sei, er selbst konnte kaum sprechen. Noch weniger, als Malin kurz nach mir, doch im Gegensatz zu mir nichts ahnend, das Zimmer betrat. Doch der Umstehenden – zweier Schwestern, eines Arztes – hätte es gar nicht bedurft, um sie zu orientieren. Sie sah Stephans Augen. Und dann verflocht ein Schmerz seinen Körper fast zu einer Kugel, die Knie am Brustkorb.

In diesem Moment kam jener Assistenz-Operateur von vorgestern hinein, schaffte es irgendwie, Stephans Bauch abzudrücken, und veranlasste, dass der Chef geholt wurde. Die Verlegung zurück auf die Intensivstation wurde in diesem Fall entgegen aller Fallpauschalenlogik sehr zügig vorgenommen. Dort hatte man binnen kürzester Zeit auch die Schmerzen wieder im Griff. Die Medikamente hatten jedoch – und genauso schnell – auch Stephans Geist fest im Griff. Ich spürte, wie fern er war, und wurde noch wachsamer, denn das macht gegebenenfalls die Arbeit für unsereins wirklich schwer. Auf das Verhalten, die Aussagen der Ärzte, die Malin einforderte, war nichts zu geben: Alle hatten den Verdacht in den Augen, doch keiner trug ihn auf der Zunge. Wie immer hieß es, man müsse beobachten. Wie immer hieß es, manche Werte seien kritisch.

Meist schlief er. Mitunter war binnen weniger Minuten jenes in Nacken und Rücken zuzubindende, in seinem Falle offene Hemd, das man ihm statt des Schlafanzuges wieder übergestreift hatte, durchgeschwitzt, das Laken nass. Auswirkungen des Fen-

tanyls, erklärten die Pflegekräfte seiner Frau und wechselten ansonsten wortlos und geduldig die Bettwäsche. Anfangs hatte Malin versucht, dabei zu helfen, doch waren ihre Hände immer in die Routinen der geschulten Griffe geraten, und so hatte sie es aufgegeben, bevor man sie darum hatte bitten müssen.

Beobachtet wurde Stephan bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages. Dann rauschte der weiße Schwarm ins Zimmer und der Chirurgenchef selbst verkündete die Notoperation: Verdacht auf Sepsis, wir müssen gucken, ob mit der Naht was, gleich werde man ihn abholen. Stephan nahm die Nachricht gefasst auf: in der chemischen Rüstung. Malin, die die Nacht bei ihm hatte verbringen können, nahm die Nachricht, soweit ich es sehen konnte, ebenfalls gefasst auf: Sie klappte das Visier herunter, legte die Lanze wieder ein und schien erneut bereit zum Kampf.

Diesmal dauerte er nur vier Stunden. Schnell nach der OP war Stephan nicht mehr sonderlich benommen. Die Schmerzmittel wirkten. Über den Talisman freute er sich wie beim ersten Mal. Seine Augen strahlten, aber es war kaum noch Fieber darin. Später kam der Chirurgenchef. Er hätte selbst operiert, so verkündete der ernst, doch ruhigen Auges, und erläuterte dann die Lage. Ja, die Naht. Wie die hätte reißen – tja. Doch man werde mindestens noch einmal den Bauchraum spülen müssen, vielleicht auch öfter, das wisse man ebenfalls nicht, abwarten, deshalb wäre es vielleicht auch besser gewesen, und hier warf der Arzt einen kurzen Seitenblick auf Malin, wenn man Stephan im künstlichen OP-Koma belassen, doch insgesamt, jaja, alles prima!

Als der Chirurg gegangen war, sah Stephan Malin an und wollte das mit dem Seitenblick verstehen. Die Frau biss ein paar Tränen weg und erzählte ihm, dass während der OP die Anästhesistin zu ihr herausgekommen war und gefragt hatte, ob man ihn offen lassen solle.

„Offen lassen?“

„Ja, »offen lassen«. Weil man bei einer so großflächigen Bauchfellentzündung mehrfache Spülungen durchführen muss. Und da ist eine offene Bauchdecke wohl einfacher zu handhaben. Den Patienten legt man in ein künstliches Koma.“

Stephan stellte sich vor, wie sie da vor der Ärztin stand, in diesem Gang, auf dem es nach Desinfektionsmitteln und langsam verklumpenden Körpersäften roch, in einem Leib ohne Haut, und bedankte sich.

Wie „prima“ alles in Wirklichkeit aussah, das erfuhren die beiden bald darauf beim Verbandswechsel. Aus den drei minimalinvasiven Schnittchen war jetzt das geworden, was darunter auch schon nach der ersten Operation gewesen war: Ein Kriegsschauplatz. Er führte quer durch Stephans Nabel. „Schau nur: Quer durch“, sagte er. „Welch ein Schlachtfeld.“

Draußen verging der Tag in Hitze. Das Zimmer, die ganze Station heizten sich allmählich auf. Es gab dort Alu-Jalousien, keine Klimaanlage, die hatte man nur im Foyer des Krankenhauses eingebaut, doch dahin gelangen zu können, um sich in einer Ledersesselchen zu setzen, war für Stephan ein so absurder Gedanke, dass er über ihm rasch einschlieft. Er schlief überhaupt viel, schwitzte viel, lächelte viel. Malin tupfte mit dem Waschlappen, las vor, kühlte und küsste. Ab und an ging sie dahin, wo der Tag verging, um mit der Familie, den Freunden zu telefonieren. Als die Nacht gekommen war, konnte sie die noch einmal bei Stephan in diesem Zimmer verbringen. Die Nachtschwester verkündete neben dieser Erlaubnis auch die aktuelle Anweisung: Morgen schon würde die nächste OP erfolgen. Vorhin hatte sich der Chirurgenchef ja noch nicht festlegen wollen. Der Urteilsspruch jetzt konnte also nur zweierlei bedeuten: Entweder Stephan, der beim Besuch des Arztes recht munter gewesen war, hatte den Eindruck vermittelt, dass man ihm den nächsten Eingriff schon morgen zumuten könne. Oder seine Werte waren so besorgniserregend, dass der Eingriff schlicht lebensnotwendig war.

Ich versuchte, mich an das Gesicht des Chefchirurgen zu erinnern, an seine Körperhaltung, die aber so strammweiß gewesen war wie immer. Auch sein Blick hatte nur die metiergemäße feste Ruhe ausgestrahlt, und seine Lippen hatten jenes leicht ironische Lächeln getragen, das er vermutlich bis heute vor dem Spiegel übt.

Stephan sah Malin an: „Dann halt morgen!“ Dass es noch weitergehen musste, hatten sie ja gewusst. Ich blieb also, so wie Malin auch noch einmal bei Stephan bleiben konnte, weil das Zimmer immer noch nur von ihm belegt wurde.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Es herrschte therapeutischer Frieden im Krankenhaus: Keine Untersuchungen, keine Behandlungen, noch nicht einmal Visite. Nur die Notfälle, die wurden natürlich versorgt.

Doch diesmal ging es ganz schnell. Nach nur einer knappen Stunde schon war Stephan aus dem OP raus und wieder zurück auf der Intensivstation. Und dort wurde ihm im Beisein Malins auch nochmals versichert, dass das ja gar keine „richtigen“ Operationen mehr seien, sondern nur Eingriffe, genauer: „Spülungen“. Sich das noch genauer vorzustellen, verbot er sich, nicht aber die Frage, ob man noch einmal, noch zweimal, noch wie lange würde „spülen“ müssen. Der Chefchirurg, der am Nachmittag vorbeischaute, bejahte, aber er gestand Stephan wenigstens ein Quentchen Hoffnung zu, indem er ein „Vermutlich noch einmal“ anhängte und einen freien Tag: Erst am Dienstag, genau eine Woche nach der ersten OP, würde es aller Voraussicht nach weitergehen. Noch während der Arzt aus dem Zimmer ging, sprang in Stephans Kopf ein Band an: Würde es weitergehen: Abspritzen, Aufmachen, Durchspülen, Zumachen, Aufwachen. So würde es weitergehen. Wie oft – das war so offen wie das Schlachtfeld auch: Offen, zerrissen seine Mitte, quer durch, das Wie-oft, quer durch seinen Kopf, seinen Nabel. Als er Malin ansah, sah er auch dort nur das Gleiche, endlose Wiederholung, Spiegel im Spiegel.

Er schlief viel in den kommenden Stunden, die ich noch blieb. In ihnen sah ich seiner Frau dabei zu, wie sie auf einen neuen Bettnachbarn reagierte: Einen 18-Jährigen, der ein Magenband verpasst bekommen hatte und ihr die Qualen schilderte, welche damit verbunden gewesen waren, zuvor fünf Kilogramm Gewicht zu verlieren. Malins Blicke bargen eine kleine Portion Ekel, doch die war zu winzig, um von dem munter plappernden Jungen wahrgenommen zu werden.

Ihr selbst erging es kurze Zeit später allerdings ähnlich, obwohl sie fast nichts sagte: Ein Arzt, der bei der heutigen „Spülung“ assistiert hatte, kam, um nach Stephan zu

sehen. Er war nicht gar so straff und strahlend gekleidet und hatte lange, schmale Finger, für deren Spiel ich mir Klaviertasten gewünscht hätte, keine Darmwindungen. Er deckte Stephan mit diesen schlanken Fingern auf, besah den Mull über dem Schlachtfeld, zog die Nase kraus und ging wieder, hastig. Denn es lag ein strenger Geruch in der Luft. Malin indes bemerkte den erst etwa eine halbe Stunde später. Die Eile des Arztes aber war ihr offensichtlich aufgefallen: Sie hatte ihm in einer Mischung aus Missbilligung und Verunsicherung nachgeblickt, als der ziemlich plötzlich von Stephans Bett aufgestanden war und sich verabschiedet hatte.

Nachdem Malin den Geruch identifiziert hatte, sagte sie Stephan, dass sie froh sei, denn sein Darm habe endlich wieder seine Tätigkeit aufgenommen. Stephan sah sie mit großen Augen an, es dauerte einige Zeit, bis er begriff. Dann klingelte er, weil ihm klar wurde, dass Malin allein ihn jetzt nicht ins Bad bekommen würde. Der Pfleger stellte zu allererst einen Paravent vors Bett. Da spannte ich mich ein wenig an eingedenk der letzten Paravent-Szene in jenem Zimmer. Doch die Handgriffe des Pflegers waren ruhig, sein Blick warm und sein an Stephan gerichteter Satz lautete: „Freuen Sie sich, endlich haben Sie mal wieder Stuhlgang!“ Und so freute sich das Paar, neben aller Scham, die in beiden brannte, in Stephan allerdings weniger heiß als das wieder aufgeflackerte Fieber. Und ich entspannte mich und ging dann bald. Auch Malin würde heute Abend gehen müssen, weil der Hungerkünstler im Nachbarbett lag und ihre Übernachtung dort, selbst nur auf einem Stuhl, verhinderte. Stephan war nicht zu müde, um das – entgegen seinem heimlichen Wunsch – gutzuheißen: Dann könne sie endlich wieder einmal ein paar Stunden am Stück schlafen, so sagte er ihr. Malin gab sich sichtlich Mühe, ihm den Eindruck zu vermitteln, dass sie das auch glaube.

Ich fand mich dann zur nächsten sogenannten Spülung wieder bei Stephan ein. Der Tag dazwischen war mir sehr recht gekommen, denn wir haben ja immer mehrere Klienten gleichzeitig zu betreuen.

Als ich Dienstag früh auf die Intensivstation zurückkam, musste ich Stephan erst wieder suchen: Er hatte gerade in ein Einbettzimmer umziehen können, ein winziges

zwar, aber immerhin bot es Raum für Privatheit. Gleichwohl erschrak ich, wenn ich mich recht erinnere, ein wenig, als ich auf den Gesichtern des Paares – Malin war schon wieder vor Ort – eine merkwürdige Blödigkeit wahrnahm: Offenbar war beiden die Zeit aufgegangen wie Hefeteig. Und nun erschien ihnen das Abspritzen-Aufmachen-Durchspülen-Zumachen-Aufwachen als Zukunft: So würde es weitergehen. Es würde weitergehen. Immerhin. Kein Ende. An diesem Punkt brachen Stephans Gedanken regelmäßig ab. Schon das „Aufwachen“ dachte er immer in eine Stille hinein. Es war eine Fehlzündung der Buchstaben in seinem Kopf, und wenn die letzte Silbe verreckt war, trat zunächst eine Pause ein, bis es mit dem Abspritzen wieder von vorn begann. Seine Frau riss sich offensichtlich zusammen, doch wenn sie Stephans Sicht entzogen war, sah auch sie aus, als wäre die Zeithefe ihr ins Hirn gequollen, ginge dort unablässig auf und erstickte jedes Wort.

Da kam Schwester Barbara, und ich erschrak erneut. Sie war fett und fettig. Sie trug auch bei einer Sepsis keine Handschuhe, wenn sie eine neue Infusion anlegte. Sie war der Typ „Wie geht’s uns denn heute?“. Und sie hatte einen untrüglichen Sinn dafür, dass zwischen Stephan und Malin etwas war, das zu verstehen ihr versagt bleiben würde. Auch Stephan sah sie mit ängstlichen Augen an – offenbar war sie schon gestern hier gewesen. Jetzt drängte sie darauf, dass nun doch unbedingt mal endlich wieder sein Stuhlgang in die Gänge kommen müsse, lachte über diesen Satz, und verwies darauf, dass das doch von allen Ärzten im Krankenblatt vermerkt worden sei. Die „Spülung“ werde ohnehin erst ab dem Mittag stattfinden, wenn die richtigen OPs durch seien, da solle er jetzt ein kleines Abführmittelchen, es sei doch schon seit zwei Tagen nicht mehr der winzigste Krümel – oder etwa doch, die zwei seien ja etwas eigen, man wisse bei ihnen ja nie so ganz?

Nach Rücksprache mit dem Pfleger, der den letzten Stuhlgang begleitet hatte, nahm Stephan dann das Laxans ein. Denn es würde mit Sicherheit binnen der nächsten zwei Stunden wirksam werden, und dann wäre bis zur „Spülung“ noch genug Zeit.

Es wurde weder binnen der nächsten zwei noch binnen der nächsten drei Stunden wirksam. Als es nach fast vier Stunden wirksam wurde, geschah dies vollkommen unvermittelt. Das Paar klingelte, auf dass man sich ums Bettzeug kümmere, derweil es selbst sich in der winzigen Nasszelle um das Wesentliche kümmern wollte. Auf

dem Weg dahin kam der vertraute Pfleger ins Zimmer, erfasste die Situation mit einem Blick, lächelte Stephan freundlich an, gratulierte ohne jede Ironie und reichte Malin Waschlappen und Handtücher aus dem normalerweise gut gehüteten Klinikbestand. Dann schloss sich die Tür zum Miniaturbad hinter ihnen. Sie hörten gerade noch, wie eine Schwester mit der Meldung herbeigeeilt kam, dass der OP jetzt bereit sei. Da hatten die zwei im Bad zu kämpfen: Gekrümmt durch die Naht, die durch seine Mitte lief, stand Stephan zitternd und brauchte ein Weilchen, bis er Malin ansehen konnte; sie, mit hochgezogenen Schultern und leicht vorgerecktem Kinn, stand und sagte: „Wir, Du und ich, nehmen uns jetzt alle Zeit, die wir hier brauchen. Der OP wird warten.“

Da ging die Tür auf. Sie hatten gerade das warme Wasser aufgedreht, dieses hinten offene Krankenhaushemd zu Boden sinken lassen. In der Tür stand Schwester Barbara, ließ ihren wässrigen Blick über Stephan hinweg gelieren und quiekte: „Das ist ja widerlich!“

Es war einer jener Momente, in denen ich uns immer wieder und so gern etwas zuspräche, das wir nicht haben, so eine Mischung aus Entscheidungsgewalt und Kraft. So gern hätte ich da den Kollegen rufen lassen, der für Schwester Barbara zuständig ist, hätte ihn mit jener Entscheidungsgewalt und Kraft ausgestattet wissen wollen, und dann einfach darauf gewartet, dass sie durch seinen Blick geht. Immer, wenn diese Momente vorüber sind, bin ich sehr froh, dass uns genau das fehlt: Entscheidungsgewalt und Kraft. Entscheiden, das tut der Klient. Und Kraft – wir öffnen nur unsere Augen, wir sehen nur hin.

Das erste Mal, dass mein Blick auf Stephan gefallen war, als Malin an seiner Seite gestanden hatte, das war in einem Urlaub gewesen. Sie hatten auf den Felsen von Mykene nebeneinander erst gestanden, dann bald gesessen.

Diese Ecke der Welt besuche ich nur ungern. Freilich komme ich nicht umhin, auch dort immer wieder präsent zu sein. Doch es ist anstrengend da. Überall gibt es Getuschel und Gezischel aus dem Untergrund. Alle meinen, etwas zu wissen, zumindest

zu ahnen. Jeder Winkel ist voll von vielsagenden Blicken, bedeutungsschwangerer Stille. Und dort, wo eins einen Verdacht wittert, finden sich bald viele ein; sie sind ja meist sehr mobil, die guten Seelen. So war es auch damals. Dabei wollte ich ursprünglich nur das Auto kurz inspizieren, um festzustellen, ob ich vielleicht in Bälde gebraucht werden würde, der Auftrag war da mal wieder etwas diffus gewesen. Die beiden hatten in ihrem Urlaub vor Ort einen Wagen gemietet, irgendeinen Kleinwagen, der zwar noch nicht alt war, aber bald einen Motorschaden haben würde.

Sie, die Späten, sind sehr früh, noch fast im Morgengrauen, aufgebrochen, wohl um vor dem großen Auftrieb dort zu sein. Ich komme erst an, als das Paar schon durch das Löwentor gelaufen ist. Wie dort üblich lockt mein Erscheinen allerhand ungebetene Gäste an. Und das Gezischel und Gewisper beginnt. Ob heute tatsächlich einer von oben in die Tiefe steigen würde? Wessentwegen ich wohl da sei? Doch hoffentlich nicht wegen des jungen Mannes mit dem Blick, der sich so zärtlich über das Land legt und aufs Gesicht der Frau neben ihm, denn sie sind zunächst über die große Rampe zum Palastbereich hinaufgestiegen, haben sich nun dort nebeneinander auf die Felsen gesetzt und schauen über die Argolis, deren irdene Hügel von Olivenbäumen getüpfelt sind, nach Süden fast bis zum Meer und in den Himmel. Die Hitze des Spätsommertages zieht nur langsam auf, und sie lassen sich ebenfalls Zeit.

Ich gestehe: Obgleich die Auto-Inspektion nichts ergeben hatte, das auf die Notwendigkeit meiner Anwesenheit hier gedeutet hätte, und obschon mich das Gezischel und Getuschel, das eingesetzt hatte, enervierte, beschloss ich nach entsprechender Rückmeldung an die Zentrale, dort noch ein wenig Zeit zu verbringen: Solche Blicke sehe sogar ich selten. Ich folge also den beiden eine Zeit lang, als sie sich dann zum Besichtigungsrundgang anschicken. Sie steigen noch einmal zum Eingang herab und hören, wie die Kyklopen ächzen, als sie die Mauerquader bearbeiten und aufeinander-schichten, den Löwenstein einpassen und schließlich Perseus' Wohlwollen ernten (denn auch da ächzen sie, weil ihnen das peinlich ist). Ich sehe derweil die vielen von unten, die sich versammelt haben. Cassandra kann reden, was sie will: Alle flüstern prophylaktisch betreten durcheinander. Ich würde doch wohl nicht, und gerade ihn, so jung, so klug, so schön und so unter der Liebe Segen. – Irgendwann zische ich zurück, dass es hier heute nichts zu sehen geben werde: Die thanatonisch tönenden

Gaffer möchten doch bitte auseinandergelassen werden und sich nicht schon wieder in meine Geschäfte einmischen! Der Motorschaden des Mietwagens sei noch nicht an der Zeit.

Wen der dann tatsächlich getroffen hat, weiß ich übrigens nicht.

Der Chor drosselt jetzt immerhin ein wenig seine Lautstärke, und die Schatten verflüchtigen sich in der Mittagssonne, die nunmehr am Himmel steht, doch bleibt leider beides unbeugsam: das Paar dort auf den Ruinen und die Gerüchte drumherum. Die zwei kraxeln in jeden Winkel, der betreten werden darf, lesen immer wieder nach, halten beständig inne und blicken so genau auf die wenigen Spuren, die der Felsen trägt, wie in ihre Phantasie. Und so ist es kaum abzuwenden, dass sich beide, das Paar und der Chor, in der Zisterne am östlichen Rand des Hügels begegnen werden. Ich bin viel zu lange schon dort geblieben, und mir läuft der Schweiß in die Augen. Ich bin ja nicht so der Sonnentyp, meine Zeit ist das früh hereinbrechende Herstdunkel und mein Wetter der Novemberregen. Als ich jedoch sehe, dass beide im Begriff sind, sich über den Weg zu laufen, wird mir in aller Sonnenglut kurz kalt. Solche Unfälle passieren, selten, aber sie passieren. Und durch sie entsteht ein Chaos, löst sich die Tinte aus den Büchern, fallen die Töne aus allen Wolken – das Grauen schlechthin. Für einen kurzen Moment wirbelt alles so schnell durcheinander, dass ein einziger Stillstand ist. Da wieder Ordnung zu schaffen, ist ein wahrhaft unmenschlicher Kraftakt. Und natürlich will's hinterher niemand gewesen sein. Mir stockt also das Denken. Doch eine Familie aus Des Moines, Iowa, die auf den knochenbleichen, zerfallenden Stufen der Zisterne erst hinab- und dann wieder hinaufwankt, laut schimpfend über den geschlossenen Zugang unten, verhindert das Zusammentreffen durch blanke Körpermasse und simplen Lärm. Das Fett der Familie schichtet sich in den Raum und ihr Meckern in die Luft, so dass die feinen Risse, die sich in beidem aufzutun begonnen haben, zugestopft werden und das Gewisper unten steckenbleibt.

Allerdings nimmt die Frau, Malin, die, so oft der Weg breit genug dafür ist, neben Stephan geht, einen Stein mit, den sie an der Nordtreppe der Palastruinen findet. Deren sieben noch verbliebene Stufen enden derzeit im felsigen Nichts und sind fast alle alabasterweiß. Die erste Stufe von oben aber, von der aus man eine herrliche Aussicht hat, ist auf ihrer rechten Hälfte brüchig blau, fast wie emailliert. Ein Stück-

chen dieses Steins, der seltsame, haarrissfeine Kerben trägt, hebt Malin auf, betrachtet es lange, nennt es dann „Scherbe von Elektras Kamm“, was Stephan lachen lässt, und steckt es in den Rucksack, als sie dort am späten Nachmittag ein zweites Mal Pause machen. Das habe ich noch gesehen – mit einer kleinen Besorgnis, aber vermutlich saß mir nur der Schreck ob jener beinahe erfolgten Durchmischung noch in den Knochen. Dann ging ich meiner Wege, hatte ich mich doch viel zu lange schon dort verweilt.

Das war dem Paar in jener Nasszelle nun nicht vergönnt. Nachdem Schwester Barbara jenen Laut aus sich herausgequetscht hatte, und Malin – im Arm Stephan, in der Hand, der anderen, die Türklinke – die Tür hatte zuziehen wollen, stürmten weitere Pflegekräfte ins Krankenzimmer, die mit einer schmalen Transportliege direkt aus dem OP-Trakt gekommen waren und Stephan nun drängten, sich dort hinauf zu legen. Den Blick beider Augen, als Malin ihn mit seinem schmutzigen Krankenhaushemd gerade so noch zudecken konnte, er ihr dabei zu helfen versuchte, schon im Liegen und unterwegs gen OP-Schleuse, und beide doch unverwandt einander ansahen, also blind an diesem dünnen, dreckigen Stoff herumzogen – diesen Blick werde ich nicht so schnell vergessen.

Das Donnerwetter des nunmehr schneidiggrün gewandeten Chirurgenchefs über diese „Sauerei“ bekam Stephan schon nicht mehr mit – ihm galt es ja auch nicht. Die sogenannte Spülung, die dritte nach der eigentlichen Operation, erbrachte ein erfreuliches Ergebnis: Die Bauchfellentzündung war abgeklungen. Man konnte Stephan richtig zumachen. Es würde keiner weiteren Lavage mehr bedürfen. Was alle, die da ein letztes Mal auf sein offenes Abdomen blickten, aber auch wussten, das war, dass das Schlachtfeld, das sie daraus gemacht hatten, eines von der wirklich üblen Sorte war: Nach jeder „Spülung“ hatten sich bereits Verklebungen auszubilden begonnen, so auch jetzt wieder; und nach jeder „Spülung“ war das schlimmer geworden – Stephan also würde auch einer von denen sein, die dauerhaft unter Verwachsungsschmerzen leiden, einer von denen, die manchmal an diesen OP-bedingten Gewebeklumpen und Organverklebungen zugrunde gehen. Aber das würde man ihm natür-

lich nicht sagen. Die Ärzte, die OP-Schwester mussten sich darüber gar nicht mehr verständigen, Anfänger standen nicht am Tisch.

Als Stephan wieder auf seinem Zimmer war, spürte er sehr genau, dass man ihm etwas nicht sagen wollte: Man wollte ihm nicht sagen, dass Malin nie wieder käme, dass man sie von ihm fernhielt, dass man ihn dort noch ein paar Mal abspritzen, aufmachen, durchspülen, zumachen, aufwachen und dann irgendwann sterben lassen würde. Und dass man Malin von all dem und ihm fernhielt. Dass sie sich nie wieder sehen würden. Er spürte das sehr genau. Denn sie war nicht da. Sie kam nicht. Ihr Rucksack lag auf dem Hocker in der Ecke schräg vorm Bett. Sie würde ihn nicht mehr zurückerhalten. Er würde sie nie mehr zurückerhalten. Er hörte es durch das Flüstern der Pflegekräfte hindurch, er spürte es an der Leere dieses Zimmerchens, in dem sie nicht war, in das sie nicht kam. Sie kam nicht mehr. Nie mehr. Sie war immer gekommen, immer, wenn er gerade zu sich gekommen war, war auch sie zu ihm gekommen, bisher jedes Mal. Jetzt war sie nicht da, war nicht gekommen, würde nicht, würde nie wieder kommen. Sie war nicht mehr da.

Stephan starrte auf diesen Rucksack.

Die nun, am Nachmittag, zuständige Krankenschwester notierte ins Krankenblatt „wirkt leicht abwesend“. Aber alle Werte, die sie soeben von ihm abgenommen hatte, waren – endlich – zufriedenstellend, was zählte da ein Eindruck, eine Wirkung, die sich nicht messen ließ wie die der Medikamente. Einmal fragte er nach seiner Frau. Doch woher sollte sie schon wissen, wo die war. Und so vertröstete sie ihn mit den in diesen Fällen üblichen Floskeln.

Die Schwester ging wieder, kam frischoperiertenturnusgemäß eine halbe Stunde später zurück zur Wertabnahme und sah Stephan immer noch diesen Rucksack anstarren mit bemerkenswert geweiteten Augen. Doch er war weiterhin ansprechbar, wenngleich etwas unkonzentriert, aber nun ja, gut, nach der Tortur, so dachte sie wohl.

Da ging die Tür auf, und Stephans Blick noch ein bisschen weiter. Er spürte, wer dort in der Tür, die er vom Bett aus nicht einsehen konnte, stand, einen ungläubigen Moment dort verharrte, um dann zu ihm zu fliegen (ich frage mich immer noch, ob

sie sich zu ihm gebeamt hat, denn ich glaube, nach einigen Beobachtungen dieser Art der Annäherung, dass die Menschen das jetzt schon können, jedenfalls in einem gewissen Maße) – zu ihm zu fliegen und ihn in die Arme zu nehmen, ganz sachte und mit geschlossenen Lidern. Malin sah in diesem Moment schlimm aus, ihr linker Mundwinkel zuckte unablässig gegen das in ihm hängende Gewicht an, doch Stephan konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er registrierte ohnehin erst einmal nichts außer der unglaublichen Erleichterung, seiner, ihrer. Sie sagte dann: „Sie haben mich vergessen, sie haben vergessen, mir Bescheid zu sagen, ich habe die ganze Zeit vor der Stationstür gewartet, sie haben es einfach vergessen.“ Die Schwester nahm die Werte und die Worte mit vollkommen unbeteiligter Miene zur Kenntnis. Als Malin dann aber mit ihrem Handy den Bruder von Stephan anrief, um ihm zu sagen, dass alles in Ordnung und nur ein dämliches Versehen Schuld an der Verzögerung sei, verließ sie mit zusammengekniffenem Mund das Zimmerchen. Sekunden später, Malin telefonierte noch, denn der Bruder war nach all dem Warten in der Ferne aufgedreht und redselig, kam ein strammweißer Arzt hereingerauscht – der Puppenaufsteller – und rief sie heraus. Ich lehnte mich gegen die Wand und hörte, wie er die Frau anfuhr: Was ihr einfalle, hier zu telefonieren, und was ihr einfalle, derartige Lügen über das Personal, und ob sie nicht wisse, dass sie hier schon mehr als genug Privilegien. Malin antwortete fast tonlos, aber deutlichst vernehmbar: „Wenn Sie mich noch einmal der Lüge bezichtigen, wird wenigstens das Konsequenzen für Sie haben, wenn schon nicht Ihre schiefgegangene sogenannte Mobilisation, der mein Mann aller Voraussicht nach verdankt, fast krepirt zu sein und dreimal nachoperiert werden zu müssen. Und übrigens: Die Erlaubnis, ab und an das Handy hier zu benutzen, die haben wir ganz offiziell eingeholt.“ Der eben noch straffe Kittel hatte nun bestimmt ein paar Knitter. Der Arzt schnappte hörbar nach Luft und fing schließlich erneut an, Worte hervorzustoßen: Diesmal probierte es der Anästhesist mit der psychologischen Variante und begann, von seinen drei Söhnen zu sprechen, die er über alles lieben würde – nur eben nicht über sein eigenes Leben, denn ihm sei ja vollkommen klar, dass auch die jederzeit sterben könnten, er dann aber weiterleben müsse. Da begann Malin zu lachen, sagte: „Vermutlich müssten Sie weiterleben, um Ihre Patienten schnellstmöglich mobilisieren zu können“, und ging wieder ins Zim-

mer zurück. Dort entschuldigte sie sich bei der Schwester, die ja tatsächlich nichts dafür konnte, dass die Kollegin aus der Frühschicht Malin vergessen hatte, und sah, dass Stephans Augen kleiner geworden waren.

Er wagte ein vorsichtiges Lächeln: „Ich habe leider nur ein etwas mickriges Geburtstagsgeschenk für Dich: Heute war die letzte »Spülung«.“

Vermutlich freuten sie sich darüber zu gewaltig, denn am nächsten Tag setzte der Durchfall ein. Jetzt aber war alles Fest und das Zimmerchen ein Tanzsaal voller Kerzen.

Dergleichen sehe ich selten. Doch es täuschte mich nicht darüber, dass weiterhin eine unklare Situation vorlag. Allerdings war es auch offensichtlich, dass es meines Bleibens aktuell hier nicht mehr bedurfte. Das kam mir gelegen, denn ein anderer meiner Klienten hatte soeben einen Alarm ausgelöst, und ich war froh, den Dienst selbst durchführen zu können, anstatt meine Vertretung damit betrauen zu müssen. Im Gegensatz zu Stephans war diese Angelegenheit übrigens vollkommen eindeutig und entsprechend rasch zu regeln: Ein Verkehrsunfall unter Beteiligung eines Sattelzugs, kein schöner Anblick zwar, aber der Klient war froh über meinen Blick. Das ist keineswegs immer auf Anhieb ausgemacht. Häufiger gibt es zunächst ein Taxieren seitens des Klienten, während ich noch darum bemüht bin, die Lage zu erfassen und entsprechend behutsam meine Blicke erst einmal nur schweifen lasse. Manchmal starrt der Klient mich dabei derartig an, dass ihm die Tränen kommen – geht es dann doch für ihn vermeintlich darum, wer als erster die Lider senkt oder zumindest die Augen abwendet. Ein Irrtum: Ich blicke ihm in solchen Situationen nie in seine, allenfalls sehe ich ihm noch auf die Lippen. – Denn dann ist es noch nicht an der Zeit. Meine Kollegen und ich sehen erst hin, wir heben erst unseren Blick, wenn der Klient vom Kampf ablässt, auch vom sinnlosen Versuch des Blickemessens, und mit entspannten Lidern zur Passage durch unsere Pupille bereit ist. Das war bisher noch jedes Mal so, und es wird so bleiben, auch bei den Klienten in der Flugbahn einer Kugel oder der Druckwelle einer Bombendetonation: Unser Alarmsystem ist ja präzise genug, um rechtzeitig zuvor eine Begegnung zu ermöglichen.

Bei Stephan wurde es dann schon am nächsten Tag wieder so heikel, dass ich gegen Abend erneut zu ihm ging. Der Tag hatte mit massiv wieder einsetzenden Körperfunktionen begonnen und war davon für viele Stunden geprägt gewesen – ganz ohne alles medikamentöse Nachhelfen. Was die Ärzte froh stimmte, war für Stephan ein Marathon. Zunehmend stauchte ihn die Rennerei zusammen, wo doch die Naht ihn schon kürzer gezogen hatte, und so lag er dann abends ein paar Zentimeter kleiner in jenem Bett und noch blasser und durchgeschwitzt. Dennoch hatte er die Kraft sich zu freuen, wie ich überrascht feststellte: Nach meinem gestrigen Fortgang hatte sich sein Bruder für heute zum Besuch angekündigt. David, der Arztinderfamilie, hatte einen Tag in der Praxis frei nehmen können und spontan einen Flug gebucht. Was Stephan allerdings nicht gewusst hatte: Auch der Vater kam mit, samt leichter Flugangst und einem kleinen Hexenschuss. Kurz, nachdem ich eingetroffen war, betraten die beiden das Zimmerchen, das vom Tanzsaal wieder auf Einzelzellenmaß zusammengeschrumpft war. Und in diesem Augenblick sah ich unter aller Überraschungsfreude herzasende Angst: Die zwei Besucher blickten beklommen um die Ecke zum Bett, die beiden im und am Bett blickten sie beklommen an: so ernst? – Ja: so ernst! Und dann war dieser Moment auch schon vorbei: Er zerstäubte in Stephans leisem Lachen, das alle ansteckte. Doch fast, als hielt sich noch ein Rest davon in der trockenen, heißen Luft des Zimmerchens: Ein paar Minuten später stolperten die vier Herzen schon wieder übereinander. „Mach, dass ich hier rauskomm’!“ das hatte Stephan da gerade seinem älteren Bruder, dem Arztinderfamilie, gesagt. Darauf war der so wenig gefasst, wie Stephan es auf den Besuch des Vaters gewesen war. Ich blickte vorsichtig von einem zum anderen der vier, die sich alle nicht ansahen, die alle nach unten schauten, und fragte mich, was wohl länger stehenbleiben würde: die Tränen auf den Kanten ihrer Unterlider oder dieser Satz im Raum. Malin versuchte, den Bann zu brechen: „Dafür sorgen wir alle zusammen, auch Du! Und wir haben damit schon längst angefangen, wir alle“, und sie erzählte den Besuchern von den heutigen Fortschritten, während der Vater sich verstohlen in sein Stofftaschentuch schneuzte. „Ja, viele kleine Schritte zum Clo – aber ein großer Fortschritt der Medizin“, kommentierte Stephan, und damit war der Bann dann tatsächlich gebrochen. Überhaupt, es wurde viel gelacht, von Stephan allerdings wie schon zuvor nurmehr

verhalten und mit gehaltenem Bauch. Das Zimmerchen geriet dadurch in Schwingungen. Und auch durch die sanfte Melodie pfälzischer Stimmen, der Dialektworte, ihrer Familiensprache – und durch die wieder zunehmende Synchronizität der vier Herzrhythmen.

Malin hatte sich gegen die Wand gelehnt, sie stand ganz dicht neben mir und spürte gewiss auch das leichte Zittern des Betons, der von den Schwingungen in Vibrationen versetzt wurde. Andernorts war kein Platz mehr für sie. Es gab nur einen Stuhl im Zimmerchen und eine freie Bettkante, denn an der anderen Seite vom Bett standen das Tropfgestell und der Perfusor. Und ich spürte, dass sie fühlte, dass dieser Besuch gut war für alle drei, den Vater und seine beiden Söhne, den immer wieder ohnmächtigen und den machtlosen.

Stephan war bald wieder müde. Dass er einfach ein bisschen einnickte, und man dennoch dableiben, ein wenig leiser dann vielleicht miteinander reden könnte, das war den beiden Besuchern sichtlich unheimlich, obwohl er es ihnen gesagt hatte. Sie drängten, als er deshalb wieder einmal die Augen aufriss, um nicht einzuschlafen, zum Abschied. Da kam Stephan erneut zu Bewusstsein, dass er aus der Welt gefallen war: Er wäre einfach nur froh übers Erwachen, würde sich um Versäumtes nicht scheren, wäre nur glücklich übers Wiederkommen – noch dazu inmitten vertrauter Stimmen, Worte und Herzschläge. Doch den Besuchern aus der Welt, aus der er gefallen war, machte das Angst, offenbar noch mehr Angst als all die Schläuche und Beutel und der Geruch nach Desinfektionsmitteln und allmählich verklumpenden Körpersäften, die David aus der Krankenhauszeit ohnehin noch sehr vertraut waren, nicht aber sein wegdammernder kleiner Bruder. Die Besucher drängten erneut zum Aufbruch. Als der Abschied dann im dritten Anlauf tatsächlich anstand, standen auch wieder einige Tränen auf Lidkanten, denn schon morgen früh würde der Flieger die Besucher zurück in die Pfalz bringen, man würde sich also vorläufig nicht wieder sehen. Doch man bestärkte sich gegenseitig darin, dass nun, da die Bauchfellentzündung überstanden war, auch das Schlimmste überstanden war und es nur noch aufwärts gehen könne. Aber als Stephan allein im Zimmerchen zurückgeblieben war – denn Malin ging mit dem Besuch, der bei ihnen übernachtete, zum Essen mit und würde erst morgen wiederkommen –, kroch jenes große, stille Grauen über ihn. Es

schaltete seine Scheinwerfer an, richtete sie auf die Abschiedsworte und durchleuchtete ihre Buchstabenhülle, in der kein Kern war. Und alle hatten es gewusst.

Ich weiß noch immer, dass ich Stephan in diesem Moment gern ins Auge gefasst hätte, gern durch meinen Blick hätte gehen lassen. Manchmal, wenn ich sie miterlebe, rührt mich des Menschen Verzweiflung, und dann möchte ich mit Entscheidungsgewalt und Kraft ausgestattet sein. Und bin natürlich immer heilfroh, dass ich das gerade *nicht* bin: „Entscheiden“, das tut der Klient. Und „Kraft“ – wir öffnen nur unsere Augen, wir blicken, wie schon angemerkt, nur hin. Ich schaute nicht hin, sah Stephan nicht an, denn es war eindeutig nicht der Zeitpunkt dafür. Aber ich beschloss, bei ihm die Nacht zu verbringen, obwohl seine Werte sich tatsächlich stündlich gebessert hatten und noch besserten. Denn wie so oft: Sobald die akute körperliche Gefährdung überstanden ist, setzt die Psyche ihre Maschinerie wieder in Gang, den ganzen Seelenapparat mit allem, was der aufzubieten hat an Zahnrädchen, Schrauben, den zu etwas und den ins Nichts führenden Transportbändern, den Lupen, Lampen, Spiegeln und dem ganzen stampfenden Gestänge. In einer Situation wie der aktuellen konnte es für mich, genauer: für meinen Arbeitseinsatz also jederzeit an der Zeit sein.

Irgendwann in der Nacht hörte Stephan es auf dem in die Wand vom Zimmerchen eingelassenen Spind, das auch hier „Schrank“ hieß, leise klimpern. Er drehte den Kopf, blickte hinauf, und sah auf der Kante den Schellenengel sitzen, mit übereinandergeschlagenen Beinen und selbstvergessen mit diesem einen Glöckchen spielend, das an sein Hemd genäht ist.

Der strahlt nicht, auch nicht im Dunkeln – das Nachtlicht war an. Stephan hatte wie üblich, wenn er allein dort übernachten musste, darum gebeten, dass die Nachtschwester es anließe.

Jener Engel hat eigentlich immer gewirkt, bis auf einmal – jedenfalls soweit ich es miterlebt habe. Da war es wieder einmal eng, so knapp, dass der Schellenengel sich verkrochen hatte in jenem Kämmerchen, das Stephans Kleiderschrank war, die Augen zugekniffen, auf den Ohren die Hände und die Knie unterm Kinn. Denn

Stephan hing der Mühlstein um den Hals, so schwer wie nie, und war im Begriff, ihn in den Rhein zu ziehen. Er hat Malin angerufen. Ihm gehe es ganz komisch. Er wisse auch nicht. Zittern, Schwitzen, Luftnot. Ja, im Krankenhaus neben der Hochschule sei er schon in Begleitung eines Kollegen gewesen. Nun zu Hause. Er wisse auch nicht.

Ich stehe kurze Zeit nach diesem von uns aufgezeichneten Anruf auf dem Balkon bei ihm, dort in jener Kleinstadt des Südwestens, auf jenem Balkon, der ungefähr 700 Meter vom vorbeifließenden Altrheinarm entfernt ist. Stephan steht dort zitternd, manchmal auch schwankend, und sieht auf den dunklen Streifen der Bäume, der hinter dem von hier aus nicht sichtbaren Deich das Ufergelände markiert. Er hält sich an der Balkonbrüstung fest. Da klingelt das Telefon: Auf dem Weg zu ihm hat Malin sich offenbar ein Handy von jemandem aus dem Zug geliehen, damit Stephan während der fast sechsstündigen Fahrt einmal ihre Stimme hören kann. Das rührt mich, als ich es mitanhöre, da so in der Balkontür stehend und mit Stephan eine rauchend, aber seine Augen meidend, weil er meinen Blick nicht sucht. Dann wird es mir peinlich, die beiden noch weiter zu belauschen, und ich mache mich meinerseits auf die Suche nach dem Schellenengel, nach dem Malin gerade gefragt hat. Mich wundert es nicht, dass Stephan den als verschollen meldet. Auch ich habe ihn erst nach dem Telefonat gemeinsam mit Stephan gefunden: So klein hat er sich zusammengerollt zwischen den schwarzen Socken.

Malin kam noch rechtzeitig. Lange ist das Paar dann spazieren gegangen. Und Stephan hat ihr von den drei doppelten Espressi erzählt und von den schlecht geschlafenen Nächten und von dem Gefühl, einen Mühlstein um den Hals zu haben. So als Doktorand. Die Dissertation, sein eigenes Thema, das ihn zu erdrosseln, zu erdrücken, in den Rhein hinabzuziehen drohe, das ihn so unsagbar ermüde. An dieser Stelle verließ ich den Weg, der um den kleinen See herumführte. Mir war klar geworden, dass es zwar knapp, mein Erscheinen aber wieder unnötig gewesen war.

Jetzt, in dieser Nacht, wirkte der Schellenengel da oben auf dem Schrank: Bald war Stephan eingeschlafen. Das war gut so, denn der kommende Tag wurde anstrengend.

Schwester Barbara weckte ihn. Er war wie vom Donner gerührt, weil er sich gegenüber zwei Ärzten über ihre mangelnde Hygiene beschwert hatte und nun davon ausgegangen war, dass sie mit ihren nackten, teigigen Händen nie wieder an ihm oder seinen Schläuchen herumfingern würde. Doch genau das tat sie. Und sie tat es genüsslich träge. Es sei ja eine wahre Freude, ihn wieder in so guter Form! Sogar das Essen ginge schon wieder, das sei ja das Wichtigste! „Sie wissen ja: Essen hält Leib und Seele zusammen. Ja, Sie sehen sehr viel besser aus als letztes, wo ich Sie sah. Wissen Sie noch? – Ach, nicht mehr. Na, ist wohl auch besser so. Das war ja eine echt unappetitliche Situation. So was will man nun echt nicht erleben, aber gehört ja alles zu unserm Job. Andern die Scheiße abwischen, für das bisschen Geld. Und keiner dankt es einem. Keiner!“ Das letzte Wort stieß sie mit einem solchen Blick auf ihn hervor, dass er sich bis zum Würgereiz ekelte, ein paar Mal schluckte und dann verlangte, die Stationsleitung zu sprechen. Damit hatte Schwester Barbara nicht gerechnet. Wie eine Hyäne, die der Löwe anknurrt, duckte sie mehrfach den Kopf nach unten, bleckte die Zähne und verließ das Zimmerchen fast im Rückwärtsgang.

Malin kam, kurz bevor die Pflegeleitung den Raum betrat. Stephan hatte kaum Zeit, ihr die Begebenheit zu schildern, und sie saß dann still dabei, als er es der erstaunlich jungen Schwester erzählte. Doch wider Erwarten zeigte die sich weder überrascht noch widerständig. Sie entschuldigte sich für die „Kollegin“, sicherte ihm zu, dass die nie wieder für ihn zuständig sein werde, und ging. Schwester Barbara sah das Paar danach tatsächlich nur noch aus der Ferne, sie entblößte dann jedes Mal erneut ihre Zähne, indem sie ein aasiges Grinsen aufsetzte.

Kein Grinsen, auch kein Lächeln zeigte der Chefchirurg, als er abends das Zimmerchen betrat. Er hatte den histologischen Befund des Tumors unter dem Arm und erläuterte ihn dann mit einer Stimme, die er sicherlich auch als Privatdozent vor den Studierenden einsetzte. Das hatte den vermutlich beabsichtigten Effekt, dass seine Ausführungen erst langsam bei den beiden ankamen, zunächst klang das alles durch

und durch logisch, ja: vernünftig – und hatte mit ihnen gar nichts zu tun. Das muss eben so sein. So muss dann gehandelt werden. Das ist die zwingende Folge von.

Eine Chemotherapie. Notwendig. Steigere die jetzige 50%-Chance um mindestens 25 weitere Prozentpunkte. Jung, wie er sei, werde er das schon prima. Denn das Dumme sei, dass er sich nicht nur den aggressivsten Tumor, sondern der auch schon ziemlich weit die Darmwand infiltriert. Da müsse man mit der chemischen Keule. Doch das werde. Dauere ein halbes Jahr, wenn alles glatt. Demnächst komme dann mal der onkologische Kollege vorbei, um ihn, aber er müsse sich einen ambulanten Onkologen suchen, denn diese Chemo werde nicht in der Klinik. Ja, dann mal noch einen schönen Abend.

Damit hatte Stephan offensichtlich nicht gerechnet: Dass es jetzt, nach der OP, noch eine Chemotherapie geben musste. Die war bei Malins Stiefbruder *vor* der Operation durchgeführt worden, doch dessen Krebs hatte auch an einer anderen Stelle des Darms gesessen. Stephan war noch blasser geworden, während seine Frau offenbar nicht sehr überrascht war. Ich vermutete, dass Malin die kurze Zeit, die sie in diesen Tagen zu Hause gewesen war, vor dem Computer verbracht hatte, um zu recherchieren. Das war ohnehin nicht so Stephans Ding – mit einem Arztinderfamilie hatte er sich bislang nicht selbst um Diagnosen und Therapien kümmern müssen, und vor allem hatte er bis vor kurzem ein ausgeprägtes Vertrauen in das Können von Ärzten gehabt. Jetzt aber, das wurde Stephan da klar, würde David ihm keinen Rat mehr geben können, Onkologie war so überhaupt nicht eins seiner Gebiete. Natürlich würde er mit einem befreundeten Onkologen reden, doch das wäre dann nur die Dritt- oder Viertmeinung. Stephan rief sich die einmalige Begegnung mit Malins Stiefbruder während dessen chemotherapeutischer Behandlung in Erinnerung und wurde noch ein wenig weißer: So würde also auch auf ihn das ganz große Egal warten, diese samtschwarze Müdigkeit. Und auch seine Hände – ausgerechnet – und seine Fußsohlen würden vermutlich verbrennen. Er sah Malin an. Sie fanden lange nicht in die Sprache zurück. Ich entschied mich zu bleiben.

Der Besuch des ersten Onkologen in ihrem Leben am folgenden Tag machte die Sache nicht besser. Der erzählte über jene Chemotherapie völlig anderes, als was die beiden darüber mittlerweile wussten. Er riet gar schon zur baldigen Kopfrasur, um dem schleichenden Haarausfall zuvorzukommen: Diese Büschel morgens auf dem Kopfkissen würden die Stimmung nicht gerade. – Von sämtlichen Wirkungen, die eine Chemotherapie haben kann, war dies nun allerdings eine, die unter den Stephan zu verabreichenden toxischen Substanzen nur in sehr geringem Ausmaße eintreten würde. In einer Mischung aus Verblüffung und Verunsicherung folgte das Paar den straffen Ausführungen des Klinik-Onkologen, der sich über die therapeutischen Möglichkeiten seines Fachs ausließ, als spräche er von der Fertigungsstraße eines Autoherstellers. Das Endprodukt nach all den präzisen, normierten und kalkulablen Zu-, Ein- und Übergriffen war der krebsbereinigte und mithin ehemalige Patient: Neues Leben – ja: ein neues Wesen! Verglichen mit dem, was da am Anfang.

Und so, strahlenden Glaubens an seine Disziplin, gab er schließlich exakt auf das „Das wird schon!“ zugemessen die Hand, drehte sich in seine berechenbare Welt und entschwand aus dem winzigen Zimmer. In dem war die Luft ausgegangen. Doch vor dem Fenster, das Malin nun hastig ankippte, hatte eine Glut Position bezogen, die allen Sauerstoff fortsaugte. Es war wirklich ein Sommer mit der Hitze und Zähigkeit von Magma.

„Auf den Gang, bitte auf den Gang!“ Da schien keine Sonne aufs Mauerwerk. Und das einzige Fenster an seinem Ende wies nach Norden. „Und ganz schnell, bitte ganz schnell!“ – Manchmal war Stephan so hastig geworden, dass alle Schläuche, die immer noch in seinen Körper führten, sich von Malin nur gerade noch so irgendwie greifen ließen. Und wie gut konnte ich es verstehen, wenn Stephan, zum Fluchttier geworden, warten musste, bis alles an Klappatur beisammen war, und dann dieser Blick ihm entfuhr: Die wütende Hierseinsverachtung des Gnus, dem das Krokodil, fest hinein verbissen, von der Kehle hängt. Das Zucken seines staubigen Widerrists, bevor sein Körper inmitten des sich um ihn windenden Leibes verschwindet. Dann noch das kurze, ebenso ohnmächtige wie kraftvolle Rudern seines Vorderhufs in der Luft über dem aufgepeitschten Wasser.

Luft, an die Luft! Ans Nordfenster auf dem Gang. Das öffneten sie weit und blickten lange auf all die Kiesel des sich darunter erstreckenden Flachdachs. Irgendwann zog seine Narbe ihn zusammen und mithin zurück ins Bett. Als sie es von jenem Flurfenster wieder in Stephans Zimmerchen geschafft hatten, stürzte er hinein und hätte dabei fast doch noch den Schlauch des Zentralkatheters aus der Halsvene gerissen, der ohnehin schon seit Tagen schlecht befestigt aus der entzündeten Haut heraushing. Noch nicht einmal eine Katzenwäsche war jetzt möglich. Wie Stephan ins Bett, so fiel dann auch der Tag ins Nichts, und ein neuer poppte von irgendwo, wo er zusammengefaltet bereitgelegen hatte, auf, kippte seinerseits ins Nichts und wurde durch einen anderen ersetzt. Einem Kalender hätte Stephan entnehmen können, dass zwei Wochen Klinik hinter ihm lagen, er eigentlich schon hätten entlassen sein müssen, wäre es nach jenem „Normalerweise“ verlaufen, das die Ärzte ihm bei den Aufklärungsgesprächen präsentiert hatten: Normalerweise nach zehn bis zwölf Tagen nach Hause.

Offensichtlich also gab es sogar noch für die, die aus der normalen Zeit und Welt gefallen waren, eine Normalität. Das wurde Stephan jetzt erst bewusst, als er begriff, dass noch nicht einmal mehr die noch die seine war. Doch fast, als hätte die Chemotherapie schon begonnen, nahm er dieses Begreifen mit einem großen Egal hin.

Statt der statistisch korrekten Entlassung stand am Montag eine Verlegung an: Stephan kam von der Intensivstation auf die „normale“ Station, die aber auch nur bedingt normal war: Denn es ging nicht mehr in eines jener Vierbettzimmer, die es auf den normalen Stationen nur gab – nun ging es in den vierten Stock hinauf, auf die „Privatstation“. Das überraschte auch mich. Malin hatte es irgendwie hinbekommen, dass Stephan dort ein Bett erhielt. Das kostete natürlich extra und kann nicht einfach gewesen sein, denn üblicherweise melden sich die Beamten, die sich dort überwiegend einquartieren, Wochen vor der Behandlung an. Nun platzte Stephan in die Privatersroutine. Vielleicht bekam er das Bett, weil ihm in dieser Klinik ja auch der Darm geplatzt war, ganz außerhalb aller Norm.

Das Einzelzimmer, fast genauso klein wie das Zimmerchen auf der Intensivstation, lag am Ende des Gangs. Es sah genauso aus wie die normalen Zimmer, nur war es eben ein Einzelzimmer, und im Bad hingen gelbe Frotteehandtücher mit den eingewebten Initialen der Klinik. Überhaupt unterschied diese Station hier oben sich nur in wenigen Details von den unteren. Morgens gab es eine Tageszeitung, zweimal täglich Fruchtsaft, statt des bereits bestückten Frühstückstellers, der einem auf den Nachttisch gestellt wurde, rollte hier morgens ein Büffet-Wagen über den langen Gang, und am Nachmittag eilten auf dem die Chefärzte hin und her, um ihren Patienten höchstselbst die Hand zu schütteln. All das wäre Stephan vollkommen egal gewesen. Das wusste mit Sicherheit auch Malin. Dafür zahlten sie nicht. Sie zahlten für Ruhe, Privatheit, Intimität. Um sein zu können: Sie selbst und beieinander.

Weil Stephan im Rückenmark noch der Schmerzkatheter steckte, stand er unter besonderer Kontrolle auf jener „Privatstation“: Es kam also nicht nur einmal täglich der Chirurgenchef zum Handschüttler, außerdem kam zweimal täglich ein Anästhesist zur Kontrolle von Schmerzskala und Perfusorleistung – was von einigen anderen Patienten mit dünnen Lippen registriert wurde. Die Zeiten, da man Stephan aus dem Bett auf die Beine riss, waren jedenfalls vorbei. Auch das Frühstücksbüffet konnte ihn zu nichts hinreißen: Er betrieb mit Brühen und Brei den sogenannten Kostaufbau, lust- und geschmacklos.

Immer noch schlief er viel. Immer noch ging ich häufig bei ihm vorbei. Die Informationen, die ich über meine anderen Klienten bekam, ließen das glücklicherweise zu.

Zwei Tage später lag die Nacht zu seinem Geburtstag vor ihnen. Als plötzlich – ich hatte, falls das Wort nicht zu abgeschmackt ist, nur wieder eine Stippvisite bei ihm machen wollen und war dann doch länger geblieben –, als also plötzlich die Gästeliege ins Zimmer geschoben wurde, staunte Stephan mit glänzenden Augen (bei ganz normaler Körpertemperatur) und ich auch, ein wenig. Malin grinste ihn an: „Überraschung!“ Eine kleine Munterkeit ergriff ihn, und er blieb bis nach Mitternacht wach. Um kurz vor 12 packte Malin eine 375ml-Flasche Rotwein aus. Der Trinkspruch lautete: „Wir schaffen das!“, Malins Glückswunsch an Stephan: „Ich will Dich, ich brauch’ Dich, ich werde Dich haben – noch eine ganze schöne lange Weile!“ Es kam

interessanterweise ein wenig Jugendherbergsstimmung auf. Sie glucksten und wispernten noch lange, nicht zuletzt, weil das Einschlafhandhalten nicht wirklich funktionierte: Die durchgelegene Gästeliege war etwa 40 cm niedriger als das Krankenhausbett. Der Morgen brach dann wieder ganz normal aus der neuen Zeit: Das Weckkommando riss die Zimmertür auf und ließ den gewohnten Ruf ertönen. Dann gab es ein Geschenk: Die Anästhesisten hatten beschlossen, heute den Schmerzkatheter zu ziehen. Da man den auf der Intensivstation bereits einmal hatte erneuern müssen, weil er irgendwie aus der Wirbelsäule gerutscht war, ging Stephan davon aus, dass seine Entfernung weitaus weniger schmerzhaft sein würde als seine Neuanlage. Doch abermals erwies sich für ihn der gesunde Menschenverstand in der Welt der Medizin als dysfunktional. Der Arzt meinte hinterher, dass er jetzt wenigstens schon wisse, was beim Entfernen der Wunddrainageschläuche auf ihn zukäme. Und immer schön husten dabei!

Ab jetzt erschloss sich Stephan langsam die Welt des Schmerzes in ihrer ganzen Vielfalt, nun, da das Fentanyl aus seinem Körper schwand.

In jenem Moment aber wusste er davon nichts und war einfach froh, denn nicht nur, dass die Nadel der Opiat-Pumpe aus seinem Rückenmark entfernt worden war, auch den zentralen Venenkatheter im Hals, um den herum die Haut seit Tagen brannte, wurde er los. Stephan war nun, ohne diese beiden Schläuche, deutlich beweglicher als zuvor, denn jetzt mussten nur noch die zwei Drainagebeutel mitgeführt werden, wenn er aufstehen wollte. Das war fast wie – nein: Einen Vergleich oder auch nur eine Metapher aus der Vergangenheit fand er nicht mehr. Es war nicht wie „früher“: „Früher“ war fort, vergessen, ein Film, den er mal gesehen hatte, der von fremden Menschen handelte und dessen Zelluloid oft gerissen und wieder geklebt worden war. „Früher“, das war in einem anderen Leben gewesen, jetzt hatte ein zweites begonnen, er war im Jahr Null und fragte sich, ob er wohl seinen ersten Geburtstag feiern würde. Doch dann schämte er sich: Soviel Pathos, soviel quietschende Metaphorik – gut, dass er nichts davon hatte laut werden lassen. Es reichte schon, dass Malin offensichtlich etwas von diesen Gedanken sah, denn Stephan nahm wahr, wie ihr linker Mundwinkel von jenem Gewicht nach unten gezogen wurde und dagegen anzuckte. Er setzte sich auf, griff nach den Wunddrainagebeuteln und machte sich

daran aufzustehen. Da war sie schon gleich wieder neben ihm. Er schüttelte sie ab: Jetzt schaffe er es auch allein, mit so leichtem Gepäck, und dann steckte er die zwei Beutel in die Taschen seines Morgenmantels. Als er gerade auf der Toilette angekommen war, klopfte es an der Tür, die wie üblich sogleich aufgerissen wurde: Guten Tag! Ob hier das Zimmer von Stephan Trauth? Die Psychologin. Er habe doch um einen Termin?! – Das hatte er in der Tat, vor Tagen, auf der Intensivstation. Damals, als nur Malins Rucksack auf dem Hocker gelegen hatte, so lange nach der letzten „Spülung“, sie selbst aber nicht gekommen war; damals, als die Schwester mit dem Fernrohr auf ihn geblickt hatte, und Malin nicht kam; damals, als man sie von ihm fernhielt, und sie nicht kam, da hatte er hinterher darum gebeten, mit einem Psychologen sprechen zu können; damals, vor neun Tagen. Und da stand nun die Psychologin vor Malin, die das nicht wusste: Frau Asch, „nur ohne e!“ Frau Asch stand da mit dünnem blonden Haar, einem Vorwaschganggesicht und, nachdem Stephan hastig aus dem Bad gekommen war, mit der Bitte an Malin, doch einen Kaffee trinken zu gehen. Stephan sagte nur zweierlei: „Nein!“ Und: „Meine Frau bleibt!“ Vermutlich verdankte sich diesem Satz der Eintrag „hyperprotektive Ehefr.“ in seinem Krankenblatt, den er ein paar Tage später entdeckte, als die Akte versehentlich in seinem Zimmer liegen geblieben war. Frau Asch schaute kurz indigniert zu ihr herüber. Malin selbst sah Stephan zweifelnd an, hatte sie von seinem Gesprächersuchen ja nichts gewusst. Er lächelte. Dann erzählte er von jener seltsam verzerrten Sicht damals nach der letzten „Spülung“, von seinem Eindruck, man wolle ihn sterben lassen – nicht: „man werde“, nein: „man wolle“ – und halte sie deshalb von ihm fern. Von dem Körpergefühl, das ihn da beschlichen hatte: Ein harter, rauher Sack, in dem er steckte, fast bewegungsunfähig darin eingeschnürt. Und dass er dieses Gefühl ab und an noch habe, nach dem Aufwachen zum Beispiel. Die Psychologin hatte rasch das Fachwort für all das parat und beschwichtigte, denn es sei ja nicht erstaunlich, dass man in seiner Situation eine große Beklemmung. Da reiche auch die Erfahrung einer Operation schon aus, und bei ihm sei ja noch einiges mehr dazu – von dem Krebs ganz zu schweigen. Er müsse sich aber keine Sorgen, man nenne das ja unter anderem auch deshalb „Durchgangssyndrom“, weil es schnell wieder vorbei. Übrigens würde sie dringend dafür plädieren, sich psychotherapeutische Unterstüt-

zung, denn so ein Krebs, der sei ja nicht mal eben so weggesteckt, auch wenn ihn nun keine Chemotherapie.

Stephan stutzte, sah Malin an, die hatte nach diesem Halbsatz und der Unkenntnis seitens der Psychologin sofort ihre Augen auf ihm. In denen konnte er lesen: „*Business as usual*, hier hat mal wieder einer andere Informationen als jemand anderer.“ Seine kleine Beunruhigung schwand, dennoch ging es auf die Nerven. Dass von den strammweiß Zugekittelten nie einer zu wissen schien, was der andere gerade gesagt oder getan hatte. Aber da Frau Asch, obgleich sogar sie, die Nicht-Medizinerin, einen dieser weißen Kittel trug, nun so erbaulich dreinblickte, wollte er ihr nicht den guten Glauben nehmen und verabschiedete sie ebenso unauffällig wie höflich.

Der nachmittägliche Freundesbesuch, einer angekündigt, der andere eine „Geburtsüberraschung“, blickte auch pastoral und sprach auf Zehenspitzen, mit Glacéhandschuhen und im Eiertanzschritt. Da wurde Stephan wieder bewusst, wie fern die normale Zeit in nur drei Wochen gerückt war und in ihr die Welt der anderen. Er verstand ja, dass es nicht leicht war. Jedes Wort erschien dem Besuch fehl am Platz: Ein Kommentar zu Stephans Befinden – könnte als Bagatellisierung ausgelegt werden, als Dramatisierung oder als mangelnde Empathie; ein Satz über das eigene Befinden, den Arbeitsalltag – könnte als Ausweichmanöver aufgefasst werden, als Taktlosigkeit oder als schlichte Übersprunghandlung. Schnell verhakten sich die Besucher in solchen Überlegungen, obwohl das Paar versuchte, den Freunden zu signalisieren, dass Offenheit das einzig Gebotene war, auch ein offenes Wort darüber, dass man Schwierigkeiten hatte, überhaupt ein Wort zu finden.

Jene Schwierigkeiten hatte Stephan in dieser Nacht dann selbst. Er sollte den Schmerz beschreiben. Das wollte der von der Nachtschwester herbeigerufene Arzt. Doch des Schmerzes wechselnde Gestalt ließ sich in kein Wort bannen: Wie einen Messerschnitt mitten durch, wie ein Aufgebohrtwerden, wie ein dunkles Ziehen, wie ein namenloses Grauen im Gedärm beschreiben? Die Schwester hatte ihm bereits drei Schmerzmittelinfusionen verabreicht, dann eine Spritze in den Oberschenkel gegeben, schließlich jenen Arzt gerufen. Für dessen Deskriptionsübungen hatte

Stephan aber sichtlich keinen Nerv mehr. Und ihm half auch nicht der Hinweis darauf, dass es nachts immer schlimmer sei als tagsüber. Dass Krankenhausnächte lang sind, einsam sind und durchtränkt von abertausend kleinen gestöhnten oder geträumten Schmerzenslauten, dass sie Schreckensmaschinen sind, Angstfabriken, das wusste er mittlerweile hinreichend selbst. Ihm half auch nicht die strammweiße Aussage, dass das alles „ganz normal“ sei. Es hatte ihn nicht beruhigen können, zumal ihm keiner sagen konnte, ob diese Normalität, ob also jener Gestaltwändlerschmerz je ein Ende haben würde.

Mit noch dunkleren Schatten unter den Augen, klein geworden, zusammengeduckt in Erwartung des Schmerzes, blickte er Malin entgegen, als sie am nächsten Morgen kam. Doch während des Tages gab es noch genug anderes, so dass die Schmerzen weniger mächtig wurden und ihn nicht hinterrücks überfielen, sondern sich langsam heranpirschten und bald entdeckt wurden. Sie konnten dann oft kleingedacht werden oder allmählich ausgeatmet oder tatsächlich durchlitten. Nachts aber sah das alles anders aus.

Vermutlich hat sich Malin deshalb dann bei ihm einquartiert. Und wegen der kleinen Rippenfellentzündung, die das aufgrund der Schmerzsymptomatik veranlasste Röntgenbild am folgenden Tag anzeigte, und wegen des grünblauen Fleckes auf seinem Oberschenkel, dort, wo in der Nacht die Spritze gelandet war. Ein solches Exemplar hatte auch ich selten gesehen, aber erschreckt hat mich damals etwas anderes als das Hämatom: Ich erschrak ein wenig über den Schenkel. Das tat ich offensichtlich wiederum nicht allein, denn eine Sitzwaage wurde in das Zimmer gefahren (das schon wieder ein anderes war, weil in das alte kein zweites Bett gepasst hätte), und Stephan setzte sich hinein. Dass die dann einen Gewichtsverlust von 15 Kilogramm verzeichnete, erklärte wenigstens diesen Schenkel, nicht aber den blauen Fleck darauf. Ja, das könne schon einmal passieren, wenn es schnell gehen, gar in der Nacht, so wurde ihm beschieden, jaja: Alles normal.

Dass er im Rollstuhl mit seinen Eltern durch den Park fahren musste, mal von Malin, mal vom Vater geschoben, fand Stephan überhaupt nicht normal, doch er tat so und lachte: Bald würde er hier wieder entlang joggen. Die Eltern wären dann aber schon wieder zu Hause, denn sie waren jetzt nur für drei Tage aus dem Süden zu Besuch

gekommen und wohnten nun bei ihnen, während sie, Stephan und Malin, im Krankenhaus wohnten. Dort fand man, dass sein Gewichtsverlust vor allem mit der Dehydrierung zu tun hätte, und begann, seinen Darm zu „sanieren“. Das Wort fand er noch lustig, die Maßnahmen nicht mehr. Doch er drückte täglich mit dem Esslöffel eine ihm widerliche Apfelpaste in sich hinein, die aus trockenen Flocken und Wasser angerührt wurde, drückte seltsame schwarze Körnchen und Weißbrot in sich hinein und dreimal am Tag auch einen milchigweißen Brei, von dem er genauso wenig wusste, wie das gelang.

Irgendwann war die Rede von „Entlassung“. Als das Paar die proben durfte, ein Wochenende lang, währenddessen es sich nur zur Nacht in der Klinik einfinden musste, ging ich nicht mit, suchte Stephan danach im Krankenhaus nicht mehr auf, und begleitete ihn auch nicht am Entlassungstag zurück nach Hause – gute fünf Wochen nach der Aufnahme in jener Klinik. Ich konnte mich ja vollkommen auf unser Alarmsystem verlassen.

Das hatte mich in jene Wohnung zuverlässig und erstmals vor gut einem Jahr beordert, als Stephan mit dieser kolossalen Falte in der Nasenwurzel dort auf der Leiter gestanden hatte, einer Falte, um die ich – ohne nennenswerte Mimik wie wir alle – ihn damals beneidet hatte. Neuerdings gravierte aber nicht mehr nur ein Hieb von Angst, Wut oder Wachsamkeit diese Falte in seine Nasenwurzel ein, sondern auch der Schmerz.

Damals dort auf der Leiter in jenem neuen Zuhause war es ein Zorn gewesen, der jene Falte schlug. Ich sehe sie jetzt, nach mehr als zwei Jahren, noch ganz genau.

Beide, Stephan und Malin, stehen auf der Leiter, jeder auf seiner, auf der obersten Stufe ein Eimer mit Wandfarbe, und rollen die Decke im Wohnzimmer in der ganz frisch erworbenen Wohnung, sage und schreibe ihrer Eigentumswohnung. Immer, wenn sie das Wort denken, müssen sie giggeln. Jetzt aber schwitzen sie, und er hat diese Falte an der Nasenwurzel. Die Frau steht auf der Alu-Leiter, er hat die alte aus Holz genommen, die ohne Bügel, balanciert also den Eimer mühsam oben auf dem letzten Querholz. Das Ding hat schon immer heftig gewackelt. Sie werden es weg-

werfen, wenn sie mit der Renovierung fertig sind. Wenn sie endlich mit der ganzen Anstreicherei fertig sind – er sehnt dieses Ende herbei: Handwerken gehört nicht zu seinen Talenten. Vor kurzem noch, nach all den Jahren des selbsttätigen Renovierens all jener Studentenbuden, hätten sie jemanden diese Arbeiten gegen Bezahlung ausführen lassen, doch durch den Wohnungskauf müssen sie jetzt wieder eine Zeit lang ein bisschen aufs Geld achten. Und werden nun selbst für renovierende Polen gehalten – das fällt ihm gerade ein, da oben auf der Leiter, doch heute ohne all das Lachen von neulich, als sie in ihren verkleckerten Klamotten spät abends müde zum Auto geschlichen waren, an der türkischen Eisdielen vorbei, vor der noch ein paar junge Männer saßen, die meinten: „Ey, man, ey, guck die: Schon wieder ein paar Sanierpolen!“ Das Auto war glücklicherweise nicht mehr weit gewesen: Sie hatten so lachen müssen. Jetzt aber schwitzen sie. Er hat schon lange nicht mehr die geringste Lust. Sie ackert und ackert und treibt ein bisschen. Ihm reicht das alles. Über drei Wochen schon werkeln sie in der Wohnung herum. Der ganze Urlaub ist dafür draufgegangen. Geplant gewesen war etwas ganz anderes, eine Reise wie immer. Dann aber war in die üblichen Urlaubsziel-Findungsgespräche die Luxussanierung des Hauses hineingebrochen, die Notwendigkeit, sich binnen einer gewissen Zeit eine neue Wohnung zu suchen. Sie hatten, weil diese Zeitspanne lang bemessen war, nur mal probenhalber im Internet geguckt und so aus Jux und Dollerei auch nach Wohneigentum. Nach einer Woche kam ausgerechnet er, der Malin, die das Problem mal wieder drängender fand, bislang meist allein hatte recherchieren lassen, mit dem bebilderten Privat-Inserat an und sagte: „Die kriegen wir nie!“ Sie hatten sie bekommen, am Ende durch einen Münzwurf des Verkäufers und ihre Duett-Ansage „Kopf!“ Nun streichen und schrubben und lackieren und vermessen sie schon seit mehr als drei Wochen. Der letzte Raum ist das Wohnzimmer, das ihm gerade die Ausmaße eines Ballsaales anzunehmen beginnt, da oben unter dessen Decke. Dabei hat er ein paar Tage ausgesetzt, doch ein wenig Urlaub gemacht, wenigstens in Büchern. Derweil hat sie weitergewerkelt. Aber den letzten Kraftakt, dieses nunmehr schon konferenzzentrumgroße Wohnzimmer, hat er ihr nicht allein aufbürden wollen. Und so steht er jetzt hier, auf der schwankenden, alten Holzleiter und flucht mit stei-

ler Falte an der Nasenwurzel innerlich darüber, dass er diese Wohnung entdeckt und sich sofort in sie verliebt hat, vor gerade einmal zweieinhalb Monaten.

Gleich nach meiner Ankunft und nachdem ich ihn auf der Leiter habe balancieren sehen, nutze ich kurz die Gelegenheit und mache einen Rundgang. Wirklich ein tolles Ding, das ist gewiss eine gute Entscheidung – selbst wenn die Zukunft sehr offen ist, auch ganz unabhängig von den nächsten Minuten da auf der wackligen Leiter, denn in wenigen Jahren wird Malins Stelle ausgelaufen sein, wie das bei Jobs in der akademischen Forschung heute so üblich ist. Die Wohnung aber bietet sogar dafür mehrere Optionen: Ein größerer oder – je nach Bedarf – kleinerer Teil lässt sich abtrennen und separat oder zum Beispiel als Büro vermieten, sofern Malin ihre neue Stelle wieder einmal in einer neuen Stadt finden wird. Doch jetzt stehen sie schwitzend auf ihren Leitern und Stephans wackelt bedenklich. Aber als ich ins Wohnzimmer zurückkomme, sehe ich, dass nur noch ein Fleck von vielleicht zwei Quadratmetern zu streichen ist. Beide da auf den Leitern sind ziemlich am Ende ihrer Kräfte. Beide müssten die Leiter noch einmal umstellen, um diese Fläche zu erreichen. Beide klettern nun herab. Malin sagt: „Lass mich den Rest machen, ich hab die bessere Leiter. Du kannst mit der Wand anfangen, da reicht die Teleskopstange. – Aber ich glaube, wir machen besser erst mal ’ne Pause.“

Da wusste ich wieder einmal, dass ich gehen konnte. In diesem Fall aber nicht, ohne mir zuvor noch das Bad angeschaut zu haben: klein, aber mit einer südseefarbenen Decke. Dass für ihn die Badewanne zu klein war, die fast nur die Größe einer Sitzwanne hatte, würde Stephan erst noch merken.

Ich gehe davon aus, dass er das schon lange vor der Heimkehr aus der Klinik gemerkt hatte, doch ich vermute, dass ihn dieser Sachverhalt jetzt erst wirklich nervte, da es dem Schlachtfeld über und unter seinem Nabel sicherlich gut getan hätte, ab und an geflutet zu werden.

Exakt zwei Wochen nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus musste ich mich erneut bei Stephan T. einfinden. Mir bot sich ein Bild, das ich für einen kurzen Moment nicht zu deuten vermochte: Ein grünbekittelter Arzt kniete mit einem Bein auf

Stephan und schraubte an oder in ihm herum, so genau konnte ich das zunächst nicht erkennen. Er selbst, Stephan also, begann unter dem ebenfalls grünen OP-Tuch, das über seinen Oberkörper gebreitet war, immer irrwitziger zu zittern, bis daraus fast ein Ganzkörperstrampeln geworden war. Malin stand hinter einer Tür, die ein kleines Glasfenster hatte, und starrte auf die Szene mit Augen, wie ich sie selten gesehen habe. Doch war sie selber Stephans Sichtfeld glücklicherweise entzogen, und ich bin mir sicher, dass sie das wusste, sonst hätte sie anders geguckt. Er indes wusste, dass sie ihn sehen konnte, doch offenbar vermochte er seinen zuckenden Gliedern immer weniger Einhalt zu gebieten, was mir auch schnell nicht weiter verwunderlich erschien angesichts der angestregten Schraubbewegungen des halb auf ihm knienden Arztes und der Tatsache, dass er für diesen „kleinen Eingriff“, wie das immer genannt wird, nur eine Lokalanästhesie erhalten hatte. Denn ich hatte diese anfänglich so absonderlich wirkende Situation dank der Daten aus der Zentrale natürlich rasch einordnen können: Hier wurde ihm der sogenannte Port unter dem rechten Schlüsselbein eingepflanzt, ein Dauerkatheter von der Größe eines zwei Euro-Stückes, mittels dessen in einer Vene versenktem Schlauch die toxischen Substanzen der Chemotherapie direkt zum Vorhof des Herzens geleitet werden und somit in den dünnen Armvenen ihr verätzendes Werk nicht betreiben können. Ein winziger Standard-Eingriff, unter lokaler Betäubung und radiologischer Kontrolle wunderbar in wenigen Minuten durchzuführen – nur dass Stephan sich auch jetzt wieder nicht als Standardpatient erwies: Der Port lag bereits, doch der Schlauch ging einfach nicht durchs Gewebe, das sich zwischen Port und Vene befand. Der Arzt musste den Schlauch tatsächlich hindurchschrauben, mehrere nicht vorhergesehene Schnitte machen und das Plastik durch das widerspenstige Fleisch winden. Halb auf Stephan kniend, was wegen des über dem OP-Tisch hängenden Röntgengerätes bedeutete, dass der Arzt auch halb auf ihm lag, schraubte es sich leichter, so ohne Zange oder sonstige Hebel.

Es hörte nicht auf: Stephans Zucken, das Schrauben des Arztes. Es hörte nicht auf. Nichts hörte auf. Nur wieder die Zeit.

Italien fiel mir da ein. Und dass es Stephan damals ganz massiv darum zu tun gewesen war, dass die Zeit nicht aufhört, was sie jedoch kurzfristig zu tun schien, in je-

nem September. Dabei hatte für beide zuvor gerade eine neue Zeit begonnen: Malin war in den Westen gezogen, an eine neue Universität, um einiges dichter bei seiner gelegen. Und so sahen sie sich deutlich öfter als die fünf Jahre davor.

Er hatte damals, als die Zeit endgültig auszugehen drohte, in seiner Küche darauf gedrungen, erst an den Comer See, dann an den Lago Maggiore zu fahren: Ein Katzensprung von der Pfalz aus – und selbst wenn die Welt dann in Glaubensschutt und Ideologieasche untergehen würde: Das Licht dort an jenen Seen sei es wert, noch einmal gesehen zu werden. Für ihn noch einmal, in Malins Falle zum ersten Mal. Sie zerschlug angstblind beim Abwasch in seinem schmalen Spülbecken versehentlich eins der zwei Weingläser, die von der Hochzeit seiner Eltern noch übrig geblieben waren. Dann willigte sie in diese Reise ein. Sie fuhren mit leichtem Gepäck.

Ich streckte mich in der Ahnung, angesichts der weltweiten Lage vielleicht bald sehr häufig benötigt zu werden, im Fond seines gebrauchten Opels aus. Vor dem Gottardtunnel stehen Kälte und Nebel, hinter ihm eine rotgelbe Sonne und die erste Gelateria. Doch Stephan fährt daran vorbei. Er fährt exakt auf ein Straßenende in Como zu, das direkt im Seeufer mündet, wo sich eine Trattoria befindet. Dort gibt es *due bicchieri* unter keinem azzurrofarbenen Himmel mehr, sondern unter einem von jener unbestimmt sanften Zeitenfülle Fra Angelicos. Dem Kellner blitzen zunehmend, während sie dort an dem sacht plätschernden Seeufer sitzen, seine bunten Federn hinten aus dem Kragen. Und seinen Nimbus kann der auch immer schlechter in sein schwarzes, etwas steifes Haar einwickeln, für das ich ihm mindestens Elektras Kamm wünsche, den Malin vor ein paar Jahren in Mykene eingesteckt hat, besser aber noch Stephans Drahtbürste, die in seinem Kulturbeutel nur ein paar Meter entfernt im Auto liegt. Mich, der ich an einem Nebentisch Platz genommen habe, funkelt der Ober so böse an, wie es einem von seiner Art überhaupt möglich ist, schlägt, nachdem er meine Campari-Bestellung aufgenommen hat, auf dem Weg zur Bar ein kleines Kreuz, und versucht, seine Federn wieder zwischen die Schulterblätter zu klemmen. Seine Nervosität angesichts dieser beiden in meiner Gegenwart bekümmert mich. Und gleichzeitig macht es wiederum mich leicht nervös, dass der in seiner wachsenden Fahrigkeit mit seinem ganzen Gefieder nicht mehr zurecht kommt und nicht mehr mit diesem Heiligenschein. Für beides gibt es seit Jahrhunderten Vor-

richtungen! Ich laufe ja auch nicht mehr so herum, wie mir die Knochen gewachsen sind. – Um mich und ihn abzulenken, versuche ich, dem Gespräch des Paares zu folgen, doch die zwei dort an diesem paradisesabendlauen See unter diesem papageienbunten Himmel sagen nur wenige Worte und blicken sich statt dessen immer wieder an. Da ich schräg von ihnen sitze und ein paar Meter entfernt, kann ich dem Auf und Ab ihrer Lider, dem Tonus ihrer Mundwinkel nicht gut folgen, zumal auch die tief stehende Sonne ihren Schein nicht nur auf die kleinen Wellen des Sees, sondern auch den beiden ins Gesicht stichelt mit einer fiebrig geführten Nadel.

Das alles beunruhigt mich, zumal jener Kellner mit seinen unbotmäßigen Flügeln dahinten in seinem Eck neben dem Betstehtischchen vor dem Eingang der Trattoria auf ihren Blicken so hin- und herfliegt, dass mir ein bisschen schwindlig wird.

Jetzt aber erfahre ich, dass noch nicht die ganze Welt in Schutt und Asche gelegt werden wird, auch nicht der Teil von ihr, in dem die norditalienischen Seen liegen, und so bestelle ich mir noch einen Martini dry als Absacker. Dem Oberen guckt hinten schon wieder eine seiner Federn aus der Kellnerjacke, als er mir den Drink serviert. Ich mache ihm ein Zeichen und meide, wie auch in diesen Fällen üblich (wenn auch nur aus rituellen Gründen), so gut es geht, jeglichen Augenkontakt. Er seinerseits aber würdigt mich keines Blickes mehr.

Vermutlich hat er es die ganze Zeit gewusst.

Irgendwann lief alles wieder an, auch die Zeit. Der Arzt schraubte nicht mehr in Stephan herum. Er stand wieder, anstatt auf ihm zu knien, und griff nach dem Röntgengerät, positionierte es über dem blutigen Flecken Haut, der aus dem grünen OP-Tuch hervorleuchtete, ging aus dem Raum, ging wieder hinein, die Schwester brachte das Bild: Alles saß an Ort und Stelle. Der Arzt konnte den Schnitt zunähen, dann ein Pflaster darauf kleben. Die Tür zu diesem kleinen Nebenraum, in dem Malin gestanden und alles gesehen hatte, öffnete sich. Sie ging zu Stephan hinein. Er schoss mit Fluchttierschnelle von diesem Tisch hoch. Alles war nass von Schweiß, auch sein Haar. Malin fragte, und im ersten Moment klang ihre Stimme wie zer-

schnitten, was los gewesen sei. Der Arzt gratulierte ihr: „So ein gutes Bindegewebe hat nicht jeder Mann mit Anfang vierzig!“

Stephan musste danach in ein Bett klettern, das in jenem schmalen Gang vor der Tür zu diesem Miniatur-OP abgestellt worden war. Eine Schwester stand schon daneben, um ihn zurück unter die Neonröhren eines Kellerraumes zu schieben, in dem er offensichtlich vor dem Eingriff seinen Pulli, das T-Shirt und die Schuhe ausgezogen und seine Sachen dann gelassen hatte. Vielleicht guckte die Schwester so säuerlich drein, weil es hier eine Vorgeschichte gegeben haben mochte zwischen ihr und dem Paar, doch ich ging der Sache nicht nach, sie war unwesentlich. Viel interessanter fand ich jenen Raum: Es war ein Keller mit nackten Betonwänden, einer Betondecke, unter der etliche dicke und dünnere Rohre verliefen, in denen es manchmal knackte und klopfte. Quer durch diesen riesigen Raum hingen blassgelbe Vorhänge von der Decke, die ihn in Abteile einteilten. In eins davon hatte die Schwester Stephans Bett geschoben. Seines war das sechste in der Bettenreihe auf seiner Seite, auf der anderen standen in diesem Abteil weitere sechs Betten nebeneinander, alle mit einer Plastikfolie straff überzogen, daneben je ein Krankenhausnachttisch. In seinem befanden sich seine Sachen. Die Schwester holte nun einen Paravent – wieder straffte ich mich – und stellte ihn zwischen Stephans und das Nachbarbett: Gleich käme ein weiterer „Port“. Stephan müsse noch etwa drei Stunden hierbleiben, damit man kontrollieren könne, ob Nachblutungen. Sie sei draußen, wenn was. Am Ende werde sie Bescheid. Auf dem Nachttisch standen eine Flasche Wasser und ein paar Cracker, vor dem Bett ein Stuhl. Auf den setzte sich Malin. Sie auf dem Stuhl, er in dem Bett blickten sich beide an: Sehr müden Augs, mit ein wenig Irrsinn im Blick, aber zärtlich und still glänzend. Die Wörter fanden sich später wieder an.

„Noch nicht mal das konnte reibungslos gehen. Noch nicht mal das“, so begann Stephan auf der Rückfahrt im Taxi, halb in der Jacke hängend, halb draußen. Der Rest des Tages, den ich beschlossen hatte, bei ihm zu bleiben, drehte sich weiter um diese Achse: Alles ging schief, alles war schief gegangen, alles würde schiefgehen. Warum er? Warum das? Warum jetzt schon? Warum nicht in zwanzig, in dreißig Jahren? Warum? Und warum ging jetzt alles schief – bei ihm?

Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, was mittlerweile noch alles schief gegangen war, wurde mir klar, dass auf dieses ganze Warum nur wenig zu sagen wäre, und dass wie üblich keine Antwort darunter sein konnte. Mit der Chemotherapie hatte immer noch nicht begonnen werden können – und in diesem Falle rannte Stephan, ganz gegen ihre neue Gewohnheit, die Zeit tatsächlich davon –, weil sein Pancreas verrückt spielte, weil ein Entzündungswert unerklärlich hoch lag, weil Voruntersuchungen in der Klinik verschlampt worden waren, und weil er den ambulanten Onkologen gewechselt hatte. Die Erinnerung an den ersten versuchte Stephan gezielt zu vergessen, und so boten sich mir nur ein paar jener üblichen zu den Rändern hin ausfransenden, orientierungslosen Rundbilder dar: Ein wannseesonnengegerbter Patientenadmiral, der jegliche Frage verweigerte, erst recht die von „Angehörigen“ – ein Wort, das dieser William Bligh mit einem Ekel ausgesprochen hatte, der ebenso groß gewesen war wie die Faszination, mit der er sich danach über die „*black box* Chemotherapie“ ausließ: Keiner könne wissen, was in ihr passiere, niemand etwas über Nebenwirkungen, auch nicht über Wirkungen, ob tödlich, ob hilfreich. – Und das alles fast raunend in die dunklen Teppiche hinein, die ihm zu Füßen gelegen hatten, und von denen ich vermute, dass es sich um antike Perser handelte.

Jetzt hatte Stephan eine Onkologin, eine Ärztin mit Gottesanbeterin-Gliedern und leicht geneigtem Kopf, die in einer ehemals offenbar frühlinggrünen, nunmehr eher kärglich wirkenden Praxis saß und ihre langen Beine, langen Arme und langen Finger unter, auf und über dem Schreibtisch ineinander faltete, als schmiege sie sich an einen Grashalm. Die hätte auf all diese Warums auch keine Antwort gewusst, aber sie hätte sie wohl wenigstens gelten lassen.

Die Antwort von Malin lautete nun: „Wenn es für Dich jetzt an der Zeit wäre zu sterben, wärst Du schon in der Klinik gestorben.“ Aus irgendwelchen Gründen leuchtete Stephan das ein, obwohl beiden, offenbar auch Malin, klar war, dass es keinerlei Sinn für sich beanspruchen konnte.

Sie saßen jetzt nebeneinander in jenem Wohnzimmer, das sie vor gerade einem Jahr gekauft, gestrichen, ein wenig später dann bezogen hatten. Saßen nebeneinander auf der kleinen Couch, an deren Seite ein neues Möbel stand, was ich sogleich bemerkt hatte: Das „Krebsmeuble“, wie Stephan es in Gedanken nannte, so, wie er dort seit

dessen Lieferung das lichte Zimmer mit seiner einst zu weißenden Ballsaaldecke angefangen hatte, „Matratzengruft“ zu nennen. Neben der Couch stand nun eine überlange Chaiselongue, auf der Stephan vollumfänglich, also inklusive Unterschenkeln und Füßen, liegen konnte. Er wusste noch nicht, wie oft er darauf liegen würde. Nicht, wie oft er von dort an die Wohnzimmerdecke starren würde; nicht, dass er das Muster des umlaufenden Stuckbandes, das der Vorbesitzer von den in Jahrzehnten darauf verstrichenen Schichten der Dispersionsfarbe befreit hatte, irgendwann würde auswendig aufzeichnen können; nicht, dass er da schon längst begonnen haben würde, diesen Stuck zu hassen, der ihm von Beginn an keinen jener Entzückenslaute entlockt hatte, mit denen die meisten Besucher darauf reagierten. Er wusste nicht, dass dieses Relikt vergangener Gründerherrlichkeit ihm zunehmend wie der Fries eines Mausoleums vorkommen würde, das er in jenem Leben, aus dem er gefallen war, einst auf irgendeinem Friedhof entdeckt hatte. Manchmal würde er auch hoffen, dass ein genügend großes Stück davon genau über ihm herausbrechen und auf seinen Kopf fallen würde. Doch auch das wusste er da noch nicht. Noch war das Krebsmeuble ganz neu, und er hatte kaum darauf gelegen.

Es war nicht die einzige Veränderung: Malin hatte außerdem die Balkontür, neben der die Chaiselongue stand, erneuern und auch sonst einige Umbauten vornehmen lassen, die ganz offensichtlich die Nebenwirkungen der Chemotherapie abfedern sollten, welche im anstehenden Winter besonders intensiv zu spüren sein könnten – aber das wussten sie ebenfalls noch nicht, man wusste ja gar nichts über diese *black box*. Auch das jedoch würde sich erst noch als Fehlinformation erweisen müssen: Über manche der unerwünschten Wirkungen wusste man durchaus strammweiß und zu 100 Prozent Bescheid. Über die Sache mit den Händen und den Füßen zum Beispiel, darüber, dass im Verlaufe dieser Chemotherapie in diesen Gliedmaßen die Nerven fortschreitend abstarben und Stephan froh sein könnte, wenn er Malins Hand nicht irgendwann ergriffe und dächte, er hätte in Rasierklingen gefasst – oder in nichts. Doch ich selbst wusste ja – so wenig wie irgendwer – noch nicht einmal, ob es überhaupt zum Beginn dieser Therapie käme, geschweige denn, ob jene kumulative Wirkung der Nervengifte eintreten würde, die ja immerhin eine mehrfach wiederholte Gabe der Zytostatika voraussetzte. Ich wusste und weiß nur: Es sterben

manche bereits am ersten Zyklus. Und einige schon davor, zum Beispiel auf dem Weg dahin.

Jetzt aber waren Stephan und Malin noch nicht dorthin unterwegs, jetzt saßen sie wieder einmal nebeneinander auf der alten, kleinen Couch. Und Stephan fragte weiterhin nach dem Warum all der Irregularitäten, die längst seine Normalität geworden waren, fragte danach zum zweiten Mal in seinem Leben, doch dringlicher als beim ersten Mal vor ein paar Wochen auf dem Balkon, weil es mittlerweile noch mehr, erheblich mehr, an Irregularität geworden war. Ich wusste nunmehr, dass er dergleichen Fragen, solches Reden begonnen hatte, nach innen zu verlegen, und ich freute mich darüber, dass er heute damit rauskam. Innen, da war es nämlich sehr voll geworden. Stephan bekam manchmal schon ein wenig Atemnot, weil er ob der Fülle zunehmend schlechter Luft holen konnte. Ich betrachtete im Einzelnen, was er alles in sich hinein gestopft hatte und dort so eisern zu behalten versuchte, vor allem unter Kontrolle:

Zuvörderst – das war vorhin auf dem OP-Tisch schon deutlich geworden, auf dem er ebenfalls still geblieben war, wenngleich er es dort ab einem bestimmten Punkt eben gerade nicht mehr unter Kontrolle zu halten vermocht hatte –, zuvörderst also eine vielgestaltige, in ihrer Herkunft jeweils völlig unklare Schmerzsymptomatik, eigentlich schon einen Schmerzreigen, denn der Schmerz zog in Stephans Rumpf umher, stampfte an den verschiedensten Stellen wiederholt auf und drehte seine Runde dann weiter. Ganz schmerzfrei war er, seitdem ihm die hochpotenten Analgetika des Krankenhauses nicht mehr zur Verfügung standen, nur im Schlaf – jedenfalls, wenn er Glück hatte.

Der größte Schmerz aber war die Angst vor dem Schmerz: Gegen sie hilft nichts, keine Infusion, kein Pulver, keine Kapsel, kein Dragee, keine Filmtablette.

Angst: Das war denn auch das zweite, das Stephan versuchte, in seinem Inneren festzuhalten, nicht nach außen dringen zu lassen. Diese namenlose, sprachlose Angst, die mit jenem „Warum“ heute endlich einmal einen Ausbruch versuchte aus der Stille des nackten Gefühls hinein in eine Zeichenhaftigkeit, derer sich zu bedienen zwei gnadenvolle Illusionen befördert: die, etwas zu beherrschen, und sei es auch so

zerbrechlich wie die Kette der Zeichen; und die, etwas bloß Seiendes auf dem Übersetzungsvorgang in die Sphäre des Zeichenhaften nicht nur verwandeln, sondern auch ganz konkret einsperren zu können – hinter ein Buchstabengitter in den Wortkäfig.

Von diesen beiden Illusionen halte ich sehr viel. Und so freute ich mich über Stephans Fragen, auch wenn es auf sie keine Antwort gab. Allerdings hatte ich auch da wieder nicht mit Malin gerechnet.

Stephan hatte nach ihrer ersten Antwort, die ebenso sinnlos wie eingängig mit der blanken Tatsache seines bisherigen Überlebens argumentiert hatte – wenn man so etwas ein „Argument“ nennen mag –, zur Zeitung gegriffen, hatte sich dem Blick seiner Frau und gleichzeitig auch seinem eigenen Versuch entzogen, sich frei zu sagen, seine Schmerzen, seine Angst, das Unsagbare dadurch aber gerade ins Wort zu zwingen, es an die Satzkette zu legen, es dort halten und aushalten zu können. Es dauerte aber nicht lange, da begann die Zeitung zu zittern, ganz sachte. Malin sah es, wie üblich. Sie sagte: „Was immer auch sein wird, es wird unsers sein.“

Stephan ließ zwar die Zeitung sinken, doch da sein Gesicht kein Verstehen verriet, wurde Malin deutlicher: „Wenn dieser Krebs tödlich sein sollte, dann wird er das für uns beide sein. Ich werde ihn dann genauso wenig überleben wie Du. Wir haben alles verlassen, um *ein* Fleisch zu werden. – Entweder wir schaffen das jetzt, oder wir schaffen das nicht.“

Er war lange stumm, sah sie aber an, die ganze Zeit. Über sein Gesicht zogen Blitz und Donner, Hagel, Sturm und Schnee. Schließlich kam ein kleines, warmes Leuchten auf, aus dessen Mitte er sagte: „Bitte, wenn es so kommen sollte, dann überleg’ es Dir nochmal! Probiere dann doch bitte aus, ob Du nicht doch für Dich weiter kannst. Bitte!“

Sie sah ihn ebenfalls an. Er hatte sich vorhin neben sie auf die Couch gesetzt, das Krebsmeuble lag rechterhand von ihnen leer. Sie rutschte nach vorne an die Kante, damit sie ihn direkt ansehen konnte. Mehr an Antwort gab Malin Stephan an diesem Abend nicht, sah man ab von dem nun erfolgenden, kurzzeitigen Parken ihres klei-

nen Fingers zwischen seiner Unterlippe und seinem Kinn: in jener Mulde, in die er so verblüffend perfekt hineinpasste.

Stephan schloss die Augen, als ihr Finger sich in jene Senke schmiegte, als wären sie und der Finger füreinander gemacht, und das waren sie ja auch, das wusste er: „Ein Fleisch.“ – Und doch: Galt das jetzt noch? Jetzt, da sein Fleisch begonnen hatte, sich zu verselbständigen, etwas Drittes zu produzieren, das aber nicht etwa neues Leben war, sondern schlimmstenfalls der Tod sein würde.

Bei Malins Rede vorhin hatte ich nicht gestutzt, denn erstens bin ich für diese Frau nicht zuständig, und zweitens gehöre ich zur Gruppe derer unter uns, die dem, was unserem Blick vorausgeht, mit Gleichmut zu begegnen versuchen, egal um was es sich handelt. Wenn wir also unser Auge öffnen, weil der Klient oder die Klientin selber sich in diese Lage gebracht hat, dann ist mir das das Gleiche, als wenn Krankheit, Unfall oder ein anderer Mensch ihn oder sie so vor uns positioniert. Es gibt Kollegen und Kolleginnen, die da differenzieren. Doch letztlich ist das unser aller Privatangelegenheit und beeinflusst natürlich nicht unser Tun.

– War ich vorhin also nicht ins Stutzen geraten, so stutzte ich nun: Wieder einmal wurde mir bewusst, dass Menschen uns mit ihren Sterbensgründen verwechseln. Das schmerzt mich immer wieder aufs Neue ein wenig. Wie so oft, so dachte ich auch in jenem Moment: „Ich bin aber nicht Dein Krebs.“ Ich selbst würde ja auch und wie üblich bis zum Ende nicht wissen, wann und woran Stephan zu sterben hätte.

Eines aber, das wusste ich in diesem Moment wieder einmal: Ich wurde hier erneut nicht gebraucht, und – wie häufig in solchen Augenblicken, gerade, wenn ich den Klienten etwas näher kennenlernen durfte und angenehm fand (das ist ja keineswegs immer der Fall, hat aber auf unsere Arbeit so oder so keine Auswirkungen), ich war froh darüber und verließ dieses Wohnzimmer gern, dessen Stuckdeckenschmuck mir persönlich übrigens ausnehmend gut gefällt, insbesondere die sorgsam restaurierte Rosette in der Mitte.

Mein nächster Einsatz bei Stephan begann wieder einmal mit einer Überraschung. Er lag im Bett. Er hatte 39 Grad Celsius Fieber. Er dämmerte. Und Malin war nicht da.

Wie sie auch in jener Nacht nicht da gewesen war, als er seinen Schlüssel verloren hatte und mit ihm wieder ein paar Zesten Zukunftszutrauen, das auch damals bereits eher dünn ausgeprägt gewesen war. In jener Nacht, an deren Ende er vor Verzweiflung schon fast wieder nüchtern in der Telefonzelle saß und Malin anrief, durchgefroren und auf eine irrationale Weise am Ende, die auch mich angerufen hatte, so dass ich zu ihm geeilt war, so wie ich auch nun gerade zu ihm geeilt war und jetzt mit ihm auf Malin wartete.

– In jener Nacht damals hätten wir uns beinahe ins Auge gesehen. Doch zunächst ging Stephan in jener Nacht der Schlüssel verloren. In der Stadt, in die er gezogen war, dem Arbeitsplatz nach, obgleich der bald selbst umziehen würde nach Berlin: dahin, wo Malin dann auch wieder wäre.

Er war über ein Jahr gependelt, hatte ein kleines Zimmerchen im Gästehaus seines Arbeitgebers gebucht und es dann irgendwann doch nicht mehr ausgehalten. Hatte unter Mühen eine Wohnung gefunden, deren Wohn- und Schlafzimmer jeweils nur unwesentlich größer waren als jenes Zimmerchen im Gästehaus, aber wenigstens konnte er seine Bücher dort einräumen, seinen Ficus, der seine erste Pflanze gewesen war und jetzt größer als er, und sein Bedürfnis, einen Ort zu haben. Doch es war die Stadt seiner Studienjahre, eine Stadt, in der Stephan damals rund acht verschiedene Wohnungen ganz und teilbewohnt hatte, eine Stadt, die anders geworden war und doch noch all die alten Fragen und Zweifel in sich barg, eine Stadt der Doppelsichtigkeiten: An allen Ecken Erinnerungen und jetzt gleichzeitig nur fremde Menschen dort, und durchmessene Lebensjahre zwischen damals und jetzt – und auch jetzt wieder so viele offene Fragen.

Jene Nacht, so werde ich später durch sein Telefonat mit Malin erfahren, hat begonnen mit einer Veranstaltung, die typisch ist für diese Stadt: Mit einer Diskussion über gesellschaftliche Partizipation, zu der das linke Establishment geladen hat, das immer noch durch die Pflege seiner diskursiven Rituale seiner selbst teilhaftig wird. Ihr vorangestellt ist wie üblich ein Vortrag, den einer hält, den Stephan noch aus seinen Studienjahren als wissenschaftlichen Assistenten kennt: Damals schon vom Ehrgeiz

sichtlich angenagt, doch immerhin vom Esprit gesegnet, ist der nun zu Alphonse und Zampanò vertrieben, hat eine Professur und mehrere Forschungsgroßbetriebe „in der Hauptstadt“ – wie es in der Vorstellung geheißen hat – inne und bestreitet zwar keine Vorlesungen mehr (da eine solche Preziose des Geistes nicht vor die Studierenden geworfen werden darf), steigt aber fast allabendlich auf Podien, Panels und Podeste, mindestens jedoch ins Bildungsfernsehen – trotz seiner Füstelstimme. Im Anschluss an seine Ausführungen ist die Diskussion kaum anders: Viele Ideen, viele Ideale, viel Kritik (man ist ja Frankfurt!) und viel heiße Luft im Raum. Viele der Anwesenden erkennen Stephan wieder, ohne dass sie ihn noch oder je gekannt haben. Sie tragen immer noch überwiegend schwarz. Und sie tragen jetzt fast alle nicht mehr Flohmarkt.

Nach dieser Veranstaltung hat er nicht nach Hause gewollt, nicht in die winzige, teure Wohnung in jenem Hochhaus im 10. Stock, die er fast genauso bedrückend findet wie das Gästezimmerchen. Und so ist er mit seinem studentischen Schatten im Nacken noch um die Häuser gezogen, von denen jetzt viele saniert oder durch Neubauten ersetzt worden sind. Auf dieser einsamen, doppelseitigen Prozession muss ihm dann der Schlüssel verloren gegangen sein.

Er bemerkt den Verlust unten vor der Haustür des Hochhauses. Und sackt, nachdem er alles, sämtliche Taschen seiner Kleidung und den ganzen Rucksack, mehrfach ausgeleert und wieder eingeräumt hat, zusammen, da in der Kälte einer Herbstnacht.

Der Schlüssel – genauer (denn was kümmert ihn schon ein Bund Schlüssel) der Schlüsselanhänger, jener Che-Kopf, ist ihm geschenkt worden. Er ist ihm geschenkt worden vor langen Jahren. Er ist ihm geschenkt worden von ihr, die sein erster Mensch gewesen ist, von dem er erkannt worden ist und den er erkannt hat – als Menschen und als der eine, der ihn ganz macht. Sie ist seit langem schon tot, gestorben, lange bevor er von einem zweiten Menschen erkannt worden ist und diesen selbst erkannt hat und dann, dann den dritten Menschen als Menschen und als den einen, der ihn ganz macht und den er ganz macht – und diesen Menschen, Malin, dann auch zum ersten Mal als das Andere von sich erkannt hat.

Doch ihren Schlüsselanhänger, ihr Geschenk für ihn, den hat er all die Jahre in Gebrauch. Und der ist nun verloren. Der Che-Kopf von jenem ersten Menschen, abhanden gekommen in dieser Nacht vertrauten linken Realitätsverlusts. Er hat noch nie einen Gegenstand verloren und jetzt ausgerechnet diesen Schlüsselanhänger.

Irgendwann geht er zu der Telefonzelle neben dem verriegelten Wasserhäuschen und ruft Malin an. Als sie ihn hört, wird ihr im Rückgrat eine Kälte zum Kopf hochgekrochen sein, Wirbel für Wirbel, jedenfalls geht es mir so, der ich da schon zu Stephan beordert worden bin. Nach kurzer Zeit aber beginnt Malin, die Situation zu verstehen, denn Stephan ist zwar der Schlüssel abhanden gekommen, noch nicht aber die Worte. Als er alle gesagt hat, kann sie – denn sie ist ja auch das Andere von ihm – Stephan beruhigen und dazu bringen, im Telefonbuch die Nummer eines Türöffnungsnotdienstes zu suchen. Sobald er in der Wohnung sei, solle er sie wieder anrufen. Das tut er: Die 150 Euro, die er gerade losgeworden ist, interessieren ihn überhaupt nicht, auch nicht Malins Rede davon, dass man irgendwann seinen Schlüssel einfach verlieren müsse. – Er hat noch nie einen bedeutsamen Gegenstand verloren, er nicht.

Irgendwann ist er nur noch müde. Sie küsst ihn durch den Hörer ins Bett, hört sich dabei hellwach an, und legt auf. Ich vermute, dass sie Stephan den Schellenengel nicht schickt, weil sie gespürt hat, dass dafür zu viel Verlust herrscht: Es würde Stephan samt Schelle fortsaugen in jene Leere. Für den Schellenengel, das wissen beide, muss ein wenig Luft vorhanden sein, in der ein zumindest kleines Lachen stehen kann.

Als ich Stephan ein paar Jahre später wiedersah, hatte er sich gerade einen neuen Che-Schlüsselanhänger gekauft, auf Cuba, und Malin hatte gelacht.

– Wo war sie jetzt?

Aufgrund von Stephans febrilem Verstand war es nicht leicht, mich zu orientieren. Doch die folgenden Daten hatte ich bald beisammen: Die Chemotherapie, die der sogenannte Volksmund „Chemo“ zu nennen pflegt, um damit instinktsicher deren therapeutische Kraft in Zweifel zu ziehen – die „Chemo“ also hatte begonnen.

Stephan lag im dritten Zyklus und fieberte erstmalig. Seine Temperatur war binnen einer Stunde hochgeschossen. Und Malin war unterwegs zu der Apotheke, die an diesem Abend Anfang November, der natürlich kalt und verregnet sein musste, Nachtdienst hatte. Dem war ein Telefonat mit der langgliedrigen Onkologin vorausgegangen – eine kleine ohnmächtige Wut stand noch im Wohnzimmer, in dem es offenbar geführt worden war. Stephan wusste davon dumpf, dass die Ärztin ein Antibiotikum empfohlen hatte, welches nun erst einmal zu besorgen war – und dann, falls das Fieber nicht sank, der Notarzt.

Ich war jetzt froh um sein Dämmern: Jene kleine Wut da in der Wohnzimmerecke reichte mir, um zu wissen, welche diffuse Angst er andernfalls gehabt hätte. Die würde nun, auf ihre Weise, wohl Malin haben. Denn „Fieber“, das, so hatte man – auch jene fangschreckenartige Ärztin – ihnen wieder und wieder gesagt, „Fieber“ sei richtig gefährlich, sei vielleicht das Zeichen für eine neuerliche Sepsis, und wenn es käme, dann sei richtig Alarm. Nun hatten sie Alarm geschlagen, doch die Ärztin hatte das wohl als feierabendliche Störung und vorläufige Lappalie empfunden, für die gegebenenfalls ein Kollege aus irgendeinem Krankenhaus zuständig wäre, wenn sie sich doch zu einer Bedrohung auswachsen sollte. Malin schien laut geworden zu sein, das deutete die kleine Wut auch an, die noch im Wohnzimmer herumstand.

Stephan war längst zu fiebrig zum Stehen oder Sitzen, erst recht fürs Lautwerden; aber doch nicht dafür, eine gewisse Angst zu haben – um Malin. Denn ihr Fortsein jetzt, mit dem Taxi auf dem Weg zur Notdienstapotheke, vermischte sich in seinem heißen Kopf mit anderen Momenten ihrer Ferne, ihrer Abwesenheit, ihres Fehlens. Momente, die neu waren. Nicht allein deshalb aber hatte ich wohl Schwierigkeiten, diese wie immer an den Rändern ausfransenden, verzerrten Bilder zu ordnen. Das erste: Malin unter dem Schreibtisch, zusammengekauert, zuckend – wie sich herausstellt, laufen ihr Tränen aus den Augen – und Stephan dabei, sie hervorzuziehen, wieder ins Bett zu bringen, denn es ist Nacht. Es ist immer Nacht auf diesen Bildern. Viel später erst fand er die Schachtel mit den Tabletten. Ein zweites Bild: Er im Flur, sie kommt gerade zur Tür herein, keuchend, weil sie offenbar gerannt ist, zu ihm zurückgerannt, den sie zuvor allein gelassen hat mit all seiner Angst um sie in diesen Nächten, in denen sie jetzt manchmal fortrannte, wortwörtlich: rannte. Ein drittes

Bild: Stephan sieht auf Malins Oberschenkel ein paar dünne rote Striche, er fragt sie nach diesen Kratzern, sie schweigt, es sei nichts. Ihm fällt auf, wie regelmäßig diese Male verlaufen. Er nimmt die Frau in den Arm, hofft, ihr damit ein für alle Mal in den Arm gefallen zu sein.

Von einigen meiner Klienten kannte ich solche Bilder. Sie waren in den Schlaf, in die irgendwann während einer durchgerannten Nacht eintretende Gedankenleere oder in den Schmerz geflohen. Vor allem Letzteres habe ich immer paradox gefunden, denn diese Fluchten dienen doch gerade dazu, einem Schmerz zu entkommen: dem des Anderen. Des Kindes. Des Geliebten. Wenn ihm wieder jenes fast unhörbare Stöhnen entfahren ist, wenn es wieder weinend liegt und sich kaum berühren lässt, wenn wieder die Ohnmacht und die Angst das Gesicht bleich und spitz werden lassen, wenn wieder jener spezielle Schmerz von ihm Besitz ergreift, der den schweren Krankheiten eigen ist. Wenn dies wieder und wieder geschieht – und das tut es, immer –, dann können manche meiner Klienten nicht mehr, sondern müssen fliehen. Auch wenn das heißt, zurückzukehren in noch größerer Schuld, weil man aus dem Schmerz geflohen ist, in dem der Andere bleiben muss.

Manche von ihnen allerdings waren aus dem Schlaf, aus ihren atemlosen Läufen oder aus all dem Blut im Bad nicht mehr zurückgekehrt. Ich habe sie gesehen.

Was ich nun in Stephans fiebrigem Kopf sah, erinnerte mich daran. Ob es Malin in jenen Momenten jedoch so erging wie meinen Klienten, wusste ich natürlich nicht und weiß ich bis heute nicht.

Damals aber wusste ich: Dieses Fieber jetzt konnte nicht nur die gesamte Chemotherapie gefährden, sondern auch meinen Einsatz erforderlich machen. Ich blieb also bei ihm, zumal Malin immer noch nicht zurückgekehrt war. Es stellte sich später heraus, dass die Apothekerin das Antibiotikum keineswegs so unproblematisch herausgeben wollte, wie die Onkologin es am Telefon behauptet hatte. Die selbst musste noch einmal bemüht werden, damit Malin endlich das Medikament ausgehändigt wurde. Doch noch war es nicht so weit. Und ich wartete weiter neben Stephans Bett.

Außer seiner fieberwirren Angst um Malin beherrschte ihn die „große Baxter-Pumpe“. Das ist der Infusor LV, den man findigerweise erdacht hat für die Durch-

führung einer Chemotherapie ganz bequem und gemütlich zu Hause: Ein Ballon in einem durchsichtigen Behälter, in dem Ballon die Zellgifte, die durch das elastische Material in den Infusionsschlauch gedrückt werden, der seinerseits in jenem Port endet, den der Krebspatient zumeist unter einem der Schlüsselbeine trägt. Die „große Baxter-Pumpe“ also, etwa so groß wie eine Coladose, beherrschte Stephan neben seiner Angst an jenem wirren Novemberabend. Er hatte das Ding jetzt zum dritten Mal mit nach Hause gebracht aus dieser ehemals frühlinggrünen, nunmehr kargen onkologischen Praxis, in der er zuvor knapp fünf Stunden auf einer Liege verbracht hatte, während derer die anderen zu seiner Chemotherapie gehörenden Zellgifte in ihn hineinliefen, eines nach dem anderen. Die durfte man nur nicht so nennen, das hatten ihm nun schon zwei Ärzte gesagt. Die offizielle Sprachregelung dafür lautete: „Meine Helfer“, oder besser noch: „Unsere Helfer“. Denn schließlich sei doch jede Medizin ab irgendwann Gift, so hatte man ihm zu versichern versucht. – „Aber Sie wollen mir jetzt nicht erzählen, dass es das gleiche ist, ob ich Hustensaft oder Oxaliplatin bekomme? Dann hätte ich gern den Hustensaft.“

– Und nicht die Schmerzen der kleinen Meerjungfrau, die sich langsam in seinen Füßen spüren ließen. Und nicht das Gefühl, Stahlwolle zu liebkosen, wenn er nach Malins Hand griff. Die auch in diesem winzigen Raum mit der Liege übrigens neben ihm saß, wenn er darauf lag und das Gift in ihn hinein lief, das man nicht so nennen durfte. Weshalb Stephan es auch vorzog, währenddessen in jenem graustichigen Kabuff auf der schmalen Arztliege zu liegen, anstatt im sogenannten Gruppenraum, den er „Partykeller“ nannte, weil dort alle auf ihren Fernsehsesseln so sehr darum bemüht waren, gute Laune zu verbreiten. Im Warteraum hingegen waren sie um Unbeteiligt-heit bemüht, um Sachlichkeit, um einen Anwaltskanzleiblick, der aus ihren Augen doch seltsam schräg fiel. Im Partykeller aber lachte man der Angst ins verhärmt- oder aufgedunsene Gesicht, und im Radio lief dazu „You can get it if you really want“ oder auch Satchmo. Er wollte sich aber die Worte nicht verbieten lassen und bevorzugte jenen handtuchschmalen Raum, in dem er, weil sie darin allein waren, hätte alles sagen dürfen. Nur, dass ihm schon seit längerem – tatsächlich im Gegen-satz zu seinen Haaren – die Worte auszugehen begonnen hatten und eine Stille sich oft über ihn und Malin legte wie Mehltau. Sie standen dann beide in einem Schwei-

gen, das an ihnen mal zog, dann wieder drückte, als hätten sie zu viel gegessen oder als sei der Hals zu schmal. Ihnen, deren Leben früher so oft schnurrend auf einem Wortteppich gelegen hatte, damit auch gereist war – ihnen kam nun die Sprache zunehmend abhanden. Sie schwiegen sich an, sie schwiegen sich aus über sich. So oft sie früher über Tod und Teufel gesprochen hatten: Jetzt war der Tod kein Wort mehr.

Hier zuckte ich ein wenig zusammen. Doch Malin kam immer noch nicht.

– War der Tod kein Wort mehr, jetzt war er und war nicht. War eine vorhandene Leerstelle. Die hatte sich ganz langsam und in aller Stille zwischen sie geschoben, und nun war da querdurch jenes Schweigen, das sie zusammenzog: in sich selbst hinein und gleichzeitig doch immer wieder zum anderen hin. Und manchmal dann auch doch zu den Worten, die offenbar noch nicht vollständig verloren waren.

Das letzte Mal, dass Stephan ganz viele Wörter nicht nur eingefallen, sondern auch über die Lippen gekommen waren, das war nun auch schon wieder über zwei Wochen her. Auch da war es um eine Sprachregelung gegangen, derer er sich verweigern musste. Dabei hatte er gehofft, dass sie beide dort würden reden können, frei. Er hatte den Termin vereinbart. In einem Selbsthilfezentrum. Denn es zeichnete sich immer klarer ab, dass sie selbst sich nicht mehr zu helfen wussten, dass sein Hadern Malin, ihr Kampfeswille ihn zermürbte und beide der Gedanke an den Doppeltod, wenn auch wohl aus unterschiedlichen Gründen. Er hatte ihr gesagt: „Wir schaffen es im Moment kaum, darüber nachzudenken, geschweige denn, darüber zu reden. Aber wir haben immer miteinander gesprochen, wir zwei waren uns immer im Wort. Vielleicht gelingt uns der Weg dahin zurück durch diesen Termin.“

Die Beraterin, die sie begrüßte, wich aus, als sie gefragt hatten, ob sie eine Betroffene, eine Angehörige oder ein Profi sei – das waren auch dort die Kategorien, und dass Angehörige nicht betroffen zu sein hatten, damit schon klargestellt. Die Beraterin fragte zurück, was sie denn von dem Gespräch erhoffen würden. Er schilderte es also noch einmal. Als sie davon hörte, dass es im Todesfalle nicht nur einen Toten geben werde, entfuhr ihr: „Das muss Ihnen ja einen schrecklichen Druck machen, wie grauenvoll! So geht das ja gar nicht!“

Doch noch wichtiger war ihr die „Demut“. Ein Begriff, den Stephan sie zu erklären bat: „Demütig“ sollten sie sein, so hatte diese Beraterin ihnen daraufhin nahegelegt. Um die Bitte der Begriffsklärung wand sie sich herum: Das Wort könne man ja in vielerlei Hinsicht verstehen, sie meine es gar nicht im engen Sinne religiös, mehr so spirituell allgemein, eine Demut dem Leben und dem bisher gehabten Glück gegenüber halt – da unterbrach er sie, was nicht schwer fiel, da ihre Rede ohnehin eher stotternd daherkam, und lachte herb: „Nein, »demütig« werde ich nicht werden: Mein Leben ist gerade dabei, sich von mir zu verabschieden, da werde ich weder ihm noch dem Tod gegenüber »Demut« zeigen und auch keine Dankbarkeit für mein vermutlich baldiges Ende. Das ist kein Konzept für mich, und mit Spiritualität kann ich auch nichts anfangen: Soll das eine verwaschene Gläubigkeit sein, eine Pseudo-Religion oder einfach Psycho-Jargon?“ Die Beraterin probierte es noch ein wenig weiter mit der Demut, indem sie anfang, die zwei über ihr Glück auszufragen. Dabei hatte sie vor allem Malin im Auge, die doch auch im schlimmsten Falle, den Gott verhüten möge, eine Verantwortung habe, dieses Glück weiterzutragen. – „In aller Demut“, entfuhr es Stephan da mit jener tiefen Falte an der Nasenwurzel, und er beendete das Gespräch in dem Wissen, dass ihm Malins Entschluss nicht nur „schrecklichen Druck“ bereitete, sondern auch das Gefühl gab, sogar in dieser vollkommen fremden, neuen Zeit ein Zuhause zu haben, einen Ort, an dem er nicht verloren war.

Er grinste sie an, als sie wieder auf der Straße standen, und sagte, dass das wohl eher eine „betroffene Angehörige“ als ein Profi gewesen sei. Dass sie so empört auf ihren Entschluss reagiert habe, würde jedenfalls reichlich schlecht zu ihrer Demut passen.

Und dann hatten sie noch ein wenig so zu tun versucht, als wären sie gar nicht aus Zeit und Welt gefallen. Am nächsten Tag war er sogar joggen gegangen, war langsam an der Klinik vorbeigeschnürt, das erste Mal seit der Entlassung, und seine Augen hatten zu jenen Panoramafenstern hochgefunktelt, hinter denen in jedem Stockwerk der kleine Aufenthaltserker lag. Hinter dem Krankenhausgelände hatte er die erste von etlichen Gehpausen einlegen müssen. Doch das kam auch nach jedem Winter vor, und er hatte jetzt lange ausgesetzt.

Wo blieb Malin nur? Vorsichtig in allem Fieber drehte Stephan sich im Bett um: Möge bloß nicht die Infusionsnadel der „großen Baxter-Pumpe“ aus dem Port rutschen, möge das Gift bloß nicht aufhören, in ihn hineinzulaufen – auf dass Malin bald wieder fest gehalten werden kann, wenn sie glaubt, fliehen zu müssen; auf dass bald keine Flucht mehr sei, bald. Wo bleibt sie bloß?

Ja, warum kam sie nicht? Da hörte ich den Schlüssel in der Wohnungstür, Sekunden später stand sie im Schlafzimmer inmitten eines regennassen Windstoßes, den sie in all der Eile nicht vor der Tür hatte lassen können, und nestelte zwei Tabletten aus dem Blister, die sie Stephan in den Mund legte. Binnen einer Stunde müsste das Fieber gesunken sein, sonst. – Das würde man dann sehen. Wie nunmehr alles: dann.

Das Fieber sank tatsächlich. Dennoch blieb ich noch eine Weile an Stephans einer Seite, an deren anderer Malin lag und so tat, als lese sie, bevor sie in den Ammenschlaf glitt. Ich wollte Stephans zunehmende Klarheit nutzen, um mir ein genaueres Bild zu machen. Was ich zuvor gesehen hatte, war nicht nur wirr, sondern konnte erfahrungsgemäß auch kaum alles gewesen sein.

Das erste, worauf ich stieß, war die Dose. An einem Nachmittag des zweiten Chemotherapie-Zyklus – von der „großen Baxter-Pumpe“ war Stephan durch Malin bereits abgeschlossen worden, denn das konnte man mittels einer Kochsalzlösung, die über eine Spritze in den Port gespült wurde, auch selbst und zu Hause tun –, an einem dieser manchmal in der Müdigkeit unscharf werdenden Nachmittage der ersten Hälfte des Zyklus hatte die Stille in der Wohnung wieder beklommen zu pochen begonnen, weil Malin während ihrer fast manischen Internet-Recherchen so vieles in Erfahrung gebracht hatte, das so Elendiges erwarten ließ, und weil Stephan in seiner Grübeleien so vieles in Frage gestellt hatte, dass nur so Elendiges übrig geblieben war. Da rappelte er sich schwerfällig, aber entschieden vom Krebsmeuble hoch – in der zweiten Hälfte des Zyklus würde es mit der Mattigkeit hoffentlich wie beim ersten Mal wieder besser werden –, ging in die Küche, griff ins Regal, nahm die Porzellan-dose, die Malin ihm vor vielen Jahren geschenkt hatte, weil sie wusste, dass ihr 70er-Jahre-Dekor mit den Westberlin-Motiven Stephan gefallen würde, und stellte sie auf den Küchentisch, der vom Wohnzimmer aus zu sehen war. Malin, die vor kurzem aus ihrem Arbeitszimmer dorthin gegangen war und sich mit der Zeitung neben das

Krebsmeuble auf die Couch gesetzt hatte, hatte ihn beobachtet, das wusste er ganz genau: Wenn sie da war, blickte sie immer wieder verstohlen zu ihm hin, mit ihren grauen Augen unter gesenkten Lidern oder auch unter dem Schlag ihres Herzens mit einem Wittern. Sie hatte überall Augen ausgebildet, und wo nicht Augen, dort Antennen und Sensoren. Das wusste er. Und so blieb er jetzt mit einem breiten Grinsen neben der Dose stehen. Nach knapp fünf Sekunden hob Malin den Kopf und sah ihn an. Er wies, wie ein Conférencier, der einen Entertainer angekündigt hat und nun mit beiden Händen auf ihn zeigt, auf die Dose. „Taraa!“ Diese Dose sei das Zeichen. Da begriff Malin offenbar und freute sich: Sie hatten nach dem Termin in jenem Selbsthilfezentrum, in dem ihnen stumme Demut anempfohlen worden war, wo sie doch nach Möglichkeiten suchten, gerade diesem mehltauklebrigen Schweigen zu entkommen – sie hatten danach gemeinsam überlegt, wie sie zurück zu den Worten gelangen könnten. Und sie waren auf den Gedanken gekommen, dass, sobald einer Bedarf empfand, er ein Zeichen auf den Küchentisch stellen und eine Zeit nennen sollte, zu der sie miteinander dann sprechen würden. Eine letztlich etwas peinliche kleine Zeremonie behavioristischer Natur, aber wenn es dadurch leichter wurde, zur Sprache zurückzufinden oder besser: die neue, die nun vielleicht notwendig werden würde, überhaupt erst einmal zu erfinden, dann sollte ihnen das nun auch egal sein. Sie hatten ohnehin mit Konditionierungen verschiedenster Art begonnen.

Eine weitere davon war „grün“. Die gab es gleich in zweierlei Gestalt: Als „alles grün“ und als grünen Zettel.

Alles war grün geworden während der ersten Chemotherapie noch in jener einstmals frühlinggrünen, nunmehr jedoch bloß noch karg zu nennenden onkologischen Praxis. Als die Arzthelferin zwischenzeitlich die Infusionen wechselte, hatte sie nach Stephans Befinden gefragt. Stephan befand sich zwar in keinerlei Normalität, aber er fand sich dafür noch ziemlich normal, und so sagte er, es sei gut, keinerlei sensorische Ausfälle bislang, keinerlei Kreislauf- oder Kotzattacken, keinerlei spastische Problematiken. Alles im grünen Bereich.

Das war eins der Worte! Man wusste sofort, wenn man es wiedergefunden hatte, dass man darin heimisch war, dass man jederzeit dorthin gehen konnte. „Alles grün“, das Zitat aus dem „Fünften Element“. „Alles grün“ – in diesem schlundschmalen, grau-

patinierten Raum leuchtete es plötzlich in die Stille hinein, die dort gelastet hatte, leuchtete gegen das Schweigen an.

Die Woche nach dieser ersten „Chemo“ war auch die von Stephans und Malins zweitem Hochzeitstag gewesen. Mit dem Taxi waren sie in jenes Restaurant gefahren, in dem sie schon den ersten verlobt hatten, und hatten sich tollkühn vorgenommen, daraus eine Tradition werden zu lassen. „Alles grün“ war und das Essen so gut wie lange keines und eine Lust und eine Verzweiflung und eine verzweifelte Lust auf den dritten Hochzeitstag und in der Nacht eine Zärtlichkeit in Grün und Rot und Gelb und Blau und eine Lust war da und kein Halten und keine Vernunft und eine Sehnsucht und ein Fleisch. Tags darauf hatte Stephan einen grünen Zettel, den Malin auf seine Bitte hin im Krankenhaus mit der Überschrift: „Wofür!“ versehen hatte, und auf den erst wenige Sätze geschrieben waren, aus seinem ehemaligen Arbeitszimmer geholt und auf das Beistelltischchen im Wohnzimmer gelegt. Von ihr stand dort nur ein Satz. Er war dem Glückswunsch ähnlich, der seit Stephans Geburtstag zu ihrer beider Mantra geworden war: „Ich will Dich, ich brauch’ Dich, ich werde Dich haben – noch eine ganze schöne lange Weile!“. Stephan hatte, noch im Krankenhaus, mehr geschrieben, auch etwas von zu erlangenden Erkenntnissen und Selbstverständigungen. Unter anderem stand dort (bevor ich für dieses Mal wieder gegangen war, hatte ich es rasch selbst noch gelesen):

„Zu finden ist auch noch eine zur jetzigen Situation adäquate Einstellung:

- a) schöne Tage genießen, nicht von schlechten Aussichten / Prognosen fertig machen lassen;
- b) cooler werden;
- c) akzeptieren, dass eh mal fertig ist, aber zuvor noch ganz viel von a) machen!“

Nun wischte er über das Papier und ergänzte:

„d) unsere Liebe leben und wissen, dass auf dieser Ebene uns nichts Böses zustoßen kann;“.

Und so hatten sie – wie ich nun, da Stephan mit nur noch 37,7 Grad Celsius Körpertemperatur eingeschlafen war, mit freudigem Erstaunen bemerken durfte – auch so manches Schöne unternommen. Jene Bilder von vorhin hatten also wirklich nicht

alles gezeigt, waren fieberperspektivische Fragmente gewesen. Ich hatte es mir ja schon gedacht – und sah nun mit Vergnügen, wenn auch nur in jener Fischaugenobjektiv-Optik Stephan und Malin bei einem Cafébesuch in der letzten Woche. Einem ungeplanten, weil sie immer noch dabei waren zu üben, dass ohnehin nichts planbar war. Auch der Blick der Bedienung schlich wieder und wieder zu diesem Pärchen, das den ansonsten schummrigen Gasträum christbaumhell erstrahlen ließ. Dass die Kellnerin dann noch ein sehr freundlich bemessenes Trinkgeld bekommen hatte, wäre gar nicht mehr nötig gewesen, um auch sie strahlen zu lassen.

Ich sah Stephan das nächste Mal tatsächlich an Weihnachten wieder, knapp acht Wochen nach unserer letzten Begegnung. Nur strahlte da nichts. Auf einen Christbaum hatten sie verzichtet, dabei war es das erste Weihnachten, das sie komplett bei sich verbrachten.

Unsere Begegnung fand in jenem Badezimmer mit der südseeblauen Decke und der zu kleinen Wanne statt, das ich bislang nur einmal – damals bei dem Leiter-Alarm – gesehen hatte. Stephan starrte in die Toilettenschüssel: Ihm lief einfach das Blut davon. Er würde im schlechtesten Falle zwei Tage zusehen müssen, die Feiertage, während derer kein Arzt zu erreichen wäre. Er war in Anbetracht des Blutverlusts erstaunlich munter, was mir verdeutlichte, dass ich zwar wieder wachsam sein musste, mein Einsatz aber nicht direkt bevorstand, zumal er auch erfreulich wütend war. Es war alles endlich mal gut gelaufen, und nun das. Er starrte in das Clobecken, sah dann wieder auf die weiß geflieste Wand. Es war alles so gut gelaufen! Vor zwei Tagen hatte Malin ihn zum sechsten Mal von der „großen Baxter-Pumpe“ abgeschlossen, und schon die Gift-Gabe selbst, die seine Zellen wieder durchtränkt hatte, war diesmal von Feierstimmung gesättigt gewesen: Bergfest! Wenn auch eine Woche später als geplant. Am folgenden Tag, Heiligabend, hatten am Balkongitter erstmalig kleine Eiszapfen gehangen und auf eine schellenenglische Art in der Sonne geglitzert. Stephan war dennoch froh gewesen, dass die Fleischerei gleich um die Ecke lag, und hatte dort, fast ohne in die Kälte treten zu müssen, die nun auch seinen Händen – ausgerechnet seinen seit so langer Zeit schon kaum noch leuchtenden Händen – mehr und mehr zu schaffen machte, die vorbestellte Ente abgeholt.

Lange hatten sie hin und her überlegt: Weihnachten. Früher eine durchwachsene Alltagsenklave, durchwachsen meist dann doch immer noch von irgendwelcher Job-Alltäglichkeit, dieser Schreibaufgabe, jener Lektürepflicht – und von sehr durchwachsener, zumindest kaum kalkulierbarer emotionaler Qualität: Der Heiligabend bei Mutter und Stiefbruder Malins konnte jederzeit in eine kleine Katastrophe entgleisen. Früher. In diesem Jahr, in dem ohnehin alles anders geworden war, hatte ganz schnell und ohne jeden Diskussionsbedarf offenbar für beide festgestanden, dass sie an Heiligabend nicht zu jener Mutter fahren und nicht den bis ins Kleinste durchchoreografierten Reigen um die heiligen Familienwerte mittanzten würden.

Diesmal also ihr erster Heiligabend ganz bei sich. Und ihre erste Ente.

Er hatte die Ente in der Tüte die zwei Stockwerke nach oben getragen, und Malin hatte sie ausgewickelt, weil der Kadaver so kalt war. Sie hatten beide vor dem Geflügel gestanden, das auf einem geringfügig mit wässrigem Blut bedeckten Wachspapier lag: Weiß und picklig und nicht sehr fett. Das war eine Herausforderung! Eine, wie sie schon lange keine mehr gehabt hatten.

Sie hatten zuvor Kochbücher durchgeschaut, Füllungs- und Bratzeit-Tipps von David erfragt. Und nun lag der Vogel bei ihnen im Ofen: ihre erste Ente. Und sie wurde nicht gar.

Da fiel mir jenes Geflügel ein, das ich damals auf Cuba hatte sterben sehen. Es war sogar der Kollege angereist, der für Malin zuständig ist. Plötzlich hatte er neben mir im Fond gegessen.

Irgendwann hatte Stephan gesagt: „Das Auto ist kaputt, es zieht nicht mehr“. Er hat es so gesagt, dass Malin ihm unmöglich hat abnehmen können, es ernst zu meinen. Dabei findet er selbst es unmöglich – ausgerechnet hier und überhaupt!

Es ist lange nichts zu merken gewesen. Statt dessen sind ihre Sinne bei dem, was einen hier direkt angeht: Bei dieser Sonne und dem dünnen Geruch nach leicht kokelndem Plastik, der den Lüftungsschlitzen entsteigt, sobald sie ein paar Stunden am Stück gefahren sind, bei der verblüffenden Landschaft und der nicht minder verwun-

derlichen Leere auf der Autopista, dem Grün an ihrem Rand (und auch in den Schlaglöchern in ihrer Mitte, die oft von Vorgartengröße sind), ein Grün, das schon seit einigen Kilometern noch intensiver und dichter wird, denn sie fahren beständig nach Süden. – Sind gefahren.

Jetzt die Panne. Mühselig ruckelnd kriechen wir voran. Doch wir kommen tatsächlich bis zum nächsten Städtchen und finden schnell die Plaza, an der die Telefonzentrale liegt. Nervös sind sie auf den letzten Kilometern geworden. Und sehr erleichtert gewesen, als sie den Ort doch erreicht haben. Wie oft sie um den Platz gelaufen sind – ich habe nicht mitgezählt. Denn der Kollege, der mir gleich bestätigt hat, dass wir noch ein wenig Zeit haben, hat sich umgehört: In einer Wohnung im dritten Stock werde gerade eine Santeria-Zeremonie durchgeführt, ob ich Lust hätte mitzugehen? Dergleichen habe ich schon ewig nicht gesehen, und so steigen wir die baufällige Treppe in dem Wohnhaus hinauf. Aus der Wohnung dringt dieser merkwürdige Gesang, im Flur schon stehen dichtgedrängt Menschen und in dem Zimmer mit den von den Wänden hängenden Tapetenfetzen wabern Qualm und Leiber, viele Leiber. Der Santero in der Mitte des Raums singt mit geschlossenen Augen. Vor ihm liegt auf dem schadhaften Holzfußboden ein Huhn mit zusammengebundenen Füßen und Flügeln ganz still. Er hat es offenbar schon hinübergesungen, nur seine offenen Augen rollen manchmal in ihren Höhlen. Jetzt sieht es mich an, ganz ruhig – ich mag Tiere, nicht zuletzt auch deswegen, weil sie meistens leicht gehen, gleichgültig, wie lange es dauert. Das hier wird noch stundenlang so gehen, also senke ich schnell meine Lider. Aus den Tiefen der Wohnung höre ich plötzlich das Grunzen eines Schweines. Ja, das wird noch Stunden so weiter gehen. Ich, der ich dieses Gemisch aus Zigarren- und Räucherstäbchenrauch nicht gut vertrage, gehe erst einmal wieder hinunter auf die Plaza. Dort warten Stephan und Malin immer noch auf das Reparaturteam, das sie nach mehreren Anläufen endlich über die Reise-Agentur herbeitelefoniert haben, von jener Telefonzentrale des Städtchens aus, deren Inneres ihnen bald ähnlich vertraut ist wie die Palmen und Sitzbänke auf der Plaza. Beide Orte sind gut besucht. In der Telefonzentrale sitzen überwiegend Frauen, die allerdings in jenem stickigen Raum nicht telefonieren, sondern ratschen. Zumindest heute telefoniert hier außer Malin niemand, stundenlang nicht, denn so lange warten sie nun schon. Auch das

Publikum auf dem Platz verändert sich kaum. Anders als zu Hause gibt es hier nicht die Schichtwechsel von Müttern mit kleinen Kindern über Brotkrumen verteilende Rentner zu Küsschen verteilenden Jugendlichen in der Abendschicht. Die Besucher der Plaza Cespedes bleiben sich gleich: Alte und Junge, Schwarze und Weiße, auch hier mehr Frauen als Männer und alle ins Gespräch vertieft mit meist mehreren anderen. Dabei streifen ihre Augen immer wieder das Touristenpaar mit der Autopanne, das nun schon zum zigsten Mal die Plaza umrundet, Hand in Hand auf den glatten Steinplatten, von denen viele ebenso beschädigt sind wie die spärlich dort angepflanzten Palmen. Etwas zu essen haben sie nicht aufgetrieben, auch nicht, um nicht die Nähe zur Telefonzentrale aufzugeben, solange sie noch auf den Rückruf der Agentur warten. Mit Wasser sind sie ausreichend bevorratet.

Einmal versuchen sie, im gegenüber von ihrer Sitzbank liegenden Ausschank einen Kaffee zu bekommen. Bei diesem naturmürrischen Kellner, der sich dann weigert, Dollar anzunehmen, schließlich aber doch ein tatsächlich ziemlich kaltes Gebräu mit einem Eisportionierer in die Tassen misst. Da sie keine Pesos haben, lassen sie die zwei Dollar einfach, wenn auch mit schlechtem Gewissen, liegen. Zumal gerade auch eine der Telefonistinnen vor die Zentrale getreten ist und sie herbeiwinkt: endlich der ersehnte Rückruf. Man teilt ihnen mit, dass das Reparaturteam unterwegs sei, allerdings von Santiago aus, was heißt, dass sie noch ein paar Stunden weiterwarten müssen. Bis in die Dunkelheit hinein, und da wird ihnen doch etwas bang: Alle Reiseführer haben dringend davor gewarnt, nachts mit dem Auto unterwegs zu sein, und seitdem sie diese Straßen selber befahren, auch die Autopista mit ihren schrebergartengroßen Schlaglöchern, wissen sie, warum.

Die Verzögerung nutze ich für einen weiteren Besuch in jener Wohnung. Von der ehemaligen Existenz des Huhns zeugen nur noch einige Blutflecken auf dem Boden und der Kleidung manches Zeremonienteilnehmers sowie einige Federn, die immer wieder durch vereinzelt in Tanzbewegungen geratende Anwesende aufgewirbelt werden. Nunmehr ist der Santero beim Schwein angekommen, das an den Beinen gefesselt auf dem Boden vor ihm liegt und trotz der zugebundenen Schnauze ein anhaltendes Quieken hervorpresst. Es wird noch lange dauern, bis es hinübergesungen ist. Vielleicht aber wird es zuvor noch im Rausch einschlafen, denn die Umstehenden

bespucken es wieder und wieder mit Rum. Der größere Teil allerdings wird getrunken, auch vom Santero, dessen Gesang kehliger geworden ist, drängender, und der sich in seiner eigenen Musik zu wiegen begonnen hat. Ich bekomme fast keine Luft mehr in diesem Gemisch aus Alkoholdunst, Zigarrenrauch, Räucherstäbchen und verbrennenden Kräutern, die nunmehr auf kleinen Tellern überall in diesem Raum schwelen. Und, was noch schlimmer ist: Ich bekomme davon ganz vertränte Augen. So gern ich also noch geblieben wäre (einem solchen Schauspiel wohnt selbst einer wie ich selten bei): Ich muss raus aus dem Nebel – kann ich mir einen verschwimmenden Blick doch nicht leisten.

Draußen dunkelt es mittlerweile mit dieser über den Himmel rasenden Tropennachtschwärze ein. Aber immerhin: Das Reparaturteam ist endlich angekommen. Die beiden Mechaniker haben das Problem schnell gefunden: der Ölfilter. Der wird nun gerade ausgebaut. An der Reparatur nehmen die männlichen Besucher der Plaza regen Anteil. Sie sind von den verwitterten Bänken aufgestanden und haben sich hinter Stephan und die Mechaniker rund um das Auto gestellt, kommentieren die Bemühungen der beiden von der Werkstatt, machen ihnen respektvoll Platz, damit der Filter im Bordstein gereinigt werden kann – hier wirft man nichts weg –, schließen den Kreis dann wieder und beglückwünschen am Ende alle zur erfolgreichen Reparatur: Ölbrüder, weltweit und in der gemeinsamen Sprache des Schraubenschlüssels.

Dann wollen Stephan und Malin tatsächlich losfahren, und ich rufe eilig meinen Kollegen, der noch bei der Santeria ist. Er riecht nach all den dortigen Dünsten und hat ein Glänzen in den Augen – offenbar ist auch das Schwein nun seinem Zweck zugeführt worden.

Das Paar hat mit den beiden vom Reparaturteam vereinbart, dass die in ihrem Kleintransporter vorausfahren, denn sie alle wollen nach Santiago: Dort ist das nächste Hotel reserviert, und dort wohnen die beiden Mechaniker.

Auf der Fahrt überholt Stephan einmal den Transporter. Doch sobald dessen Abblendlicht im Rückspiegel hinter einer Kurve verschwunden ist, stürzt eine Finsternis aus der Luft, die sofort Körper und Gewicht bekommt. Pechschwarzer, schwerer, feuchter Samt liegt über allem. Wären nicht die bunt glimmenden Ziffern und Striche

auf dem Armaturenbrett und das Licht des Scheinwerfers, den Stephan sogleich eingeschaltet hat – ich würde denken, blind geworden zu sein. Da wischt etwas durch den Keil, den der Scheinwerfer in diesen schwarzen, flach vor der Welt hängenden Vorhang treibt. Stephan bremst und schaltet in den zweiten Gang hinunter. Was da eben kurz zu sehen gewesen ist, lässt sich nicht mehr ermitteln. Von hinten aber nähert sich der Kleintransporter und überholt uns dann. Immer wieder fallen wir zurück. Immer wieder müssen die Automechaniker auf unsere kleine asiatische Schlüssel warten, die zwar seit der Reparatur wieder einwandfrei funktioniert, die aber droht, von dieser Nacht verschluckt zu werden, weil sie so lahm dahinkriecht. Immer wieder warten, dabei fahren sie mit Rücksicht auf ihren Lotsenjob schon besonders langsam. Immer wieder warten da auf der Autopista. Ins Stockdunkel des Rückspiegels blickend, bis unsere Scheinwerfer auftauchen und rasch abblenden.

Manchmal schrammen die Lichtkegel scharf am Straßenrand vorbei, der allenfalls im letzten Moment auszumachen ist, so ohne Markierungen und Lampen – jedenfalls, wenn die Vegetation daneben nicht gerade büschelweise brennt. Manchmal erfasst das Licht plötzlich auch scharenweise Fußgänger, Radfahrer, Ochsengespanne oder Reiter, die jetzt auf der tagsüber meist menschen- und fahrzeugleeren Autopista unterwegs sind und dabei, dem Verlauf der Schlaglöcher folgend, Formationen bilden, als würden sie tanzen.

Die beiden Mechaniker feixen bestimmt über uns Bummelanten, die wir zwar versuchen, an ihrer Stoßstange zu kleben, aber immer wieder ihren Kleintransporter verlieren und zurückbleiben in dieser, abgesehen von den vereinzelt am Straßenrand, stockfinsternen Nacht mit ihren blitzartig im Scheinwerferlicht auftauchenden Prozessionen nichtmotorisierter Reisender – unterwegs zu welchem Ziel und Zweck auch immer. Weiter und immer weiter rasen wir, wie es uns scheint, weiter und weiter durch diese Nacht mit ihren Feuern, ihren Gruben, ihren Sarabanden. Irgendwann beginnt Malin, alles, was sie sieht, Stephan zu melden: Pferd – Rad – Loch – Kinder – glühender Asphalt – ein Huhn – Geröll – Auto – und immer wieder: nichts, dunkel alles, alles vollkommen dunkel. Irgendwann ein Schwein, dann auch die zugehörige Leine und die Hand, die sie führt, unterwegs zu welchem Ziel und Zweck auch immer.

Mein Kollege und ich klopfen uns den Staub von den Schultern, als endlich Santiago erreicht war. Die beiden Mechaniker wunderten sich sichtlich über die Erleichterung des Paares, das sich unter der lichtgleißenden Laterne an jener Kreuzung, etwa noch 200 Meter von seinem Hotel entfernt, gar nicht von ihnen trennen wollte, ihnen wieder und wieder die Hände drückte, „gracias“ rief und allerhand gestikulierte. Es gab ein immenses Trinkgeld. Und wir machten uns auf den Weg, langsam, in entgegengesetzte Richtungen und beide mit einem kleinen schiefen Grinsen, das wir uns nur vor unseresgleichen erlauben.

Ich musste an dieses Huhn denken, als ich nun Stephan in die Toilettenschüssel starren sah, in der mit Sicherheit auch einige Reste der Ente gelandet waren, die es gestern zu essen gegeben hatte. Aber eben auch sehr viel Blut. In seinem Blick hatte nach der ersten Panik zunächst eine ähnliche Ruhe gelegen wie damals in den Augen des Huhns, als es mich kurz angesehen hatte. Fast rechnete ich damit, dass nun auch Stephan meinen Blick suchen würde, und straffte mich. Doch dann war seine Wut gekommen: Alles war so gut gelaufen – und nun das. Ich entspannte mich, wie ich zugebe: erfreut, war er mir doch mittlerweile ziemlich ans Herz gewachsen, was ich da wieder einmal merkte.

Ja. Alles war wirklich vergleichsweise gut gelaufen in den letzten acht Wochen. Das sah ich schnell. Viele schöne Bilder. Und darunter etliche, auf denen endlich auch wieder andere Menschen zu sehen waren, nicht einer davon strammweiß bekittelt, und nicht nur in Restaurants, sondern auch am Küchentisch, auf dem die Dose nur einmal gestanden hatte.

Es war so gut gelaufen, bis gestern, bis zu dieser Ente, doch selbst die hatte das Paar am Ende weich bekommen, und Stephan hatte gescherzt: So ein zäher Vogel passe doch prächtig zu ihnen. – Und nun das. Das da in der Kloschüssel vor ihm.

Er setzte sich auf den Rand dieser so merkwürdig kurzen Badewanne. Er würde es Malin sagen müssen. Und er würde ihr auch sagen müssen, dass er jetzt nicht in ein Krankenhaus gehen, sondern bis übermorgen warten würde, denn dann, gleich nach Weihnachten, wäre die ehemals frühlinggrüne, jetzt zunehmend kargere onkolo-

gische Praxis wieder geöffnet. Er fühlte sich nicht nach Krankenhaus. Er hatte kein Fieber, er hatte kaum Schmerzen, ihm lief einfach nur das Blut davon.

Ich war unsicher und entschloss mich zu bleiben. So wurde ich auch Zeuge des Gespräches der zwei. Es war nur kurz. Malin sagte einmal, und wieder einmal gegen dieses Gewicht anredend, das plötzlich in ihrem linken Mundwinkel hing: „Aber wenn Du das Bewusstsein verlierst, darf ich Dich dann in ein Krankenhaus bringen? Ich habe den Eindruck, wir sind noch nicht so weit.“ Stephan hatte genickt. Diesen Eindruck teilte er. Um so weit zu sein, war er zu wütend. Das schien die Frau auch zu bemerken. Das windharfenfeine Zucken ihres Mundwinkels hörte jedenfalls auf.

Am Montag rief er, schlapp und langsam auch schläfrig, was mich um so wachsamer sein ließ, bei der Onkologin an, die eine Ferienvertretung organisiert hatte. Diese Ärztin beriet sich mit seinem Gastroenterologen, und man einigte sich darauf, dass Stephan es mit der Einnahme hochkonzentrierten Kortisons versuchen solle. Das Rezept musste Malin in der Praxis abholen und bei der Gelegenheit bitte eine Stuhlprobe! Wenn der Blutverlust sich nicht stoppen oder gar schlimmer, müsste er allerdings sofort in ein Krankenhaus – nein, das könne man dann nicht ambulant, was er sich nur!

Über die Zukunft der „Chemo“ herrschte einvernehmliches Schweigen unter den beiden Doctores: Das werde man dann. Stephan fluchte: Dann! Dann werde man wann auch immer und auf welcher Grundlage auch immer wohl auch entscheiden, ob er „austherapiert“ sei. „So heißt das dann, plötzlich. Ganz plötzlich ploppt doch dieses Wort aus Ihrem Mund: Austherapiert. Und tschüss!“ Er legte auf.

Bereits, als der Gift-Gaben-Rhythmus letztens wegen eines zweiten, leichteren, Fieberanfalls und irgendwelcher neuerlich kryptischer Werte, die die gottesanbeterinnengleiche Onkologin dann zu ignorieren beschlossen hatte, aus dem Takt geraten war und die Gabe um eine Woche verschoben werden musste, ja: als sogar die Rede davon gewesen war, dass man vielleicht, vielleicht die Zusammensetzung der Gabe verändern, manches Gift reduzieren – bereits da war Stephan sich wieder einmal vorgekommen, als sei er in einer Werkstatt von Alchemisten gelandet. Das freilich vertrug sich schlecht mit all diesen strammweißen Studien, den onkolo-

gischen „Protokollen“, aus denen doch so eindeutig hervorging: Hast du jenen Krebs, dann kriegst du dieses Gift, hast du diesen Krebs, dann kriegst du jenes Gift, und zwar dann und dann und immer als mikrogrammgenau gemixter Cocktail. Er hatte damals, bei dieser ersten Irregularität der Chemotherapie, die Onkologin gefragt, wie es denn nun um deren Wirksamkeit bestellt sei angesichts dieser Abweichung vom „Protokoll“. Die langgliedrige Ärztin hatte geantwortet, dass es in fast 90 Prozent aller klinischen Fälle irgendwann im Laufe der „Chemo“ wegen der Nebenwirkungen zu notwendigen Abweichungen vom Standardverfahren komme, und dass in die Studien, anhand derer diese Standardverfahren entwickelt werden, solche wie er, mit Morbus Crohn zum Beispiel, gar nicht erst aufgenommen würden. Stephan hatte die Ärztin mit Respekt angesehen.

Jetzt aber wusste er gar nicht, wie die aussah, mit der er gerade zum zweiten Mal an diesem Montag nach Weihnachten telefoniert hatte, denn sie war ja die Urlaubsvertretung.

Malin machte sich sofort auf den Weg in die Praxis, und ich beschloss, ihn, solange sie fort sein würde, nicht allein zu lassen. Er schien zwar wirklich noch nicht so weit zu sein, doch er war sehr müde. Und die Fälle zwischen Traum und uns gehören mit zu den schwierigsten. Da muss man sehr konzentriert sein und mit allem rechnen. Es ist noch unkalkulierbarer als ohnehin schon meistens. Dass auch Stephan mit Unvorhersehbarkeit, Unplanbarkeit und Unberechenbarkeit zunehmend Erfahrungen gemacht hatte, wusste ich ja.

Irgendwann hörte ich die Tür: Malin war aus der Praxis zurückgekehrt, und sie hatte auch gleich das Kortison-Rezept eingelöst. Stephan schreckte auf, als die unvermeidbaren zwei Küchendielen quietschten. Er ahnte, wie kalt es draußen sein musste, und wollte Wärme erzeugen, wollte vor allem vermeiden, dass dieses bleierne Ding Malins Mund wieder so verzog. Er nahm also ihre Hände, als sie ins Schlafzimmer getreten war und ihm die Kortison-Tablette auf die Zunge gelegt hatte, in seine und ihren Blick in sich auf.

Da bin ich gegangen. Meiner bedurfte es in diesem Moment ganz sicher nicht. Wenngleich ich beider Nachttierhausaugen sehr wohl gesehen hatte.

Bei unserer folgenden Begegnung war zunächst alles kurz schwarz gewesen, und ich hatte dementsprechend einen Augenblick lang Mühe gehabt, mich zu orientieren. Dann hellte es wieder auf: Wir waren in der ehemals frühlinggrünen, nunmehr nur noch kargen onkologischen Praxis. Der vorvorletzte „Chemo“-Zyklus hatte gerade begonnen, doch Stephan lag diesmal nicht in jenem handtuchschmalen Raum, weil der bereits belegt war. Er musste sich geweigert haben, in den Partykeller zu gehen, und so hatte die Arzthelferin die beiden in ein neues Zimmer geführt, in dem ebenfalls eine Arztliege stand und einer dieser Fernsehsessel, die auch im Partykeller in einem großen Kreis angeordnet waren. Dass er die Frau auf dem Sessel, an deren Port ihre Infusion bereits angeschlossen war, begrüßt hatte, war auch schon alles gewesen. Danach hatte er sich schleunigst hingelegt, denn ihm war schwindlig, dann schwarz vor Augen geworden, aber nur für einen kurzen Moment: Ihm begann es nun schon wieder besser zu gehen. Malin hatte es offenbar dennoch mitbekommen, auch sie wurde blass und wollte gerade etwas sagen, als die Arzthelferin hereinkam und Stephan nach seinem Befinden fragte: Die Blutwerte seien erschreckend schlecht, eine Transfusion in Erwägung. Er wurde noch bleicher, doch er verzichtete dankend, vielleicht beim nächsten Mal, es sei ja bald überstanden. In den nun folgenden vier Stunden, die es wieder dauerte, bis die ersten Bestandteile der Gift-Gabe in ihn hineingetropt waren, die unter Kontrolle verabreicht werden mussten, kam dann von Stephan kein Wort mehr, obwohl die Mitpatientin gleich, nachdem die Arzthelferin gegangen war, mitgeteilt hatte, dass so eine Bluttransfusion gar nicht mehr gefährlich sei, heutzutage. Manchmal starrte er an die Decke, zeitweilig verschanzte er sich hinter der Zeitung. Sein Kreislauf jedenfalls funktionierte wieder einigermaßen. Ich entschloss mich dennoch, einstweilen zu bleiben.

Auch die Frau auf dem Sessel hatte jemanden dabei, eine ältere Dame, die auf dem einzigen Stuhl neben ihr saß. Nur ein Hocker war noch frei, auf den sich nun Malin setzte. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei der Frau auf dem Stuhl um die deutlich gesünder aussehende Mutter der Patientin. Die selbst war ungefähr so alt wie Stephan und in offensichtlich vielem das Gegenteil: Sie war korpulent, so dass ihr Kortisongesicht gar nicht als ein solches wirkte, sie war gesprächslustig, und sie

freute sich über die Gift-Gaben, die ihr nicht nur „Helfer“ waren, sondern sogar „Freunde“. Sie hatte metastasierten Brustkrebs und trug nach dem Anschluss der zweiten Infusion weiße Baumwollhandschuhe und Kühlkissen in den Händen, außerdem ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen. Binnen einer Viertelstunde stand ihre gesamte Krankengeschichte in diesem Raum, was den Vorteil hatte, dass kein Platz mehr für andere Geschichten war. Es war eine lebenszeitlich vergleichsweise lange Geschichte, die immer wieder neue Raumforderungen enthielt, denn aus dem Brustkrebs war ein Krebs vielerorts und nun ganz ohne Brüste geworden. „Aber jetzt hat man ja ganz andere Möglichkeiten mit der Chemo als damals!“ Stephan hätte in diesem Moment doch noch beinahe etwas gesagt, aber er holte dann nur stumm den MP-3-Player aus seiner Jacke und stöpselte sich die Ohren zu. Er hatte Malin kurz angesehen, die diese Frau ansah, ab und an ein Wort zu ihr sagte, doch bei dem letzten Satz hatte auch sie die Augen zu Boden geschlagen. Wohin auch blicken? Es war so wenig Platz inmitten all der Raumforderungen. Er legte sich zurück auf die Liege und drehte sich zur Wand. So ließen sich die Augen besser offen- und die Scham aushalten: Warum schaffte er das nicht? Warum konnte er nicht so positiv ergeben in die „Chemo“ sein wie die Frau im Sessel? Warum sein Zweifel, sein Hadern, seine Skepsis? Und warum konnte er nicht wenigstens ansatzweise freundlich zu ihr sein? Doch schon redete die Frau weiter, beschwor die „kleinen Freuden“, drehte die Achtsamkeitsgebetsmühle zwischen ihrem wunden Zahnfleisch und schlug mit den Kühlkissen in ihren Händen die Wertschätzungstrommel. Und er schloss die Augen: Die Scham war fort, die Wut da, und sie kurbelte seinen Kreislauf weiter an.

Irgendwann war auch die Frau fort, der Sessel leer. Malin sagte ihm, dass er sich umdrehen könne, sie wären allein. Stephan hörte in ihrer Stimme die Ohnmacht, die Traurigkeit und auch ihre kleine Wut. Und seine wurde größer, er fauchte sie an, dass sie ja gern Krebsbaracken-Smalltalk betreiben könne, ihn aber gefälligst mit dergleichen in Ruhe lassen möge. Da fiel wieder einmal das Schweigen über die beiden her, und es hing wieder jenes Gewicht in Malins linkem Mundwinkel. Darüber wäre auch irgendwann zu reden, dachte Stephan, dachte an die Dose und plötzlich daran, dass er früher, wenn sie nicht mit ihm sprechen konnte, immer Zettelchen von ihr gefunden hatte. Kleine Notate, die sie ihm so oft in die Bürotasche oder den Rucksack ge-

schmuggelt hatte, bei Dienstreisen auch mehrfach zwischen das Gepäck: in sein Buch, die Kulturtasche, das Schlaf-T-Shirt, damals dort gute Wünsche vermerkend und jenes eine Zeichen, das sie beide, wenn sie es aussprachen, „lipschitz“ nannten – damals, wenn sie nicht mit ihm hatte sprechen können, schlicht weil er nicht da gewesen war, oder sie.

Jetzt hingegen waren sie ja da, fast immer, waren fast immer beieinander, und konnten doch so oft nicht sprechen in gegenseitiger Anwesenheit, ja: in einer geradezu aufdringlichen körperlichen Präsenz, denn nicht allein, dass der Schmerz in seinem Körper erschien und diesen Körper in den Raum schob, wie Stephan selbst sich früher nie in einen Raum, schon gar nicht in dessen Mitte geschoben hatte – noch dazu inkarnierte sich nun dieses Schweigen in ihnen beiden: Es füllte sie aus bis in die kleinsten Kapillargefäße und machte sich auf diese Weise nicht nur hör-, sondern auch ganz deutlich spürbar. Zwischen die Stille außen und das Schweigen innen passte, wenn sie herrschten, noch nicht einmal ein Blatt Papier, kein Notat, und vermutlich hatte Malin auch deswegen aufgehört, Zettelchen zu verstecken.

Am nächsten Tag, noch während die „große Baxter-Pumpe“ ihr tonloses, ermüdendes Werk verrichtete, setzte sich Stephan an den Computer und buchte Flüge für Malin und sich: In zwei Tagen, nach diesem Zyklus, dem vorvorletzten: Fast eine Woche Palz – es wäre doch gelacht!

Dass er sich bei der Buchung immer wieder vertippte, nämlich ein und denselben Buchstaben entweder mehrfach hintereinander oder gar nicht eintippte, weil seine Fingerspitzen die Tasten nicht mehr spürten, bemerkte er da zum ersten Mal. Das nun war ähnlich wie mit seinen Fußsohlen und Zehen, die jetzt manchmal taub waren oder sich mitunter anfühlten, als würden Rasierklingen darin stecken. In beiden Fällen geriet er kurz ins Stolpern, gleichgültig, ob er gerade stand oder lief, was besonders unter der Dusche einen zusätzlichen Schrecken verursachte. Doch bis vor kurzem war dieses Gefühl im Verlauf der elf Tage zwischen den Gift-Gaben immer abgeklungen, allerdings stetig langsamer. Die Sache mit den Fingern jetzt beim Schreiben war neu, doch er hatte seit langem kaum etwas geschrieben. Ihm war bisher nur

aufgefallen, dass, wenn er nach Malins Hand griff unterwegs auf den Straßen oder auch zu Hause, die sich dann zwar immer in seiner einfand, aber sich dort oft seltsam fern anfühlte, so als hätte er eine Mullbinde um. Jedoch wäre das, wenn es dabei bliebe, im Vergleich zu Fieber, fehlenden Blutkörperchen oder gar geplatzten Därmen glimpflich. Was es hieße, wenn ihre Hand in seiner sich irgendwann auch so anfühlte, als griffe er in Rasierklingen, hatte er sich bislang immer nur kurz gefragt – auch nach dem Ende der „Chemo“-Zyklen konnten die Schäden noch anwachsen.

Stephan drückte mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger die Enter-Taste. Der Flug war gebucht. Er lachte.

Ich blieb. (Vielleicht war das auch ein wenig eigensüchtig. Aber Stephans aktuelle Blutwerte konnten mich ohnehin jederzeit zu ihm beordern.)

Bei der Landung knackten unsere Ohren. Für Stephans und Malins Verhältnisse mitten in der Nacht hatte das Taxi uns zum Flughafen gebracht, nur mit Mühe waren wir durch den Berufsverkehrsstau bei den Dauerbaustellen gekommen, aber wir waren ja früh genug losgefahren. An diesem Flughafenprovisorium waren sie seit Jahren nicht mehr gewesen, die letzten Flüge hatten sie ab Tegel buchen können, damals in Leben Nr. 1. Hierher waren sie beim letzten Mal noch mit der S-Bahn gefahren, an einem hitzeglißenden Sommertag, um an die *Costa de la luz* zu fliegen. Nun war es dunkel gewesen und nasskalt, und der Flughafen war ihnen enger und schäbiger erschienen als letztes. Viele Wolken hingen auch über den niedrigen Bergen des Pfälzer Waldes, beim Landeanflug bis zum Rumpler des Aufsetzens sah man nur Nebelfetzen, und über das Flugfeld stob Nieselregen. Aber wärmer war es hier trotzdem.

Stephans Eltern waren gekommen, um die zwei abzuholen. Es ging nun anderthalb Stunden durch den Wald, auf einer schmalen, kaum befahrenen Straße, bis die Landschaft lichter wurde, aus den baumbestandenen Bergen rebentragende Hügel, am Ende dann sanft gewellte Felder, die jetzt leer und regenschwarz dalagen. Der Weg durch sie hindurch, dann noch das Vor-Dorf und schließlich die Hauptstraße, an der sich beidseits die Giebelwände der Höfe und die Hoftore drängten, kleine Gebäude, kleine Höfe, nicht die großen Gehöfteinfahrten der Weindörfer. Und in der Ortsmitte

auf dem Kirchberg sandsteinernes Mittelalter: Der Chor mit dem steil aufragenden Turm, dahinter, verdeckt, der Friedhof und noch weiter entfernt dann wieder nur freies Feld. Jetzt aber ging es erst einmal nach Hause. Der Frühstückstisch war gedeckt, die Beklommenheit gewichen. Und nachher zum Mittag gäbe es dann Rinderbrühe und ein Kranzkuchen sei gebacken und am Abend gingen alle miteinander essen beim – da unterbrach Stephan die Mutter sanft: Nach dem Frühstück wollte er sich hinlegen, vielleicht auch Malin, denn sie waren ja beide mitten in der Nacht losgefahren. Mit Malins Nicken im Blick ergänzte er: Natürlich könnten die Eltern zu Mittag essen, doch möge man bitte da nicht auf sie warten. Die Eltern wechselten nun ihrerseits einen Blick, und eine kleine fremde Stille entstand. Dann wurde gefrühstückt.

Hinterher verzogen die zwei sich in das Gästezimmer, in dem noch einige Jugendmöbel überdauerten, so auch die sich gegenüber stehenden Betten der beiden Brüder. Malin setzte sich auf den Rand von Stephans Bett und sagte das Mantra – noch-eine-ganze-schöne-lange-Weile! Ihm ging es, abgesehen von der Müdigkeit, richtig gut.

Der Kranzkuchen schmeckte später hervorragend. Das Lachen schmeckte köstlich. Die Dorfluft schmeckte prächtig. Sie machten einen Spaziergang – im Sonnenschein: Der Himmel war tatsächlich aufgerissen. Ihr Weg führte erst durchs Dorf, dann an den verwitternden Tabakschuppen vorbei und schließlich, nachdem sie nochmals die Hauptstraße gequert hatten, über die Felder gen Wasserturm. An dem kamen sie aber heute nicht mehr an. Nicht, weil ein Schmerz Stephan zusammengezogen hätte, sondern weil es dunkelte. Der Heimweg war ganz da und die zwei auf ihm in aller Zeit. Und dort blieben sie, in jeder Minute, jeder Stunde, die verging, ganz, an diesem Abend zusammen mit den Eltern, David, seiner Frau Anna und den Kindern beim Italiener oben am toten Gleis.

Den nächsten Tag verlebten die zwei mit den Eltern. Nur eine Pause nach den Dampfnudeln mittags und später dann einen weiteren kleinen Spaziergang verbrachten sie miteinander allein. Diesmal führte sie ihr Weg direkt zu jenem Wasserturm oberhalb der Felder, zu dem man durch einen Hohlweg kam und von dem sich eine weite Sicht über Dorf und Land bot. Stephan hatte Malin hier auch bei ihrem ersten gemeinsamen Besuch herauf geführt: Zunächst zu der kleinen Kapelle einen Kilome-

ter vor dem Dorf zwischen den Getreidefeldern, dann hierher zu diesem Aussichtspunkt. Das war im Sommer vor 13 Jahren gewesen, und nicht nur Stephan dachte daran, auch Malin wird sich dessen erinnert haben, als sie nun in den kalten, blassen Februarsonnenstrahlen am selben Ort standen. Die Frau wird wie ich in Stephans Gesicht gesehen haben, dass dieser Ort, der für ihn immer noch viele andere Geschichten erzählte, die lange vor ihrer Bekanntschaft sich zugetragen hatten, jetzt ein fremder Ort geworden war. Seine Erinnerungen an diesen Platz waren abgeschnitten, aus ihm selbst herausgeschnitten, waren nicht mehr mit ihm verknüpft, nunmehr, da andere Knoten in ihm gewachsen und er in die neue Zeit gestürzt war. Es gab keine direkte Verbindung mehr, kein Gefühl fand sich noch ein, das – wie früher – die vielen Geschichten von damals mit der Gegenwart hätte verweben können. Seine eigenen Erinnerungen waren ihm ähnlich fremd geworden wie der Ort selbst. Stephans Gesicht wurde streng, und er zog vor Kälte die Schultern zusammen. Der Heimweg war still.

Der Abend dafür umso lauter: Die ganze Familie, auch David und Anna und die Kinder, traf sich in einer Weinstube. Hier, inmitten der Pfälzer Satzmelodie und inmitten der Düfte von Leberknödeln, Meerrettichsauce, Rumpsteak und saurer Riesling-schorle, von frischem Salat und Schnitzel, von Wald, Acker und Reben, hier in der Wärme und dem wohligen Lärm entspannte sich Stephans Gesicht wieder, weil das Lachen doch noch ein paar Fäden aus der Erinnerung in dieses fremde Jetzt zu spannen vermochte. Aus den vereinzelt Fäden wurde ein Netz – wenn auch ein grobmaschiges –, und so manches wurde an diesem Abend darin heraufgezogen und fest gehalten. Später schlief Stephan in einem Maße gut, das ihm fast nicht mehr möglich erschienen war. Zuvor war er es gewesen, der an Malins Bettkante sitzend das Mantra gesagt hatte. Und er hatte ihm dabei seine endgültige Gestalt gegeben: Aus dem Ich war ein Wir geworden, das wollte, brauchte und haben würde – noch-eine-ganze-schöne-lange-Weile!

Er schlief in einen Sonntag hinein, der mit einem Sonnenschein glänzte bis in den letzten Winkel, so als könne er den frostigen Februarmorgen für sich erwärmen. Da hielt es ihn nicht im Elternhaus. Er schlug Malin beim Frühstück einen Ausflug vor, nur sie beide. Die Eltern freuten sich enttäuschungslos, weil es ihm so gut ging, und

liehen gern das Auto. Er fuhr durch die Felder, die Dörfer, dann durch die kahlen Reben, durch jene sanften Wellen, die dieses Land schlug, fuhr und parkte das Auto vor der kleinen barocken Kirche, die südlich eines Dorfes inmitten des Rebenmeers stand und weiß in der Sonne leuchtete. Die zwei setzten sich auf das Mäuerchen davor und hielten ihre Gesichter in die mehr ahn- als spürbare Wärme, sich bei den Händen, und erfreuten sich am Schweigen, das endlich wieder einmal jenes vertraute, trauliche war, das sie schon fast vergessen hatten. Als dann doch die Kälte, die in den Mauersteinen hockte, langsam auch ihnen durch Hosen und Haut zu dringen begann, standen sie auf und begaben sich auf einen Spaziergang durch das Dörfchen, das in sonntäglicher Mittagsruhe an die vorderen Hänge des Pfälzer Waldes geschmiegt war. Kein Mensch begegnete ihnen auf ihrem Weg. Kein Auto fuhr an ihnen vorbei, kein Hund bellte, kein Fenster wurde geschlossen, keine Tür geöffnet. Und irgendwann war ihnen nicht mehr klar, ob die Welt schlief oder tot war oder sie.

Es hätte beide nicht gewundert, wenn das Auto nicht angesprungen wäre, als sie wieder vor der Kirche standen. Es hätte sie nicht gewundert, wenn nie wieder etwas in Bewegung geraten wäre: Autos, Türen, Fenster – und der unzweifelhaft vorhandene Wolkenzug am Himmel irritierte sie genauso wie das Geschrei der Krähen. Doch das Auto tat seinen Dienst. Früher wären sie damit jetzt in einen Ort gefahren, in dem ein Café geöffnet gehabt hätte, wären dort eingekehrt und hätten über Kirche und Dorf gesprochen, über eine schlafende Welt und über eine von den vielen viel zu wachen, die sie bislang kennengelernt hatten, hätten mitten am Tag zu träumen begonnen dem anderen ins Auge hinein. Jetzt mussten sie, jeder für sich, die Tränen daraus wegbeißen. Dabei schien immer noch die Sonne, aber man konnte sich ihre Wärme nun noch nicht einmal mehr einbilden. Es war auch schon wieder fast halb vier. Morgen um diese Zeit wären sie bereits auf dem Weg zum Flughafen. Da hielt Stephan plötzlich an: Waren sie doch beide wieder überall, nur nicht im Hier und Jetzt. Er wendete und fuhr zu einer winzigen Weinstube, in der sie früher ab und an mal gewesen waren. Die hatte zwar noch nicht auf, aber eine Rieslingschorle servierte man den beiden dort trotzdem. Sie setzten sich an den Holztisch mit der Wachstuchdecke. Da klimperte es hinter einem der Dubbegläser auf dem Regal über der Theke, und die

zwei sahen gerade noch, wie der Schellenengel den Bauch einzog, dann war er nicht mehr zu sehen.

Bepackt mit allerhand Würsten, frisch und in Dosen, einem riesigen Laib Brot, zwei Flaschen Riesling und von Stephans Mutter selbstgemachtem Quittengelee landeten die beiden am Montag Abend wieder in Berlin auf jenem Flughafenprovisorium, zu dessen Mächtgerngroßsein der Raureif, der sich wie Strass darüber gelegt hatte, gut passte. Eisig aber schlug Stephan dann beim Aussteigen die Luft auf die Hände. „Kumulativ“ und „unvermeidlich“ – so war es überall zu lesen gewesen – würden die nervenschädigenden Wirkungen der Chemotherapie sein. Nun also auch schon einfach nur an der Luft, ohne, dass er etwas festzuhalten versuchte, einfach beim Sein an der Luft. Er wäre gerne Luft gewesen – für Malin, die gesehen hatte, wie seine Hände sich in den Jackentaschen zu verbohren versucht hatten, zitternd mit der Lasche über ihnen kämpfend, mit dieser dummen Klettverschluss-Lasche, die sich partout nicht greifen ließ, weil sie nicht mehr zu spüren war. Malin wird damals sicherlich sehr froh darüber gewesen sein, dass sie für die paar Tage nur eine, gemeinsame, Reisetasche gepackt hatten, die sie nun ganz selbstverständlich vom Gepäckband heben und dann hinter sich herziehen konnte, denn er hatte das kostbarere Gut zu hüten: Die Tüte mit der am Vormittag noch im Dorf eingekauften Wurst und jenem nicht minder gut und intensiv duftenden Brot. Diese Konstruktion war auch für Stephan akzeptabel. Als sie nach fast einer Stunde Taxifahrt dann endlich zu Hause waren, hatten die zwei dennoch keinen Appetit mehr, dafür aber war eine verwunderliche Müdigkeit in ihnen herangewachsen, ganz ohne Spaziergänge, wenn man von jener Shoppingtour zum Metzger und zum Bäcker absah: Der Tag war träge und nochmals sehr gut von Stephans Mutter bekocht vergangen. Früh also gingen die beiden ins Bett, endlich wieder in ein Bett, beieinander.

Vermutlich erübrigt es sich zu erwähnen, dass ich da endlich ging, zumal sich Stephans Zustand in den letzten Tagen kontinuierlich gebessert hatte.

Während letztens alles schwarz gewesen war, war jetzt alles grün. Doch der Rest war gleich: Ich brauchte auch nun einen Moment, bis ich über die Bedingungen unserer

neuerlichen Begegnung im Bilde war. Stephan hatte ein wilder Schmerz durchzuckt, von den Händen und Füßen aus durch den gesamten Körper bis zu dessen Mitte, und sich dort festgefräst. Auch Stephan war stehen geblieben, die Welt um ihn her in einen grünlichgelben Taumel geraten. Allmählich vermochte ich Einzelheiten zu erkennen: Wir standen inmitten von austreibenden Bäumen auf einem Pfad an der Seite eines schmalen Flusslaufs. Mir ging allmählich auf, dass ich wohl wieder fehl am Platz war, denn Stephan fing sich jetzt wieder. Ihm war zuvor allerdings ein Keuchen entfahren, das sich in Malins Gesicht verfangen zu haben schien, was er aber, da er die Augen geschlossen hatte, nicht sah. Leicht gebeugt hielt er sich den rechten Unterarm gegen den Leib, die Hand nicht zur Faust geballt, aber die Finger verkrampft, und hob nun den Kopf. Der trug ein grimmiges Lächeln.

„Geht schon wieder.“

„Da vorn ist eine Bank.“

Es war ein lichter Ort, gesprenkelt von grünen Flecken – sogar auf dem Tisch aus grob behauenen Holzplanken, der vor der Bank in den Boden eingelassen war, hatte eine leuchtend grüne Flechte mit orangefarbenen Punkten sich angesiedelt, die in dieser Sonne aussah, als sei sie die Eintrittskarte für eins der ganz frühen Pink Floyd-Konzerte. Malin und Stephan setzten sich auf die Bank, doch obwohl er sanfter lächelte und ihr Gesicht sich zu glätten begann, hatte sich in ihren linken Mundwinkel wieder jenes Bleigewicht eingehängt.

„Nur ein blöder, beschissner Scheißschmerz. Einer von diesen ganz seltenen, die aus meinen Füßen und Händen hereinschießen in den Bauch. Tut mir leid, tut mir wirklich leid.“

„Schhhhh.“

„Jetzt ists schon fast wieder gut.“

„Mhm.“ Im Wind ein tiefer Atem.

Ein paar Meter entfernt von jenem Rastplatz, der am Rand einer kleinen Sandbucht lag, an welche der Uferweg sich dort schmiegte, flirrte leise murmelnd ein schmaler Fluss, eher ein Bach, vorbei. Sonnensprenkel glitzerten auf dem Wasser und den grü-

nen Flecken auf dem Boden, an den Baumstämmen und mitunter im Himmel. Die Vegetation war noch nicht explodiert, Blätter nur erst als Knospen erahnbar, doch mancherorts hatten sich schon neue Grasbüschel durch das verschrumpelte Herbstlaub gebohrt, und Moose auf dunklen Rinden glommen grün auf in diesem Licht, in dem auch der eine oder andere Baum in der Ferne wie ein neongrün unterlegter Scherenschnitt leuchtete.

Langsam legte sich wieder der Geruch dieses lichten Waldes in ihre Nase, legten sich das noch dünne Vogelgezwitscher und das feine Gesäusel des Wassers auf ihre Ohren und jenes Grün sich ihnen erneut ins Hirn: „Alles grün“. Sie entspannten sich. Ich konnte in Ruhe die Lage eruieren. Wir hatten Mitte April, und die „Chemo“ lag hinter Stephan – sie hatte einen kleinen Kranz aus Fett um seine Wangen und seinen Nacken gelegt, da er nun erst dabei war, das hochdosierte Kortison wieder auszuschleichen, das er seit dem Ende des letzten Jahres kurz vor und während jeder Giftgabe eingenommen hatte. Er selbst hatte jene Nebenwirkung erst kürzlich registriert, und ihm war klar geworden, dass alle – vielleicht mit Ausnahme von Malin – es schon viel früher gesehen hatten: das Mondgesicht, den Stiernacken auf storchendünnen Beinen und einem vom Gürtel zusammengehaltenen Bauch. Und er hatte sich gefragt, welche anderen, unentdeckten, Nebenwirkungen – zum Beispiel auf die Chemotherapie selbst – das Kortison sonst noch gehabt haben mochte. Jetzt aber fragte er, dachte er gar nichts, sondern lehnte sich vorsichtig zurück, bis sein Rücken die Lehne der Holzbank, sein Arm auf ihr einen Platz gefunden hatte, und drehte den Kopf in die Sonne. Malin tat es ihm nach einem kleinen Zögern gleich, und seine Hand umfing ihre Schulter. Stephan fiel nach einer Weile auf, dass sie das ewig nicht getan hatten: ganz selbstverständlich im Schweigen sein, in diesem fast vergessenen, dem traulichen, dem, das trug, das kein Loch war, kein Mahlstrom. Er blinzelte kurz in den blitzblankeblauen Himmel, an dem die Sonne nicht mehr, wie noch auf den Spaziergängen in der Pfalz, winterblasses, kaltes Licht streute, sondern nun neben Farben und erster echter Wärme auch Schatten und Tiefe spendete. Es war, bis auf ein wenig Vogelgezwitscher und das Wispern des Wassers, still und warm und sehr grün. Der Schmerz war fort. Stephan hielt die Augen geschlossen, roch das Wasser, spürte die Wärme, hörte das Grün – überall flüsterte es grün, während die Sonne duf-

tete, die Schatten strahlten und der Bach in der Biegung bummelte. Hinter seinen Lidern war es ähnlich bunt auf schwarzem Grund, wie die Flechte auf dem dunklen Holz des Tisches es war. Er öffnete verstohlen ein Auge und sah, dass das Gewicht immer noch in Malins Mundwinkel hing. Nach einer kleinen Weile holte er das Wasser, die Salami, den Käse, das Brot aus dem Rucksack, den er den ganzen Weg entlang getragen hatte, sich nicht hatte abnehmen lassen, obwohl er irgendwann nur noch auf einer Schulter gehangen hatte, denn auf der anderen Seite war der Port zu lange durch den Gurt belastet worden. Stephan fischte sein Taschenmesser aus der Seitentasche des Rucksacks und wollte die Klinge herausziehen, da war ihm, als hätte er in sie hineingefasst. Ganz knapp konnte er verhindern, das Messer auf den Tisch zu schmeißen. Malin hatte die Augen wieder geschlossen, nachdem sie ihm zunächst dabei zugesehen hatte, wie er die Brotzeit zu richten begann. Er legte das Messer sachte auf die Holzplanken und verbarg seine Hände in den Jackentaschen, als sei ihm kalt. Wie auch immer sie es begriffen haben mochte – Malin ließ ihre linke Hand in seine rechte Tasche wandern. Früher hatten sie das so oft gespielt, das Händenspiel in seinen Jacken- oder Manteltaschen: Ihre Hand, ein kleines Tier, wanderte in seine Tasche, seines kam dazu, man beschnupperte sich, umkreiste einander, so gut das in der engen Höhle ging, dann schmiegteten sich die zwei Leiber aneinander, denn von draußen zog es kalt herein. Heute war es nicht kalt, aber wie immer dunkel, dort im silbrigen Futter seiner schwarzen Lederjacke, heute umfasste das kleinere Tier das größere mit seinem Körper und zog es ein wenig zum Höhleneingang, da lagen sie nun ruhig ineinander.

Die Proviantpause ließ sich auch ohne Messer bestreiten: Sie brachen das Brot und bissen kurzerhand in die dünne Salami, den harten Käse. Ich wollte mich gerade wieder auf den Weg zur Zentrale machen, als sie zu reden begannen.

„Die Reha soll ja meiner sogenannten beruflichen Wiedereingliederung dienen.“

„Hmh. Sofern Du Dich »wiedereingliedern« lassen willst.“

„Das ist der Punkt. Ich hab nachgedacht. Ich glaub, ich will das nicht, jedenfalls nicht langfristig. Du weißt ja, dass ich schon vor dieser ganzen Scheiße reduzieren wollte.“

Malin nickte. Und Stephan ließ uns teilhaben an dem, was er sich offenbar schon seit geraumer Zeit überlegt hatte. Er wollte nach der Rehabilitationsmaßnahme, die er in wenigen Wochen ambulant absolvieren würde, nicht mehr allzu lange diese Stelle in jener seltsamen Institution bekleiden, die neuerdings durch Thinktank-Posen die Ohnmachtsroutine zu überdecken versuchte, welche die Arbeit spätestens seit der Einführung von HartzIV zu prägen begonnen hatte. Sein Job dort hatte seither merklich zu schlingern angefangen mit jedem neuen Arbeitsbereich, den abzudecken man ihn im Laufe der Jahre gebeten hatte: Lauter Chimären, in denen sich diverse Kompetenzen überkreuzten, und die zwischen allen Abteilungen angesiedelt waren, was nicht allein zu organisatorischen Problemen geführt hatte, sondern auch dazu, dass er seinem Anspruch an Sachkenntnis nicht mehr genügen konnte. Diese ganzen thematischen Bastarde, für die er nunmehr zuständig war, ließen ihn am Telefon, das er ohnehin nicht gern benutzte, in schweißnassen Pullis zurück, wenn er wieder ein *informal*, ein *meeting*, eine Tagung gar dazu organisieren musste und ihn der Verdacht beschlich, dass ihm dazu inhaltlich deshalb nichts wirklich Zündendes einfiel, weil all das gar kein Thema war. Das mit den Pullis war ihm zunächst gar nicht aufgefallen, irgendwann aber hatte er es bemerkt. Doch das war kurz vor der Diagnose gewesen, und er hatte lange nicht mehr daran gedacht. Nun aber, in Anbetracht jener sogenannten Wiedereingliederung, die ihm bevorstand, war es ihm wieder eingefallen, und er hatte beschlossen, dass seine Tage als Hüter der Chimären gezählt seien – aber auch nur die und nur durch ihn, so durfte er allmählich ja vielleicht doch wieder glauben.

„Und Du weißt ja, dass ich nicht gerade der geborene Optimist bin, aber ich habe den Eindruck, dass wir langsam ein bisschen fürwitzig werden dürfen und doch an so etwas wie Zukunft denken.“

Malin nickte.

„Wärst Du denn einverstanden, wenn ich zunächst auf eine Zweidrittelstelle gehe? Wir müssten uns zwar noch mehr einschränken, wenn Deine Stelle zum Wintersemester ausläuft, aber selbst, wenn Du längerfristig arbeitslos sein solltest – ich glaub, wir kriegen das hin. Der Kredit ist dann ja abbezahlt. Und ich könnte in Ruhe“, da musste er selber lachen, „überlegen.“

– Könntest Du Dir vorstellen, in die Palz zu ziehen?“

Malin zeigte keine Überraschung. Sie hatte die Augen wieder geschlossen und nickte nun abermals.

„Ich glaub, wir kriegen das auch hin, wenn Du jetzt gleich auf eine halbe Stelle reduzierst. Ein Job für mich findet sich – überall. Kasse, Nachhilfe, irgendwas. Und dann, mittelfristig“, jetzt musste sie lachen, „vielleicht Sachbücher, Coaching, sowas. Wenn wir die Wohnung verkaufen, ist ja erstmal einiges an Geld da, um tatsächlich in Ruhe überlegen zu können. – Und: Ja, ich denk auch, wir dürfen wieder ein bisschen »fürwitzig« sein.“

Da war es, als würden beide ein wenig erschrecken, dort auf jener Bank inmitten all dieses Grüns. Offenbar waren Worte gefallen, die sie sich lange Zeit verboten hatten. Allenfalls verklausuliert schienen sie bislang zum Ausdruck gekommen zu sein, als vorsichtige Planungen: mal etwas für „morgen Nachmittag“ oder – und das war ihnen offenbar bereits verwegen vorgekommen – „fürs Wochenende“. Aber sie mussten natürlich gemerkt haben, dass aus den Plänen oft tatsächlich etwas wurde. Ich fand einige dieser an den Rändern ausfransenden Bilder: Die kleine Cranach-Ausstellung, die sie sich wahrhaftig hatten ansehen können. Der Restaurantbesuch, endlich wieder einmal seit ihrem Hochzeitstag vor einem halben Jahr, doch diesmal waren sie vorsichtig und im Kiez geblieben, keine Taxifahrt, nur ein kurzer Fußweg – der doch vor wenigen Wochen noch unmöglich gewesen wäre. Das Restaurant hieß tatsächlich „Grün“, war neu und Stephan aufgefallen, weil es dort heißen Apfelwein gab, was er nur aus Frankfurt kannte. Und tatsächlich kam der Wirt daher, und es gab auch Ei in grüner Soße, vor allem aber gab es dort ganz wundervolle Kleinigkeiten. Als sie an einem Hochtisch auf Barhockern gesessen, die Schüsselchen und Tellerchen mit den Vorspeisen vor sich, und den dampfenden Glüh-Ebbelwoi gekostet hatten, hatte Stephan vorgeschlagen, eine neue Tradition zu begründen und einmal im Monat hier zumindest zum Kleinigkeitenschlemmen hinzugehen. Und er war sich ziemlich tolldreist vorgekommen, aber nicht, weil sie sich das angesichts der zunehmend angespannteren Finanzlage eigentlich kaum leisten konnten, da er schon seit vielen Monaten nur noch Krankengeld erhielt. Doch dieser Abend hatte sich ihnen hingereicht wie lange nichts, und voller Lust hatten sie in die Apfelschnitze zur Blut-

wurst gebissen, in die Pinienkerne zur Entenleber und in den Ziegenkäse auf dem Granatapfelmus, leuchtenden Auges: Dass so etwas noch, wieder, überhaupt ging. Und das Sprechen auch; die entsprechenden Worte aber, die hatten sie trotzdem wohl fast alle vermieden, bis einschließlich heute, hier auf der Bank, am Bach, in all dem Grün.

Diese Worte jedoch hatten plötzlich begonnen, schwarz auf weiß in ganz vielen Mails zu stehen, die die Freunde ihnen nun, am Ende der „Chemo“, erst recht nach den ersten Nachsorgeuntersuchungen, schrieben. Vor allem eines stand dort neuerdings so oft, nicht mehr nur als Adverb, sondern als Substantiv, als Verb und so ohne jede Vorsicht, ohne Konjunktiv, dass es fast weh tat. Wie wenig man dort draußen in der alten Welt, der alten Zeit von der neuen Grammatik, der neuen Semantik doch wissen konnte. Wie bereitwillig man dort draußen zu Termini oder gar Tu-Wörtern griff, die in der neuen Zeit ein umfassender Begriff, ein ganzes Konzept, ein Wort-Schatz gewesen wären – wenn, wenn diese Termini denn das Sein zu fassen vermocht hätten. Aber dieses, Stephans und Malins Sein, war eines, das nunmehr dem Wenn angehörte: einem existentiellen Wenn. Das wollte keine Phrasen mehr. Das duldete keine Blauäugigkeit mehr. Das wusste, dass die Hoffnung keineswegs erst zuletzt starb.

Das war ein ganz klares Wenn-Leben: Wenn leben, dann Leben. Wenn nicht, dann nicht. Das Leben ließ sich nicht herbeihoffen. Hoffnung war viel zu vage, um das zu schaffen, was sie schaffen wollten, von dem sie aber nicht wussten, ob es zu schaffen sei. Wenn nicht, dann würde irgendwann Hoffnung noch weitaus lächerlicher als ihr Wollen gewesen sein.

Sie wollten. Sie hofften nicht.

„Hoffnung“, das war so ein ähnliches Wort wie „Demut“. Es hatte mit Stephans Erfahrungen jetzt wirklich nichts mehr zu tun, nun, da es ihm ständig entgegengehalten wurde wie eine brennende Fackel oder die Leiter, die man aufs Eis zum Loch legt, wenn jemand eingebrochen ist. Leben aber war ein Mikado-Stäbchen. Da halfen weder Demut noch Hoffnung, keine Fackel-Phrasen und keine Stabreim-Sprossen. Da half nichts – da konnte man nur wollen. Und wie weit das trüge, war auch fraglich.

Obwohl er das wusste, gelang ihm jetzt hier auf dieser Bank, vor dieser leuchtend grünen, orangegepunkteten, in den Tisch gewachsenen Flechte und nach dem Erschrecken darüber, ein kleiner tollkühner Genuss von Zukunft.

– Noch so ein Wort, das viele Jahre als Puppe an einem Ast gehangen hatte und Stephan nun erst geschlüpft zu sein schien in seine vollgültige Begriffsgestalt.

„Zukunft“ konnte er jetzt denken wie noch nie, wenn auch leicht alamiert und mit verhaltenem Atem da vor dieser irrsinnig grünen Flechte mit diesen orangefarbenen Flecken. „Zukunft“ im Sinne von dem, was ihnen begegnen würde, als *âventiure*, die auf sie und die ihnen zukäme ganz in Blau; als *adventus* auch, als eine, nein, als *ihre* Ankunft, denn dass sie vielleicht doch irgendwo in sich, bei sich, mit sich ankommen dürften, dafür stand das Wort jetzt also auch – wengleich wie numehr alles unter dem Schatten des Vielleicht.

Auf die Bank, den Tisch, die Flechte darauf, den Bach schien weiterhin die Sonne. Stephan fand nichts tröstlich daran. – „Tröstlich“, das war noch eins dieser Worte. Er aber war glücklich, jetzt. Malin lag in seinem Arm. Ihre beiden Mundwinkel wiesen nach oben, denn sie lächelte mit geschlossenen Augen in die Sonne. Und es war alles grün.

Ich wollte nun wirklich gehen. Da hörte ich den Dreiwortsatz, hörte ihn zum ersten Mal aus Stephans Mund. Doch ihm lagerten sich sofort so viele Echos an, dass ich etwas begriff. Stephan wollte jetzt mindestens dreimal pro Tag diesen Satz sagen, der ihm früher nie über die Lippen gekommen war. Früher war es ein Satz gewesen, der von so vielen Zungen abgelutscht, an so vielen Gaumen zermahlen worden war, dass er nichts mehr zu tragen, zu nichts mehr zu taugen schien, löchrig, fadenscheinig, zerfetzt.

Jetzt war er jedes Mal ganz neu.

Schon beim allerersten Mal – da hatte Malin ihn gesagt, als sie offenbar gerade dabei gewesen war, für den Gurkensalat eine Zwiebel zu schneiden –, schon bei diesem allerersten Mal war der Satz tatsächlich vollkommen neu auf die Welt gekommen, aus ihrem Körper, und war dann ein Teil von Stephans Körper geworden. Die Erfahrung war ebenso eindeutig wie komplex gewesen, und verblüfft hatten sich beide

angeguckt. Dann war der Satz, den Stephan mit Wohlgefallen gekostet hatte, in ihm aufgestiegen, und er war wieder in der Welt: vollkommen neu, ein Teil von Stephans Körper, der nun ein Teil von Malins Körper geworden war. Und wieder war es ebenso evident wie vertrackt – hätte man es jemandem erklären müssen. So aber hatten sie diesen Satz einfach stehen lassen, da in der Welt, und sich dann bald an den Tisch setzen können, um zu essen: Gurkensalat und Brot mit Käse. Sie hatten dennoch das Bedürfnis gehabt, auf die Gabel zu pusten – als könnten sie sich den Mund verbrennen, der wie unbenutzt gewesen war, überzogen mit einer noch ganz zarten Schleimhaut, nun, da aus ihm jener Dreiwortsatz neu in die Welt hineingeboren worden war. Doch dieser Satz, das sollten sie noch während des Essens merken, das Stephan mit großem Appetit und fast schmerzfrei da auf dem Stuhl zu sich genommen hatte, dieser Satz schuf ihre beiden Mäuler immer wieder neu, wenn er ihnen entschlüpfte oder entsprang oder entfuhr, sich aus ihnen entrollte auf Katzenart oder sich entfaltete wie Schmetterlingsflügel oder entströmte bei aller Kürze doch in der Breite jenes Flusses, an dem Stephan ein paar Jahre gelebt hatte, Jahre, in denen Malin in den Semesterferien immer lange Wochen bei ihm gewohnt hatte, oftmals am Altrheinarm mit ihm auf dem Deich spazieren gegangen war, neben diesem ruhigen Strömen, wo sie beide diesen Satz nie in ihren Mund, geschweige denn heraus bekommen hatten. Jetzt war dieser Satz nicht nur ein Teil von ihnen, er war auch wie der Strom und spülte ihnen den Mund immer neu aus, spülte des Flusses Funkeln hinein, das damals über ihrer Welt und ihrer Zeit gelegen hatte.

Seit kurzem also lachten sie diesen Satz, bebten ihn, sangen und nuschelten ihn, sprachen ihn mit glänzenden Augen, mit geschlossenen Augen, mit hungrigem und mit sattem Blick, mit Tempo und in Zeitlupe – aber immer laut.

Stephan sagte ihn jetzt noch einmal. Es war ein zweifaches Verzehren: Er fütterte Malin mit diesem Satz, und er fütterte sich damit, und beiden schmeckte die Speise.

Die Reste vom Brot, von Käse und Wurst packte Stephan dann irgendwann wieder in seinen Rucksack, danach streichelte er verstohlen die grüne Flechte mit den orange-farbenen Punkten auf dem Tisch. Ein kühler Wind war aufgekommen und Malin und er beschlossen jetzt, etwas zu tun, das sie nicht mochten: Sie, die – wenn man schon

wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren musste – möglichst Rundwanderungen machten, entschieden sich, nun umzudrehen und den Hinweg zurückzulaufen.

Obwohl ich wie immer in solchen Fällen in entgegengesetzter Richtung fortging – und das sehr schnell –, wurde es mir zuteil, den Dreiwortsatz noch einmal völlig neu in der Welt zu hören.

In Stephan Trauths Welt war beim nächsten Mal, als ich mich in sie hineinbegeben musste, alles vollkommen anders als bisher.

Er lag tatsächlich in einem Krankenzimmer mit der Nummer 13. Und darin war alles still und stand alles still, auch der Chirurgenchef, dessen weißer Kittel feucht aussah und sich bestimmt klamm anfühlte. Im Raum stand auch noch dessen letztes Wort: „positiv“.

Ich kannte die Daten aus der Zentrale, sonst wäre ich ja nicht wieder hierher gekommen. Aber jetzt, da so in der Situation, ging es mir ein wenig wie Stephan.

Hatte ich schon gesehen, wie ihm die Welt wegstürzte und die Zeit entfiel, wie ihm schwarz vor Augen gewesen war und grün, so sah ich nun mit ihm gemeinsam ins Nichts. Ich wusste es von anderen Klienten: So sehen die, die von Geburt an blind sind. Doch wer als Sehender plötzlich so sieht, dem hat sich alles entzogen, dem ist nichts mehr verfügbar, noch nicht einmal er selbst.

Hinter dem Nichts zog eine raue Dunkelheit herauf. In ihr erklang Stephans erstes Wort, seitdem er den Arzt scherzend begrüßt hatte, diesen klammweißen Chefchirurgen, der währenddessen Malin aufgefordert hatte, sich zu setzen:

„Scheiße.“

„– Nein, nichts da mit »Scheiße *and that's it!*«“

„Es ist vollkommen verständlich, es ist vollkommen berechtigt, jetzt »Scheiße« zu sagen!“ (Das sagt der Bote.)

„Ja, das mag so sein! Aber jetzt wird noch nicht gestorben!“

Stephan schweigt.

Der Bote geht.

Und mir waren die Grenzen verschwommen.

Ich stand wie geschlagen, so, als wenn der Chefarzt, der schon Stephans erste Krebsdiagnose im letzten Sommer chirurgisch begleitet hatte, gerade mit seinem Bericht über die zweite Krebsdiagnose tatsächlich mir selbst einen Hieb verpasst hätte, quer durch.

Was ich meine: Ich hatte Stephan Trauth zuletzt vor zwei Monaten gesehen, und damals, da in diesem Frühlingswäldchen, im Dreiwortsatz hatte es gut ausgesehen, und auch seither: Nichts. Kein Alarm, der bei uns eingegangen wäre. Nichts. Ich hatte keine Ahnung gehabt, was in dieser Zeit passiert war. Er auch nicht. Keiner hatte irgendeine Ahnung gehabt. – Wir wissen halt nie, keiner.

Und selbst jetzt: Stephan sah „gut“ aus (so nennt man das ja). Sah sogar nun gut aus, nach dem neuerlichen akuten Bauchschnitt gestern quer durch, der offenbar wieder nur eine kleine Spiegelung hätte sein sollen, zur Kontrolle von irgendwas, dann sich aber zu einer wirklichen OP ausgewachsen hatte.

Ein kleiner Kortisonkranz aus Fett und Wasser hing ihm immer noch im Nacken. Doch insgesamt: Er sah gut aus, sah aus nach Zuversicht, nach Zukunft.

Und nun das: Jene zweite Diagnose.

Was gestern, während der OP, da links unten noch wie Verwachsungsgekröse und Crohngeschwülste ausgesehen hatte, das war nun also, nach der Schnellhistologie, ein Krebsbefall des Bauchfells geworden, da links unten in der Asziteshöhle, die man am Ende der Reha festgestellt hatte, mit der dringlichen Empfehlung, „dem auf den Grund“ zu gehen. – Ich hatte ja nun wieder alle Daten parat.

Noch etwa sechs Monate, im Schnitt, quer durch, dann würde zugrunde gegangen werden.

– Wenn mich etwas überrascht, weiß ich, dass ich mich zu sehr eingelassen habe auf den jeweiligen Klienten. Wenn mich etwas schmerzlich überrascht, suche ich Abstand. Doch in diesem Falle gelang mir das nicht. Dabei fühlte ich mich entsetzlich indiskret: Ausgerechnet jetzt, in diesem Moment, dort zu bleiben, in diesem Moment, da Stephan wirklich begann, meine Witterung aufzunehmen; in dem ihm mein kühler, leicht modriger Geruch erstmals richtig in die Nase stieg; in dem er fast schon imstande war, mich zu sehen, zwar noch als unscharfen Schatten, als eine Art Kälte in einer Ecke des Raums, aber immerhin; und in einem Moment, in dem Stephan zwar nicht vor mir zurückwich, aber sich dann zu Malin drehte, die sich ihrerseits ihm zuwandte.

Plötzlich aber war das winzige Zimmerchen, tatsächlich die Nummer 13, irrsinnig licht.

Ich drehte mich zur Wand und schloss die Augen.

Licht – da ist ein Sonnenlicht von fast schon frivoler Art. Und wie bei Stephan üblich, ist die Lage zunächst wieder sehr unübersichtlich. Ich entledige mich jenes Anzugs, unter dem ich ein etwas altmodisches Badetrikot trage: Alles hat den Anschein erweckt, dass es schnell gehen müsse. Das Trikot ist aber fast schon wieder hip. Da ich jedoch noch ohne Orientierung vor Ort bin, selbst Stephan nicht entdecken kann, entschieße ich mich, vorläufig jene Strandbar aufzusuchen, die sich linkerhand in rund 300 Metern Entfernung befindet. Eine jener typischen Seventies-Konstruktionen, die davon zeugt, dass dieser Strand hier einst Hippie-Areal gewesen ist: Ein Dach aus Bastmatten und darunter etliche wacklige Holztische und Stühle aus diesem leicht zerschlissenen Geflecht direkt im Sand. Auf den Tischplatten, wie ich später sehe, Schälchen mit Oliven. Teller mit Gambasschalen und Knoblauchresten. Gläser, in denen *Tinto di verano* leuchtet.

Überhaupt – das Licht.

Der Weg durch die gleißende Sonne macht mich erst fast farbenblind, dann, als ich unter das geflochtene Dach trete, auch noch schattenblind, so dass ich kaum etwas erkennen kann und nur eher zufällig nicht gegen den mir nächststehenden Tisch taumele. Die Strandbar ist spärlich besucht, nun in der späten mittäglichen Hitze. Die Familien mit kleinen Kindern haben sich in ihre Urlaubsquartiere zurückgezogen. Einige junge und ältere Pärchen lagern unter dem im Wind leise knisternden Dach auf den Stühlen mehr, als dass sie sitzen: Kippelnd oder tief gen Sitzkante gerutscht, die sandigen Füße auf dem gegenüberstehenden freien Stuhl oder auf einer der Querstreben zwischen seinen Beinen liegen sie und blicken nach vorne vor das Dach, jetzt, da das Essen verzehrt ist. Mancher tunkt ab und an ein übriggebliebenes Weißbrotstückchen ins Öl, fischt eine gebratene Knoblauchscheibe damit vom Teller: nicht, weil er noch Hunger hätte – nur, um sich für einen kurzen Moment diesem Schauspiel zu entziehen, das sich direkt vor dem schattenspendenden Dach darbietet. Einige, die wohl nicht so recht gewusst haben, dass es an der *Costa de la luz* nur zwei Dinge gibt: Meer und Licht – ein Licht, das selbst den Strand da draußen verflüssigt –, und die vielleicht lieber an einem belebteren Badeort wie nebenan an der *Costa del sol* Ferien gemacht hätten, die schreiben noch verdrossener als ohnehin üblich Urlaubskarten oder lesen gelangweilt in Taschenbüchern mit bunten Titelbildern, die nun ziemlich zerknickt sind. Die meisten der wenigen Besucher der Strandbar aber blicken einfach nach vorne auf die Bühne. Dort ist nur noch Licht. Es gibt keine Grenze mehr zwischen Sand, Luft und Meer. Alles ist ein Flimmern, ein Glimmen, ein Zittern, ein Wiegen, ein Biegen der Farben ins Weiß, des Strandes in die Gischt, der Luft in einen transparenten, dickflüssigen Stoff, der mal auf den Sand tropft, mal in der Brandung Schlieren zieht.

Dieses Leuchten, das alle Aggregatzustände auflöst, diese traumlogische Inszenierung des Lichts gleicht sich die Zuschauer unter jenem Schattendach langsam an. Sie werden weich, gießen sich in die Stühle, vergessen mitunter das Blinzeln, bis sie den überschüssigen Wasserfilm dann doch durch eine zähflüssige Bewegung des Augenslids fortwischen, und lösen sich in ihren Gedanken auf, die gestaltlos, konturlos, im gleißenden Weiß zergehen, das da draußen ist. Am hellsten ist es dort an einer stän-

dig wechselnden Stelle: dem Brandungssaum. Hier wirft das Meer sein Gischnetz über Luft und Sand, und wenn auch das Spektakel des Lichts großartiger anzusehen ist, so gelingt hier dem Wasser doch die vom Licht nur optisch bewerkstelligte Auflösung materialiter: Hier werden für einen kurzen Moment Meer, Sand und Luft eins, verstrudeln zu einem neuen Element, bevor sie sich dann wieder scheiden. Dieser strahlend weiße Saum, ständig in Bewegung, sticht in die Augen, als habe jemand die Stecknadeln darin vergessen. Deshalb kann man ihn nicht lange ansehen, fixieren ja ohnehin nicht, doch kehrt der Blick immer wieder zu ihm zurück.

Genau dort entdecke ich ihn irgendwann. Wie eine Fata morgana aufgelöst im verzitternden Licht steht Stephan vorne am Meer, ein schwarzes flackerndes Semikolon in der Schöpfung. Dabei sitzt Malin ein paar Meter entfernt von mir an einem der Tische, darauf zwei geleerte Teller, zwei noch halbvolle Gläser *Vino di verano*, ein Reiseführer, seine Sonnenbrille, und träumt sich ins Licht. Er muss beschlossen haben, baden zu gehen. Bei dem tosenden Sonnenglast hätte er, Sonnenbrandopfer selbst beim Fahrradfahren zu Hause, sich sonst nicht aus dem Schatten gewagt. Aber es ist zweifelsfrei er: Er steht nun dort, genau an der Stelle, die nicht mehr bezeichnet werden kann, und die auch nichts mehr bezeichnet: keine Substanz, keine Dauer, keinen Ort.

Ich setze mir das Basecap auf, klemme den Steg der Flipflops zwischen die Zehen und mache mich auf den Weg durch den glühenden Sand. Langsam korrigiere ich meine Einschätzung – das ist vielleicht doch kein Fehleinsatz. Die Brandungswellen sind hoch, die Strömung heute stark und es geht ein wilder Wind über den Strand, der an Stärke zuzunehmen scheint, je näher ich jenem Wellensaum komme. Geflaggt ist gelb, das habe ich vorhin auf dem Weg zu der Strandbar gesehen. Hier steht kein Fahnenmast. Was da also so knattert, kann keine Flagge im Wind sein. Ich bin ein paar Schritte lang vollkommen ratlos. Dann geht mir auf: Kein Knattern, sondern ein Klappern. Die Venusmuscheln haben zu trommeln begonnen, es klingt wie das Tremolieren von Kastagnetten. Je näher ich der Brandung komme, umso mehr Klänge mischen sich in diesen Rhythmus: Die Seesterne rasseln, Stabmuscheln blasen ihr Lied durch die Wellen, zerdehnt, voller Leere und in aller wüsten Sehnsucht, und die Seeanemonen auf dem Felsband, dort, wo es so tief ist, dass man nicht mehr

stehen kann, streichen über ihre Saiten, um gemeinsam mit der Meerschnecke, die in ihr Gehäuse stößt, ab und an den Tristan-Akkord erklingen zu lassen mitten ins Einspielen vor der Probe hinein, zu dem sich nun auch ein paar Sepien gesellt haben, deren Flossenvolants auf den Wasserwirbeln Xylophon spielen.

Mit jedem Schritt, mit dem ich weiter in die Gischt gehe, denn nun bin ich dort, am Meeressaum, höre ich diese Töne, die Melodie, das Locken. Und da weiß ich – seit langer Zeit wieder zum ersten Mal –, wie das ist für die, die ich anzusehen habe. Wie es für sie ist jedenfalls dann, wenn sie entschlossen sind, auch mich anzusehen. Ich höre die Meerschnecke blasen. Das ist mir ewig nicht passiert. Und mir wird feierlich zumute. Der Mann, Stephan, steht dort. In all der Helle, fast aufgelöst vom Licht und der Gischt. Und das Meer musiziert. Er hört es auch, da bin ich mir sicher. Obwohl ich dann, immer noch desorientiert ob meines Auftrags, in die Fluten steige, wie man so schön sagt. Mitten ins Orchester.

Aggregatzustandswechsel oder elementare Sprünge machen mir zu schaffen. Die Musik hilft mir aber, von Lungen- auf Kiemenatmung umzuschalten: Ausperlende Töne, dann eine Pause und die Venusmuscheln geben den Takt vor. Ich weiß zu atmen. Und öffne meine Augen. Wieder verstehe ich, warum Menschen ins Meer gehen, um mir zu begegnen. Eine Seegurken-Kolonie liegt unter mir und setzt durch ihre leichten Selbstkontraktionen das Wasser bis zu mir in einen tiefen, guten Ton. Um mich herum erklingt von überall her das Spiel des Orchesters. Ich bewege mich weiter (ob ich gehe, ob ich schwimme, ob ich schwebe wie Plankton – ich weiß es nicht mehr), bewege mich weiter und sehe dann Triton, der dieses dünne, mächtige Stäbchen in dreien seiner flossenverbundenen Finger führt, diesen Stab, der die Klänge der Venusmuscheln, Seesterne, Sepien, Stabmuscheln, Seeanemonen und sogar das Schnauben der Seepferdchen erbittet, wie es die Partitur vorsieht, und der es vermag, dass der Meerschnecke Blasen ins eigne Gehäus durch alle Tangwälder dröhnt.

Er hält sein Orchester zusammen. Er galoppiert weder auf seinen eigenen perlmuttlenen Hufen davon noch schmettert er auf seinem Muschelhorn alles kurz und klein – nein: Er ist ein vorzüglicher, sensibler Dirigent. Und sein Stab ist ein Seeigelstachel von imposanter Länge. Wir grüßen uns reserviert. Ihm ist klar, dass ich nicht wegen

der Musik gekommen bin. Doch nun hoffe ich, ihr noch ein Weilchen lauschen zu dürfen. Außerdem ist es so herrlich kühl, und dieses gleißende Licht da oben hat hier natürlich auch keine Chance. Es löst sich unter der Wasserkante sofort in ein schummrig-diffuses, grünliches Schimmern auf, das in der Ferne zunehmend dunkler wird. Ein paar Langusten haben sich ebenfalls eingefunden, um der Probe beizuwohnen, und unten in der Tiefe sehe ich einen Schwarm großer Fische mit ihren fast kreisrunden, flachen Körpern dem Orchester zugewandt knapp oberhalb des Sandbodens stillstehen. Plötzlich tockt mir etwas ans Ohrläppchen, und ich zucke zusammen. Der Kopf einer leuchtenden Qualle taucht vor mir auf und weist mit eindringlichem Nicken mehrmals gen Strand. Ich habe gar nicht bemerkt, wie weit ich hinaus geschwommen oder eher gezogen worden bin von der Strömung. Ein paar kleine Haie kommen auf einmal heran und umkreisen mich neugierig. Ich mache mich also wieder auf in Richtung Küste und registriere, dass, je näher ich ihr komme, immer mehr Krabben hinter mir hereilen – auch sie Aasfresser. Ihr Trippeln, das Schleifen ihrer Panzer über den zumeist sandigen Boden verursacht ein unangenehmes Geräusch. Triton zischt ihnen einmal gewaltig zu, doch sie lassen nicht ab von meiner Spur. Dabei ist immer noch nichts klar. Ich versuche also ebenfalls, sie wegzuschrecken, doch auch das ist vergeblich. Etwa zwanzig Meter vor dem Küstensaum halten sie plötzlich inne, die Haie sind schon zuvor zurück geblieben, auch sie erwartungsvoll. Stephan hat begonnen, mit der Brandung zu spielen, und da nun die Flut heraufzieht, wird sie noch gewaltiger als vorhin. Wieder und wieder taucht er durch die brechenden Wellen, jagt dann, etwas weiter draußen, auf ihren Kämmen erneut gen Strand, wird ab und an auch erwischt und zusammen mit Sand, Tang und einigen kleinen Kieseln herumgewirbelt oder über den Boden geschleift. Er merkt nicht, dass er müde wird. Er merkt nicht, dass er auskühlt. Er merkt nicht, dass ihm langsam die Luft ausgeht und er immer mehr Wasser schluckt. Er genießt. Genießt, der Wellen Spielball zu sein, getragen zu werden, geworfen zu werden, gepresst, geschleudert, geschluckt zu werden, dann wieder mit hohem Tempo auf den Wellen dahinzugleiten, als habe er keinen Widerstand zu bieten – und sei es nur in Gestalt des Knicks, den seine Fersen zur Wade hin machen, wenn er versucht, seine Füße in eine Linie mit den Schienbeinen zu bringen, um noch weicher mit der Welle mitfließen zu kön-

nen. Er merkt nichts, auch nicht diesen kleinen Knick, um den herum das Wasser in winzigen, energiekostenden Widerstandsturbulenzen verwirbelt. Aber ich bin mir sicher, dass er die Musik wahrnimmt, auch wenn er nichts mehr merkt, nichts mehr denkt.

Das verspricht also, spannend zu werden.

Die Krabben, die Haie warten ebenfalls, wenn auch mit weniger Gleichmut. Stephan ist nun bestimmt schon – da begreife ich, dass mir die Zeit abhanden gekommen ist. Das ist schlecht. Das darf nicht passieren. Es reicht vollauf, dass es ihm so geht.

Dann sehe ich Malin, nur einen Sekundenbruchteil, bevor sie Stephan gesehen hat, und weiß, dass ich erneut zu früh gekommen bin. Sie schnürt durch das Wasser in gerader Linie direkt auf ihn zu, taucht erst unter den Brechern der Brandung hindurch, nutzt dann weiter draußen die Wellenkämme, um zu gucken, wo er ist, und ist jetzt da.

Irgendwann bemerkte ich den Kollegen, der für Malin zuständig ist. Wir hatten uns ja bereits auf Cuba kennengelernt. Er war, obschon länger in dem Job als ich, sichtlich verwirrt, hier in Zimmer Nr. 13. Es war offenbar ein Alarm eingegangen, und nun hatte er eine Klientin vorgefunden, die bei voller Geisteskraft und augenscheinlich physisch gesund mit ihrem Mann von Liebe sprach und sie dadurch praktizierte. Und er hatte mich dort vorgefunden, in diesem gleißenden Licht: mit geschlossenen Augen und zur Wand gedreht. Seine Irritation legte sich bald, nachdem er äußerst professionell die Situation überprüft hatte, und er verschwand nach einem kurzen Nicken in meine Richtung rasch. Ich hingegen blieb, obwohl ich mir weiterhin sehr indiskret vorkam, und obgleich ich wusste, dass ich dabei war, einen Anfängerfehler zu begehen.

In dieses hell leuchtende, kleine Zimmer hatte man, weil ein zweites Bett nicht hineingepasst hätte, eine Transportliege neben Stephans Bett geschoben, auf der Malin nun lag, denn draußen war es längst Nacht geworden. Die zwei lagen fast neben-

einander, die Liege war etwa zehn Zentimeter höher als das Bett. Man hätte auch das Bett höher stellen können, doch daran dachten die beiden nicht.

Sie hatten es dem strammweißen Boten vorhin so irrsinnig leicht gemacht, die Nachricht zu überbringen. Sie hatten um alles gewusst. Noch nicht einmal das Wort „Peritonealkarzinose“ hatte der Arzt ihnen erklären müssen. Krebs des Bauchfells, sich bald in die Organe hineinfressend, maximal ein halbes Jahr lang noch gefräßig. Sie hatten um alles gewusst. Und ich hatte kurz in einigen dieser randverzerrten Rundbilder sehen können, warum: „Aszites“, jenes am Ende der Reha plötzlich aufgetauchte Wort, dem Stephan hatte „auf den Grund gehen“ sollen – es war Malin kurz zuvor schon begegnet, und mit ihm der Bauchfellkrebs, die sechs Monate. Sie hatte in einem Internet-Forum davon erfahren. In dem schrieb nur die Angehörige, die Frau, nicht der Patient. Der war nun seit vier Wochen tot, nach einer OP. Das hatte Malin Stephan nicht erzählt – ich habe diesen Tod mittlerweile recherchiert. Aber sie hatte ihm von Peritonealkarzinose und von der OP erzählt, die auf jenen Patienten noch inmitten der „Chemo“ gewartet hatte, während bei Stephan jetzt, nach der „Chemo“ alles so gut ausgesehen hatte. Er hatte diese OP dann „die Ausweidung“ genannt.

Und beide hatten, als plötzlich das Wort „Aszites“ bei einem Ultraschall von der Reha-Ärztin wie nebenbei erwähnt worden und von ihr dann darum gebeten worden war, dem nachzugehen, auf ihre Weise zu recherchieren begonnen: Stephan bei David, Malin im Internet; er in aller Stille und obsessiv, Malin – da bin ich mir mittlerweile ziemlich sicher – genauso.

Dass dieses Bauchwasser, eine winzige Menge links unten, die auch der Hausarzt bestätigt hatte, auf deren Volumen sich aber niemand hatte festlegen wollen, vom Crohn käme, dessen waren sie sich bald sicher gewesen. Und gestern bei der OP, die gar keine hätte werden sollen, hatte es sogar von innen so ausgesehen, als käme dieser Aszites vom Crohn und von den Verwachsungen und von derer beider unseligem Zusammenspiel – jedenfalls, so hatte es gestern geheißen: „Kein Grund zur Sorge!“

Nun aber hielten sich die zwei dort in diesem lichten Zimmer Nr. 13 mit medizinischen Termini genauso wenig auf wie mit strammweißem Optimismus. Nun lagen sie fast nebeneinander und redeten, sagten das Mantra, den Dreiwortsatz und schlie-

fen irgendwann ganz sanft tatsächlich ein.

Keine Nachtschwester hat sie gestört, keiner sie am Morgen geweckt. Ich war die ganze Nacht bei ihnen. Obgleich klar war, dass jetzt akut wieder einmal es meines Bleibens hier nicht bedurfte. – Ich bin dann sogar noch ein paar Tage länger geblieben, was nur möglich war, weil meine beiden Stellvertreter weiterhin bereit waren, mich gegebenenfalls zu ersetzen, was ich ihnen hoch anrechne.

Stephan und Malin wachten tatsächlich auf, ganz von allein. Was ich bemerkenswerter finden soll, ihren Schlaf oder ihr Erwachen, weiß ich nicht. Unzählige Male habe ich einer solchen Situation schon beigewohnt – und doch bin ich jedes Mal überrascht von den Reaktionen.

Das Klinikpersonal war nicht überrascht, oder vielmehr: Es hielt sich an die für diese Fälle vorgesehene „*care-management*-Leitlinie“ und bemühte sich redlich oder routiniert, den Gedanken daran, dass da ein Toter lag, ein so jung aussehender Toter, gar nicht erst aufkommen zu lassen. Andernfalls dachte das Personal: „Ich selbst liege da nicht!“ Immer aber wartete es nunmehr ein paar Sekunden nach dem Anklopfen, bevor es das Zimmer betrat – so, als wolle es sichergehen.

Irgendjemand hatte auch sehr rasch diesen unglückseligen Zufall mit der Zimmernummer zur Kenntnis genommen und dafür gesorgt, dass die zwei noch am Vormittag verlegt wurden. Denn Stephans entgegen allen Prognosen nun doch noch einmal für die Diagnoseerhebung notwendig gewordener Bauchschnitt erforderte wieder einen längeren Klinikaufenthalt als vorgesehen. Etwa eine Woche würden sie hier noch verbringen müssen. Und so kamen sie in ein nicht ganz so kleines Zimmer, in dem – zumindest vis à vis – zwei Betten stehen konnten. Für das zweite zahlten sie wie üblich, konnten sich aber die Summe auch diesmal nicht merken, so wenig wie die Zimmernummer, doch es war der Raum am Ende vor dem Knick, den der Gang hier machte. Als sie gerade dabei waren, das neue Zimmer zu beziehen, betrat es nach einem Klopfen, einem Warten die *supervising nurse* des neu eingerichteten Darmkrebszentrums mit einem ernst-gesammelten Blick und einem dicken Ordner unter dem Arm: Informationsmaterial über das Zentrum, über Darmkrebs, und Frage-

bögen.

„Ich habe keinen Darmkrebs mehr, der ist »erfolgreich« operiert worden. Ich habe eine Peritonealkarzinose und bin mithin hier falsch!“, sagte Stephan und verweigerte die Annahme des Ordners. – Die Suche nach Gründen hatte begonnen. Ein denk-möglicher lautete: Die hier hatten damals nicht nur seine Darmnaht zum Platzen ge-bracht, sondern auch die Tumorzellen dazu, einmal quer durch seinen Bauchraum zu wandern und sich am entgegengesetzten Ende wieder einzurichten, an einer Stelle, wo eigentlich gar nichts war, kein Organ, nur eine milchige, feuchte Haut, die alle Organe bedeckte und das Nichts drumherum auskleidete, etwas, das bei einem Krebsbefall den Krebs überall hineinwachsen lassen würde, so dass man in durch-schnittlich sechs Monaten kein Mensch mehr war, sondern eine statistische Größe im Krebsregister.

Die Suche nach Gründen führte aber immer wieder ganz schnell ins Aus. Wortwört-lich: Stephan kam dann ganz rasch an einen Punkt, an dem seine Gedanken wie eine durchdrehende Schraube zwar unablässig kreisten, aber nicht mehr griffen. Es gab dort kein Halten mehr, alles rutschte ihm weg, die Worte, die Gefühle, die Wirklich-keit. Durch das Ausfüllen von Fragebögen über die Zufriedenheit mit der Früh-stücksqualität im „zertifizierten Darmkrebszentrum“ würde nichts davon zurückkeh-ren: Man brauchte ja noch noch nicht einmal Wörter dafür, nur die Zahlen von 0 bis 10.

Von 0 bis 6 reichten die Ziffern, mit denen der nun wieder straffe Chefchirurg am Nachmittag das neue Zimmer von Stephan und Malin betrat.

„Guten Tag, Herr Trauth, guten Tag Frau-äh--Weber! Wie geht es? Vermutlich wis-sen Sie das schon alles. Trotzdem habe ich noch mal ein paar Infos mitgebracht über OP-Möglichkeiten. Der Peritonealkarzinose. Ein, ein Kollege in Regensburg ist da vergleichsweise erfahren, versiert, macht das ständig, erzielt wirklich beachtliche! Also die Überlebensrate seiner Patienten liegt deutlich über sechs Monaten, manche sind schon über der für Krebs ja magischen Fünf-Jahres-Marke! Ich seh schon: Der ist Ihnen auch schon untergekommen. Also, diese OP, die, das ist natürlich hammer-hart. Aber Sie sind ja jung und gut beieinander. Der Kollege, der, also der operiert

meist schon weit über Fünfzig-, Sechzigjährige, und sogar die haben danach eine vergleichsweise gute Prognose. Viele leben schon seit drei, vier, wie gesagt, manche schon über fünf Jahre nach der OP.“

Stephan fragte: „Würden Sie diese Operation an sich durchführen lassen?“

Der Arzt sagte sofort: „Ja. Es wär mir egal, ob ich ohne Darm, ohne Magen, ohne Harnblase, ohne *whatever* aufwachen würde. Ich weiß von meinen Patienten, dass man damit, also ohne all diese Organe und ohne noch ein paar andere, leben, also gut leben – man lebt!“

Stephan dachte: Das hat der zu schnell gesagt.

An Malins Mundwinkel zog wieder dieses Gewicht.

Der Arzt hängte an: „Wissen Sie, »Lebensqualität«, das ist so was von, von relativ – das haben mich meine Patienten nu echt gelehrt! Man kann auch mit Stoma glücklich sein, im Rollstuhl, im Bett. Da kenn ich viele Patienten. Die sind einfach froh zu leben. Die haben das, ja, die haben das akzeptiert. Und haben ein echt glückliches Leben, jetzt. Das sagen die immer wieder.“ Und er wies noch darauf hin, dass, wenn sich während dieser Operation herausstellen würde, dass man zu viel herausnehmen müsste, dann natürlich vorher wieder zugemacht würde, „äh, also der Patient jetzt, wieder zu: Dann wird die OP beendet, vorzeitig, aber zum Besten des Patienten, natürlich“. Leider könne man das vor diesem Eingriff ja überhaupt nicht abschätzen, da gelte wirklich – und hier lachte der Arzt – der alte Chirurgenpruch vom Aufmachen- und Hineinsehenmüssen. „Aber, Herr Trauth, wir haben Sie jetzt so oft operiert – vielleicht lassen Sie ja den Kollegen in Regensburg, ich meine, also“.

„Sie meinen, was meine »Alternative« wäre. – Tja.“

„Dann rufe ich da an und avisiere Sie für ein Gespräch? Also, es kann ja sein, dass der Kollege, also, wenn Sie sich dort vorgestellt, ich meine, der Crohn, das ist ja eine erhebliche Belastung, für so eine OP, und da muss sich der Kollege natürlich selbst ein Bild, und Sie, Sie wollen doch sicher auch noch genauere Infos zu dem Eingriff, also ein Informationsgespräch, ein sozusagen, quasi ein beidseitiges – das, soll ich das in die Wege?“

Stephan dachte: Du brauchst ein Gutzel für den Hals.

Er dachte das ungefähr zehn Mal, bis ihm einfiel, dass es auf Hochdeutsch „Bonbon“ heißt. Dann sagte er: „Stellen Sie den Kontakt her. – Und: Danke!“

Der Arzt verabschiedete sich strammweiß und schnell: Er wollte gleich noch den Kollegen anrufen.

Zurück blieben in dem kleinen Zimmer die zwei, Stephan und Malin, die sich allmählich wie auf einer Quarantänestation zu fühlen begannen, weil die Schwestern, die Pfleger nicht nur Blicke, sondern auch das Betreten des Raumes zu meiden schienen. Doch ein Wort hatte sich in diesem Zimmer festgehakt: „Informationsgespräch“. Das klang so anders als „Ausweidung“ – und dieses Wort war doch das, was sie, Stephan und Malin, bislang mit dieser Bauchfellkrebs-Operation verbunden hatten: Die „Ausweidung“, bei der man vorher nicht wissen konnte, mit welchen Organen man noch erwachen würde, falls man hinterher erwachte. – Sie aber, sie hatten noch nicht genug Informationen darüber, schon gar nicht „aus erster Hand“, aus der, die diese Operation durchführte, ständig.

„Informationsgespräch“, das klang so ganz anders. Es klang auch ein bisschen nach „Verkaufsgespräch“, zugegeben, aber vor allem hörte es sich doch nach der Möglichkeit an, erst dann, wenn man mit dem, der diese Operationen durchführte (noch dazu ständig), gesprochen hatte, selbst zu einer Entscheidung darüber kommen zu können. „Informationsgespräch“, das klang so sachlich. Und so, als hätte man noch eine wirkliche Wahl. Und so, als hätte man tatsächlich noch Zeit.

Durch dieses Wort wurden für die zwei, für Stephan und Malin, in diesen Tagen in der Klinik auch andere Wörter wieder möglich, langsam. Die Frage nach dem Maß zum Beispiel: Sollten sie sich wirklich darauf einlassen, in Monaten zu denken? Könnten sie sich überhaupt wirklich darauf einlassen? Ginge das – ganz prinzipiell?

Schon jetzt glitten sie ja ständig wieder zurück in jene Zeit, in das Früher, ins Helle, in Leben Nr. 1, in dem es keine Zeitlichkeit gegeben hatte, nur endlos Zeit. Immer wieder fanden sie sich dort in einem besonders gelungenen Augenblick oder in einem anderen Moment von großer Intensität, sie tauchten wieder und wieder die dreizehneinhalb Jahre hinab, die sie bislang miteinander gehabt hatten, und hatten bei

jeder Rückkehr in dieses Krankenzimmer kurz das Gefühl, dass ihnen der Sauerstoff langsam ausgehe. Doch anstatt ängstlich nach Luft zu schnappen, dämmerten sie dann einfach in eine Art Müdigkeit hinüber und registrierten schläfrig, dass schon wieder eine Stunde vergangen war oder ein halber Tag.

Die Zeit schlich an ihnen vorbei, so scheu wie das Pflegepersonal. Welcher der Pfleger, welche der Ärztinnen, die Stephan aus der Ferne und Schräge ansahen, konnte es glauben? Er sah so gut aus, so gesund, jung. Dabei trug er doch den unsichtbaren Stempel, jenes Wort, die Diagnose, die nun auch auf jedem seiner medizinischen Dokumente ganz oben thronte: das Wort, das mich meinte. Mich, über den all jene Diagnosen, die mich meinen, doch das mir zukommende Wort nie verlieren – noch nicht einmal dieses kleine Wort, das in der hier gesprochenen Sprache so kurz ist.

Ich verstehe ja, dass all jene mich meinenden Diagnosen mich nicht sagen, denn wer könnte mich wissen: Der Zeitpunkt der von mir zu erbringenden Arbeitsleistung ist ja selbst mir eben bis zu diesem meinem Einsatz unbekannt. Doch ich weiß bis heute nicht, ob ich darüber gekränkt sein soll oder ob stolz darob, dass das mich in der hiesigen Sprache bezeichnende Nomen nur drei Buchstaben lang ist. Das disqualifiziert mich sogar als *four-letter word*.

Die Schwestern jedenfalls und die Ärzte, die jene eine von den mich meinenden, aber mich nie sagenden Diagnosen ganz oben und im Fettdruck auf Stephans Krankenakte in Gestalt relativ vieler Buchstaben gelesen hatten und dann als kleines Stempelmal auf seiner Stirn wiederzuerkennen glaubten, die schauten schnell weg und mieden für den Rest des Tages Spiegel.

Nicht sieben, sondern nur fünf Tage nach der Diagnose verließen Stephan und seine Frau die Klinik. Die Krankenzimmertüren im Darmkrebszentrum werden sich danach bestimmt wieder mit größerem Schwung geöffnet und geschlossen haben, Fragebögen – auch über die Frühstücksqualität – werden gewiss mit neuem Elan wieder ausgeteilt worden sein, und die Spiegel auf der Personaltoilette werden sich seither mit Sicherheit von Neuem über manches zertifizierte Lächeln ausgeschwiegen ha-

ben. Das jedenfalls entspricht meiner Erfahrung; ich selbst bin direkt im Anschluss nicht mehr dort gewesen.

Ich habe auch Stephan und Malin erneut nicht in ihre Wohnung begleitet, eine Wohnung, in der sie ohnehin nicht mehr lange zu Hause sein würden, denn sie hatten noch in der Klinik beschlossen, in den Süden, in die Palz, zu ziehen, wenn sie wider Erwarten doch noch Zukunft vor sich haben sollten: Zukunft als offene Zeit, nicht als Fünfjahresüberlebensquotienten.

Drei Wochen später musste ich mich in ihrer Wohnung einfinden, kurz bevor Malin die Feuerwehr rufen würde. Doch jetzt hingen die zwei noch über der Toilette da neben dieser Fastsitzbadewanne. Hingen dort und blickten ungläubig in die weiße Keramikschüssel: Was Stephan erbrochen hatte, hätte sich einen anderen Weg suchen müssen, doch es lag nun unübersehbar neben dem sonstigen, kümmerlichen Mageninhalt. Dass dort ab und an Mageninhalt lag, daran waren sie ja vor ein paar Monaten, während der „Chemo“, fast schon gewöhnt gewesen, hatten diese Gewohnheit danach aber wieder ablegen können.

Ich bin geruchsempfindlich, und so stellte ich mich nach einer kurzen Orientierung über die Situation in den kleinen Flur vor dem Badezimmer. Vor drei Wochen also waren Stephan und Malin mit der zweiten Diagnose aus der Klinik gekommen. Und es war viel passiert seither. Ich hätte es für Stephan anders gewünscht, aber Diagnosen ändern für die Menschen irgendwann doch immer alles.

Wir lernen zwar schon ganz am Anfang, dass zumindest wir auf Diagnosen nicht das Geringste geben dürfen, weil sie stets fehleranfällig sind und es bei allen Diagnosen im Einzelfall immer genauso offen ist, ob wir nun zum Einsatz kommen, wie bei allen Nicht-Diagnosen. Aber wir lernen auch, dass unsere Klienten das meist etwas anders sehen, dass sie irgendwann doch eine Art Glaube an Statistik überkommt und sie die dann persönlich zu nehmen beginnen.

Vielleicht war das, was dort in dem Badezimmer gerade geschah, auch diesem Veränderungsprozess geschuldet. Doch es gehört nicht zu meinen Aufgaben, Spekulationen anzustellen. Ich blickte wieder durch die Tür ins Badezimmer. Der Brech-

reiz hatte kurz aufgehört. Malin hielt Stephan von hinten, während er sich das Gesicht wusch. Und dann beschlossen sie, die Feuerwehr zu rufen. Als Malin die 112 wählte, hing Stephan schon wieder in einer Eruption über der Toilettenschüssel. Ich schloss kurz die Augen, denn jetzt würde er meinen Blick kaum suchen – und wenn doch, dann wäre natürlich alles da, jedes Auge.

Wir stehen knöcheltief in Aschestaub, der dort seit Jahrhunderten liegt, das Geröll zum Teil auch seit Jahrtausenden. Auf den Hängen hier oben ein paar zerzauste Kiefern, dann wieder nur Aschebrocken und Staub und Nebelschwaden. Auf den Kämmen immer Wind und heute eine große Sonne, die die Vulkankraterwände schimmern lässt in ihren sandigen Rot- und Beige-, Blau- und Violetttönen, dort, wo sie nicht von diesem stumpfen Anthrazit des Aschestaubes verhüllt sind – von diesem matten Grau, das weniger die Kraterwände zu bedecken scheint, als vielmehr sich dem Auge anschmiegt wie früher das magische Tuch in „Lemmi und die Schmöker“, was ich sehr gern gesehen hatte, als ich einst ein kleines Mädchen betreute: Ein Flirren, das die hartglänzende Welt wegtupft, ein diffus simmerndes Nichts, das hier über diese Vulkangesteinsflächen wabert und den Blick auf angenehme, zarte Weise langsam verwirrt. Es sieht aus, als seien diese Hänge, diese Wände, dieses Gestein in Bewegung, so ohne jeden Oberflächenglanz, so tiefentrüb, wie diese Asche überall großflächig auf ihnen liegt und das Auge in sich hineinzieht: Wer nicht mehr sagen kann, wo eine Fläche beginnt und die andere aufhört, für den beginnt alles zu schwirren, beginnt die Oberfläche der Welt sich in Bewegung aufzulösen, von der sich nicht sagen lässt, was darunter liegt, wie tief, ob überhaupt.

Wir stehen auf der Cumbre Vieja. Die letzte Vulkaneruption hier ist gerade einmal rund 35 Jahre her, und ich spüre das Feuer unten in der Erde, spüre an diesem Flecken der Welt, wie ungestaltet sie noch ist, was da alles noch – vielleicht – an Oberfläche werden wird, sich immer wieder neu verwerfend in den Aschestaub, der übrig bleibt.

In dem wir jetzt knöcheltief stehen. Der Weg hier herauf hat durch sonnenflecken-gesprenkelte Wälder geführt, dann ist die Luft immer klarer, das Licht immer kälter

geworden, die Pflanzen spärlich, kleinwüchsig und der Bodenbelag immer gerölliger. Jetzt sinken wir bis zum Knöchel ins Vulkansediment, in Pyroklasten, genauer in Lapilli und Asche, und uns verschwimmt die Sicht auf diesen stumpfen anthrazitfarbenen Flächen. Auch geraten wir hier schnell ins Rutschen. Deshalb ist auch der Alarm eingegangen. Dennoch: Die steilen Abhänge liegen etliche Meter vom Wanderweg entfernt, die ein wenig heikleren Stellen sind gesichert – ich muss also davon ausgehen, dass es sich wieder um eine Fehlmeldung handelt. Stephan und Malin schreiten auch entsprechend zügig und sicher aus. Man merkt, dass sie schon ein paar Tage hier auf der Insel sind und bereits einige Touren und Höhenmeter hinter sich haben. Selbst auf dem rutschigen Geröll treten sie mittlerweile mit jenem tänzelnden Schritt auf, der Stürze am besten verhindert und keinerlei Angst mehr spüren lässt. Dabei kann man sich hier richtig weh tun, auch wenn man nicht tief fällt: Die zwei tragen zwar ordentliche Wanderschuhe, aber auch Shorts, und das gäbe böse Schürfwunden, wenn man ins Straucheln geriete. Doch inzwischen tanzen sie ja über die Flächen mit den porösen, kleinen, scharfkantigen Lavasteinchen, die so gern ins Rollen geraten.

Unten, tief unten tanzt auch das Magma, doch es wiegt sich viel schwerfälliger. Vielleicht bin ich deswegen hier: Ein neuerlicher Ausbruch? Es ist sehr lange her, dass ich einen Klienten hatte, der bei einem Vulkanausbruch durch meinen Blick ging. Ich lege mich auf die Erde, die tief unten so unruhig ist, lege mein Ohr auf den Aschestaub: Ich höre die Hitze, höre den Tanz, höre die Wut, das Werdenwollen da unten, höre auch das Ächzen all des schon Gewordenen, des Gestalt Gewordenen, des Stein Gewordenen etwas höher. Wenn ich nun meine Augen schliesse, könnte ich es sehen: all die glühende Wut, all das hitzeblackernde Wollen da unten, besinnungslos, ohne jeden Geist, nur geschmolzenes Gestein: Nach oben, ans Licht, auch um den Preis der Vernichtung, nach oben, ans Licht, fort von Hitze und Druck, raus aus der Glut, nach oben, Gestalt werden, hart werden, auch um den Preis der Vernichtung, ans Licht, aus aller Glut in aller Wut Gestalt werden.

Physik halt. – Was ich höre, da so durch mein auf die Erde gelegtes Ohr hindurch, ist keinesfalls ungewöhnlich, klingt für eine bevorstehende Eruption viel zu normal. Also wohl doch erneut ein Fehlalarm.

Nachdem ich wieder stehe, sehe ich, dass ich mir den Anzug verschandelt habe: Ein anthrazitfarbenes Flimmern macht nun mich auch vor mir selbst, während ich an mir herunterblicke, fast unsichtbar, so als sei ich mit jenem magischen Tuch aus der Bibliothek des Bücherwurms Lemmi bedeckt, den ich damals genauso gern im Fernsehen sah, wie das kleine Mädchen es tat, für das ich in jener Zeit zuständig war.

Immer schon habe ich mich gefragt, wie die Passung zustande kommt.

Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen haben ergeben, dass die ja meist erstaunlich stimmig ist.

Würde dieses Mädchen noch leben, dann wäre es so alt, wie Stephan und Malin es jetzt sind. – Wo sind die eigentlich? Ich sollte konzentrierter sein; das Schlimmste, was mir – und meinen Klienten – passieren könnte, wäre, dass ich die Situation verpasste. Das ist mir noch nie geschehen, und ich kenne auch niemanden, dem das widerfahren ist. Trotzdem: Ich muss wirklich achtsamer sein!

Da sind sie ja! Kaum zu sehen, denn sie haben sich mitten in eines dieser Aschefelder gesetzt, mitten auf dieses magische stumpfe Anthrazit: Sie sitzen auf einem fliegenden Teppich und picknicken.

Wieder, soweit ich es in all diesem Flirren erkennen kann, wieder Wurst und ein wenig Käse und ein bisschen Brot. – Aber was heißt hier „wieder“? Das hier ist ja lange vor der Wanderung an jenem Bachlauf in allem Grün, und jetzt schneidet Stephan mit seinem Taschenmesser die harte Wurst so in Scheiben wie jeder, der das tun kann: selbstverständlich, ohne darüber nachzudenken, gleichsam besinnungslos und fast ganz bei sich. Während er schneidet – nur ab und an hinblickend –, sieht er Malin an, wieder und wieder, wenn er nicht gerade den Himmel ansieht und immer wieder diese durchgefärbten Hänge, denen jeder Oberflächenglanz abgeht, obwohl sie so bunt sind. Und er lacht. Und er erhebt sich geschmeidig auf dem Teppich und Malin macht ein Foto. Und dann setzt Stephan sich wieder, und die beiden fliegen weiter. Ich staune, dass sie so frei sein können, so verspielt, so phantasieversponnen.

Als eine Nebelbank den Hang herunterschleicht, stürzt sich Malin hinein und wird zur Astronautin, das mit dem Schirm in den Nacken gedrehte Basecap zum Helm und diese irrsinnig bunte Erde unter ihren Füßen zum Mars, den gerade der erste Mensch betreten hat. Doch die Landung des großen Raumschiffs ist nicht unbemerkt geblieben: Die Marsianer haben einen der ihren hingeschickt. Diese Begegnung der Dritten Art werden beide Spezies nie vergessen: Die jeweils andere riecht so gut. Vor allem inmitten dieser leicht schwefeligen Ausdünstungen des Gesteins, der Aschen, der Lapilli. Und, was noch wichtiger werden wird für beider Spezies Zukünfte: Eine jede kann auf eine Weise lachen, die vollkommen offen ist – für alles. Dieses Lachen wird, solange in den Translanetten noch die Übersetzungsprogramme gestrickt werden, die Grundlage für einen ersten Austausch bilden – und siehe da: Das klappt ganz wunderbar. Mensch und Marsianer giggeln, kichern, prusten, glucksen und lächeln manchmal auch nur, sie wispern, sie zeigen, sie äugen, sie schweigen, nie aber zweifeln sie daran, dass Verständigung möglich ist. Öfter lachen sie auch in jenen unhörbar tiefsten Tönen, in denen ebenfalls der Körper des anderen in Schwingung gerät, obwohl der gar nicht lacht.

– Was die Tiefe derweil macht, fällt mir da ein, siedendheiß. Wieder also – denn nun muss ich auf den Anzug keine Acht mehr geben – lege ich mich und mein Ohr auf die Erde. Wieder aber höre ich nur hitzewabernde Wut, glühendes Wollen: Alles weiterhin nur reguläre Physik. Kein Ausbruch steht bevor. Und Stephan, der ist in all dem Spiel und Lachen von mir so weit entfernt wie selten. Also stehe ich auf, klopfe mir vergeblich diesen anthrazitfarbenen Staub ab, der mich jetzt so unkenntlich macht, dass mir beim Herabblicken auf mich selbst schwindlig wird, und gehe.

Ich hätte dort gern noch länger gelegen, auf jenem Aschestaub, auf diesem Flecken stumpf schillernden Graus, unter dessen Oberfläche, weit unten, Gestein gestaltlos zerkocht – in einer Wut, von der ich froh bin, dass sie keinen Urheber hat, ich ihn zumindest nicht kenne.

Aber ich war wieder einmal viel zu lange schon dort geblieben.

Jetzt musste ich bleiben. Während des Wartens auf die Feuerwehr eruierte ich den Rest. Vieles war geschehen in diesen letzten drei Wochen. Das Gespräch mit dem Spezialisten für „die Ausweidung“ im Universitätsklinikum einer bayrischen Kleinstadt. Dann die kurzen Tage in der Palz, die sich angeschlossen hatten, weil David bei dem Arztgespräch hatte dabei sein wollen und hinterher Stephan und Malin zu sich nach Hause mitgenommen hatte. Das Gespräch im Garten von David und Anna. Davids Stammeln, als Stephan gebeten hatte – erst für sich, dann auch für Malin. Anna, die aufgestanden und gegangen war. Geraume Zeit später war sie mit der Blumenschere zurückgekommen und hatte ein paar Rosen für den Terrassentisch abgeschnitten.

„Hilfst Du ihr dann?“, hatte Stephan seinen Bruder als Arztinderfamilie gefragt, weil Malin das nicht tun konnte.

„Wenn sie mich darum bittet: Soweit ich es vermag.“

„Das heißt, Du hast da eine Grenze, es gibt dann in diesem Fall eine Grenze?“

„Stephan, was soll denn das? Das ist doch Schwachsinn! Jeder hat irgendwo eine Grenze – darüber müssen doch gerade wir nicht reden. Wenn Du stirbst, dann haben wir ein neues Szenario – auch Malin. Dann wird man sehen. Es gibt keine Garantie. Es gibt keine Sicherheit. Es gibt keinen endgültigen Plan. Jedenfalls nicht, solange Ihr nicht zusammen ans Meer fahrt. Find ich übrigens eine schöne Metapher --- also: eine sehr, sehr schöne Idee, für dann, wenn, wenn es klar ist.“

„Wenn es »klar« ist“, Stephan hatte bitter gelächelt.

Am letzten jener kurzen Palz-Tage bei konstant klarem Himmel war dann auch der Moment gekommen, auf einem Spaziergang durchs Dorf. Oben, beim Wasserturm, nach jenem Hohlweg, hinter den toten Gleisen hatte Stephan plötzlich gesagt: „Ich glaube, ich lasse es machen.“

Zu Hause dann die Recherchen, die Telefonate. Sie stießen auf komplementärmedizinische Krebskliniken, eine davon kannte sogar der Ausweider und empfahl einen Aufenthalt dort vor der OP, an die er in etwa sechs Wochen gehen wollte. Wie sich

herausstellte, würde das sogar die Krankenkasse bezahlen, und noch dazu lag diese Klinik in der Palz. Stephan hatte gelacht wie lange nicht.

Jetzt jedoch stiegen ihm Tränen in die Augen: Wegen des Bauchschmerzes und wegen der Angst und wegen der nächsten Eruption – da über der Toilettenschüssel, über der er nun wieder hing, erneut ungläubig auf ihren Inhalt starrend, während Malin mit der Feuerwehr telefonierte und ich mir im Flur vor jenem kleinen Badezimmer mit der südseeblauen Decke die Nase zuhielt.

Die Feuerwehr kam schnell, und binnen weniger als zehn Minuten waren Stephan und Malin in der Notaufnahme des Klinikums, das sie drei Wochen zuvor mit jener zweiten Diagnose verlassen hatten.

Das injizierte Schmerzmittel wirkte im Gegensatz zu den Tabletten, und es wirkte sogar ziemlich rasch, wenn auch nicht so lange wie nötig. Nachdem das Röntgenbild angefertigt worden war, kam Stephan immerhin nicht auf die Intensivstation, sondern in das „zertifizierte Darmzentrum“ mit all seinen Fragebögen, doch die sie verteilende *supervising nurse* schlief nun und würde erst morgen mit dem Ordner und dem gesammelten Blick aufkreuzen. Jetzt kam erst einmal ein müder Oberarzt, der heute den Nachtdienst erwischt hatte, und Stephan noch von den „Spülungen“ damals vor fast einem Jahr kannte. Er sah etwas zerknittert aus: Ein beginnender Verschluss des Dünndarms, dort, wo der in den Dickdarm mündete, also weder dort, wo die Peritonealkarzinose saß, noch dort, wo der Krebs im letzten Sommer gesessen hatte. Warum nun aber so ein Subileus aufgetreten war – der Arzt zuckte mit den Schultern, meinte dann aber, dass das recht wahrscheinlich durch die Verwachsungen bedingt sei: „Also, Ihr Bauchraum, Herr Trauth, der ist ja nach all diesen OPs im letzten Jahr ein einziger, also gewissermaßen völlig verklumpt. Das spüren Sie doch auch anhand der üblichen Schmerzen.“ So ein Subileus sei allerdings nichts, mit dem man spaßen dürfe. Eigentlich müsste er nun eine Operation – doch angesichts der Sache, die da noch anstehe, also jener Groß-OP da bei dem Kollegen Herrn Professor, und auch weil die Darmpassage jetzt noch nicht wirklich zu sei, rate er zu einem konservativen Therapieversuch, aber das berge.

Stephan blickte grimmig an diesem Arzt vorbei und nahm alle Risiken in Kauf, jetzt, da er sich für die Ausweidung entschieden hatte.

Ein erstes Risiko traf den Arzt: Als er Stephan die Magensonde durch die Nase legte, spritze der Mageninhalt ihm auf den Kittel, was ihn jedoch nicht weiter zu irritieren schien. Die Sonde brachte Stephan zwar sofortige Erleichterung, ließ ihn aber weitgehend verstummen, weil sie hinter seiner Zunge den Rachen entlangführte.

Noch in dieser Nacht begann er mit der Einnahme verschiedener Medikamente. Die Röntgenaufnahme vom nächsten Nachmittag zeigte eine deutliche Verbesserung, und am folgenden Tag ließ er sich erst die Sonde ziehen und dann entlassen. Gegen den Rat der Ärzte, aber mit deren vollem Verständnis.

Diesmal ging ich mit.

Malin, die die letzten zwei Tage wieder bei Stephan im Krankenhaus verbracht hatte, war durch sein Schweigen an diesen zwei Tagen sehr mürbe geworden, das war ihr anzusehen. Stephan sah es auch, und so holte er als erstes den grünen Zettel, der noch in seinem Zimmer lag, nicht auf seinem angestammten Platz auf dem kleinen Tischchen im Wohnzimmer. Er nahm Malin bei der Hand und führte sie zur Couch, setzte sie und sich dort hin und las vor:

- Nochmal: Wie Leben ändern?
- Welches Ziel habe ich noch, haben vielleicht wir noch, welche Aufgabe, die über mich, vielleicht über uns, hinausgeht?

„Das habe ich notiert, nachdem ich mit der zweiten Krebsklinik telefoniert hatte. Die reden da nicht lange um den heißen Brei herum: Gestorben wird auch bei denen – gerade bei denen – fast jede Woche, meinte der Arzt. Dass man also während des Aufenthaltes bei ihnen den Leichenwagen sehen wird, ist recht wahrscheinlich. Vielleicht sieht man ihn auch nicht mehr, weil man selbst drin liegt. Die finden aber wichtig, dass man sich trotzdem noch was vornimmt: Bis zum Schluss, solange es geht, einen Plan B haben – auch und gerade einen für den Fall, dass man diesen Scheißkrebs doch nicht los wird. Das fand ich ganz angenehm: Dass der das so unverhohlen gesagt hat mit dem Tod, gar nicht drucksend; mir fällt das ja immer noch verdammt schwer. – Und Dir auch, glaub’ ich. Nach diesem Telefonat habe ich aber

auch wieder gemerkt, dass mir Dein Plan immer noch nicht gefällt. Auch wenn ich mittlerweile mehr als gut verstehe, dass Du nach all dem hier, wenn ich die Ausweidung nicht überleben sollte, wenig Nerv haben wirst und vor allem wenig Sinn darin sehen wirst, vielleicht doch noch mal zu gucken –. Das zehrt hier ja langsam uns beide aus. Malin. Es tut mir“. Er brach ab. Malin hatte sich vorhin schon ein wenig weggeduckt.

Stephan setzte neu an: „Erinnerst Du Dich noch an den DeWo?“

Der DeWo. Ja. Ich erinnerte mich – und ich war überrascht: Stephan und der DeWo? Das wäre mir nie in den Sinn gekommen.

Der DeWo war der Heiler des Dorfes und weit darüber hinaus bekannt. Wenn Fremdsprachen im Dorf erklangen, dann vor seinem Haus. Es gab Bücher über ihn, Geschichten und Gerüchte. Es gab keinen Hof, kein Haus, keine Wohnung, wo nicht eine Anekdote über ihn umlief. Er war der, wo.

Wo man hinging.

Wenn man nirgends mehr hingehen konnte; wenn man alle Stationen durch hatte.

Aber auch der, wo man hinging, wenn man an einem kleinen, lästigen Zipperlein litt. Viele Geschichten hatte Stephan Malin schon über den DeWo erzählt, keine selbst-erlebte war darunter, auch keine Familiengeschichte – seine Eltern hatten jenen ehemaligen Gelegenheitsarbeiter allenfalls mit kurzen, scheuen Bemerkungen bedacht –, doch einige von Stephans Freunden hatten eigene Geschichten vom DeWo zu erzählen, ganz erstaunliche. Seither glaubte er an dessen Fähigkeiten, fraglos und ohne dass sich dieser Glaube an seiner Rationalität stieß. Nie hatte er gedacht, den DeWo einmal selbst aufzusuchen. Jetzt hatte er keinen Zweifel daran, dass das sinnvoll war.

„Der DeWo soll den Crohn besänftigen, so dass ich durch diese OP komme. Wenn die mich schon ausweiden und noch ein bisschen Darm drinnen bleiben sollte, dann soll das wenigstens keinen Crohn haben. Den werde ich mir dann ganz sicher nicht leisten können. Der muss vorher da weg, zumindest besänftigt werden, so dass er keinen neuen Schub macht. Der DeWo kann das. Das glaube ich. Ich werde meinen Vater anrufen und ihn bitten, bei dem einen Termin auszumachen. Angeblich muss

man da Wochen drauf warten, aber die zwei kennen sich ja von früher ein wenig. Dabei kann er gleich sagen, dass es nur um den Crohn geht, nur um den Crohn. Den kriegt der klein, da bin ich sicher.“

Dass Stephan sich da wirklich sicher war, richtig durch und durch sicher, das hätte ich Malin in diesem Moment gern gesagt.

Und auch ihm.

Gerade in Anbetracht dessen, was er ein paar Tage später erlebte. – Ich war immer noch vor Ort: Ich war mir nicht sicher und damit weiterhin außerhalb der Routinen, und so war ich noch geblieben. Und wurde Zeuge jener Begebenheit, die an ihre, Stephans und Malins, Sicherheit erneut Fragen stellte, Fragen, über die die beiden aber nicht sprachen: Stephan suchte noch einmal einen Onkologen auf. Einen neuen, nachdem die Onkologin mit den Gottesanbeterinnengliedern sich während der Reha geweigert hatte, über „freie Flüssigkeit im Bauchraum“ zu sprechen, weil sie das am Telefon nicht adäquat abrechnen könne. Einen neuen, nachdem der bayrische Ausweidungsexperte von weiteren Chemotherapien gesprochen hatte. Einen neuen, nachdem er, Stephan, nun wieder drei Kilo an Gewicht verloren hatte durch diesen Darmverschluss.

Der neue Onkologe – eine Empfehlung des Chirurgenchefs –, der neue hatte ein Schafsgesicht.

Stephan, in dem von ihm geliebten, leichten, braunen Sommeranzug, unter dem er ein helles T-Shirt trug, mit nunmehr kaum noch sichtbaren Kortisonspuren in Gesicht und Nacken und einem wieder leicht muskulös gewordenen Leib, betrat das Sprechzimmer entschlossenen Blicks, geschmeidigen Schritts und begleitet von Malin. Als er jenen schafsgesichtigen Onkologen sah, strammweiß, aber eben mit einer breiten, langen Nase, vom Lid halb verhängten Augen und grauem, krausem Haar, musste er sich das Lachen verbeißen. Vermutlich hat der Arzt das registriert. Nachdem Stephan seine Frage danach gestellt hatte, wie er nun, in der sommerlichen Hitze, ohne nennenswerten Appetit und vor dem Hintergrund eines drohenden weiteren Darmverschlusses möglichst schnell zunehmen könne, besann sich der Mediziner jedenfalls nicht lange: „Das beste wird wohl sein, ich verordne Ihnen eine Palliativpflege-

schwester, die Ihnen zweimal täglich hochkalorische Nahrungsinfusionen über den Port verabreicht.“

Es entstand eine Stille. Bis Stephan dann doch zu lachen begann, unbändig, grimmig, und schließlich sagte: „Verehrter Herr Doktor, darf ich Sie darauf aufmerksam machen, dass wir nicht über meinen bettlägerigen, multimoribunden Großpapa im Endstadium sprechen, sondern über mich?“ Der Arzt wurde erst rot, dann grauweiß, blökte eine kurze Entschuldigung und verschrieb hastig ein Paket „Astronautennahrung“. Dann wurde er geschäftstüchtig und fragte Stephan, ob der Ausweider nicht eine vorbereitende Chemotherapie empfohlen habe; ach und auch über eine nachsorgende „Chemo“ im Anschluss an die OP müsse man natürlich rechtzeitig. Stephan zögerte, doch ihm taten zwar nicht seine Worte, aber sein Lachen vorhin ein wenig leid, und so berichtete er kurz von der komplementärmedizinisch ausgerichteten Krebsklinik, in die er sich zur Vorbereitung begeben wollte. Die normale, ziellos durch den Kreislauf marodierende Chemotherapie sei bei ihm ja nicht erfolgreich gewesen: „Ich bin ein sogenannter Folfox-Versager. Sie werden diesen Begriff ja kennen. – In dieser Klinik wird eine zielgenauere »Chemo« angeboten, die direkt in den Bauchraum einläuft; das ist ähnlich wie jene, die auch während der OP angewendet – “. Weiter kam er nicht. Der Arzt platze in einer dunklen Wolke von Hass aus dem Schafspelz: „Das ist ja wirklich das Letzte! Gehen Sie da nur hin. Gehen Sie da nur hin! Ich kenne diese Häuser, die sich Klinik schimpfen – Humbergtherapien machen die dort! Behandlungen von der Wirksamkeit schamanischer Trommelkuren! Und das auch noch kassenfinanziert! Eine unerträgliche Sauerei ist das. »Zielgenauere Chemo«, dass ich nicht lache! Darüber gibt’s kaum eine Studie, keine valide. Da also wollen Sie hin? Na, dann man alles Gute! – Falls Sie doch noch eine erprobte Chemo nach der OP haben wollen, dann können Sie sich aber selbstverständlich jederzeit!“

Wieder auf der Straße wurde Stephan erneut vom Gelächter ergriffen. Es brach abrupt ab. „Sehe ich so schlecht aus? Nach »Palliativpflegeschwester«?“, fragte er Malin, gab sich aber selbst die Antwort: „Der ist doch auch blind, den hat doch auch meine Diagnose geblendet, der hat doch auch nur noch die gesehen, nicht mehr mich. Es ist zum Kotzen!“ Er setzte sich wieder in Richtung U-Bahnhof in Bewegung, mit

jener tiefen Falte an der Nasenwurzel und mit langen, raschen Schritten, so dass Malin beinahe rennen musste, um mitzukommen. Auf dem belebten Bürgersteig kam es aber zu keiner Kollision: Es bildete sich eine Art Gasse für das Paar. Selbst die Kinder der vielen, trotz der Hitze bis zu den Fußknöcheln verhüllten Frauen, die hier unterwegs waren, wichen ihnen aus, wie auch der Geruch, der aus den Döner-Läden zog. Nichts spürten sie davon und waren auch taub und blind für all das Klackern der Gebetsketten, die Reklametafeln der Telefon- und Internet-Cafés, der Pfandleiher und Goldankäufer.

„Die denken wegen der Diagnose, wir haben keine Chance mehr. Und zugleich geben sie uns keine Chance mehr. Das ist so was von Scheiße!“

Stephan blieb stehen in jener Gasse aus Leibern, die sich um das Paar herum bewegten. Malin rannte noch einen Schritt weiter, konnte dann stoppen, sich drehen. Blicke drehten sich auch: Auf dieses Paar, das dort auf der Straße stand, als stünde es direkt nach dem Biss im Paradies.

Sie sagte das Mantra. Und beiden war klar, dass sie nun wirklich allein waren, zu zweit. Im selben Schritt liefen sie den Rest des Weges zur U-Bahn und fuhren in geteilter Ruhe zurück in jenes Zuhause, aus dem sie auch schon lange vertrieben waren.

Von Stephan weiß ich es, von Malin kann ich es nur vermuten. Sie werden da angekommen sein. In jenem Zustand. Oft würde später dann noch etwas von dort aus auch wieder zurück führen in das, was früher gewesen war. Aber grundsätzlich, grundsätzlich werden sie damals da angekommen sein, an diesem neuen Ort. Da, in der U-Bahn, an jenem heißen Sommertag, im Geruch von Plastik, Schweiß, schlechten Schulnoten, Prinzenrolle – ausgerechnet dort werden sie da angekommen sein: Inmitten so vielen Lebens an diesem neuen Ort ohne Auge, ohne Ohr, ohne Nase, ohne Hand.

So ist wohl Wahnsinn, werden sie gedacht haben, kurz, ohne Erschrecken und auch nicht verwundert. So ist wohl Wahnsinn: Wenn ich mir selbst auf der Schulter hocke, zusehe, mein eigener Rabe, und nur noch krächzen kann, nichts mehr mitteilen. Ich

habe zwei Raben, einen auf jeder Schulter: meinen – Malins / meinen – Stephans. Wie gut, dass ich zwei Schultern habe. Zwei Raben. Ein Krächzen. Ein Blick. Ansonsten: Nichts mehr mitteilbar. Teilbar. Wie gut, dass ich zwei Schultern habe. Zwei Raben. Ein Krächzen. Ein Blick, aus vier Augen ein Blick, Einblick: So ist wohl Wahnsinn. Wie gut, dass ich zwei Schultern habe, zwei Raben, vier Flügel.

Werden sie gedacht haben. Von ihm weiß ich es. Von ihr – meingott, von ihr weiß ich es doch auch, hatte ich sie doch lange genug schon gesehen, immer wieder auch in seinen Augen, aus seinen Augen.

Wie gut, dass ich zwei Schultern habe – und haben werde; vielleicht keinen Darm, keinen Magen, keine Blase, doch zwei Schultern und zwei Raben werde ich weiterhin haben, ein Krächzen, einen Blick, Federn, Flug, wie gut: Schwungfedern werden wir weiterhin haben, das Meer wird es geben, vier Flügel, einen Flug dorthin, vielleicht keine Aussicht mehr, aber eine Sicht, einen Blick vieraugs.

So hatten sie damals gedacht. Und ich war wieder gegangen.

Mir verschwamm alles vor Augen.

Wenn man viel mit einem Klienten zu tun hat, dann rutscht man irgendwann bei fast jeder neuen Begegnung zunächst in ihn hinein: Denn er ist für uns ja von Mal zu Mal offener – und wir reisen meist in hohem Tempo an, so dass wir dann häufig erst einmal tatsächlich in ihn hineinschliddern.

Jetzt sah ich alles verschwommen. Es wäre beängstigend gewesen, hätte es mich betroffen. Dass mir die Zähne geklappert hatten, war auch schon eine Weile her. Bald aber hatte ich einen Überblick.

Stephan lag fieberschauernd in einem vollkommen fremden Bett: Keins aus irgendeinem Zuhause in Berlin, in der Palz, auch kein Krankenhausbett. Malin war gerade dabei, ihm mit fremden Handtüchern Wadenwickel zu machen. Stephan war – fern.

Das also war der DeWo.

Heute war Stephan das erste Mal dort gewesen. Mit Malin. Zu dem Termin, den sein Vater beim DeWo ausgemacht hatte. Im Anschluss an die Krebsklinik. Im Anschluss an all die Enttäuschungen, all die Bauchschmerzen, hinter die Stephan im Kalender wechselweise „wg. Crohn“ oder „wg. Verwachsungen“ schrieb. In der Krebsklinik hatte man seine Verwachsungen auch gesehen im Ultraschall, und anders als am Telefon hatte man nun gesagt, dass durch sie jene spezielle Chemotherapie direkt in den Bauchraum, die man ihm am Telefon als Vorbereitung für die Ausweidungs-OP versprochen hatte, kaum von Erfolg sein würde – und dann noch der aktuelle Crohn-Schub: Also das ginge jetzt gar nicht, ginge einfach nicht, mache man nicht – wie man da denn bittschön und bei all den Verwachsungen die Nadel, schon gar nicht ohne Aszites (dass der also auch zu etwas gut sein könne, hatte Stephan da gelernt), der nun fehlte, offenbar vollständig fehlte, der Aszites: das Metastasierungssignal.

In der komplementärmedizinischen Krebsklinik, wo Stephan wieder in strammweißen Widersprüchen und Enttäuschung und in einem Krankenhausbett gelegen hatte, so sehr das Zimmer mit seinem Plastikblümchenstrauß auf dem kleinen Tisch und der Holzfurniervertäfelung an der Wand auch auf Hotel zu machen versuchte; in jener Klinik, in der man Stephan fast wie eine Entschuldigung für die nun also undurchführbare Chemotherapie, die ihn dorthin geführt hatte, das Fieberbett angeboten hatte, in dem er beinahe fünf Stunden im eigenen Saft gesotten worden war; in dieser Krebsklinik, wo die Bauchschmerzen zugenommen hatten mit jedem Blick in diese Augen gegenüber am Tisch schon morgens beim Frühstück, die, tief in den Höhlen lagernd, von einem stieren Glänzen erfüllt waren, einem fast irrsinnigen Dauer-Flackern; Augen, die in diesem graukalten Essensausgaberaum, in dem man sich die Plastikblumen auf den Tischen gespart hatte, sorgsam darauf bedacht waren, sich nicht gegenseitig anzublicken; Augen, die auf den Teller gerichtet waren, auf den Löffel – und immer, wenn der zitterte, war es ganz schlecht –, auf das Tischtuch, keineswegs tadellos sauber, auf die Fenster, die auf den fast leeren Parkplatz gingen, auf die Armbanduhr, die sagte, wann man los musste zur Therapie – in jener Krebsklinik waren die, die sonst keinen Platz mehr hatten in den Krankenhäusern, den ambulanten onkologischen Praxen, und im Hospiz noch nicht.

Hier war der Limbo. Stephan hatte all das bereits begriffen, als er beim Einzug seinen Bettenachbarn kennengelernt hatte: Magenkrebs, zum dritten Mal hier, ganz toll seien die – und immer diese wegzuckenden Augen, dieses wahnsinnige Glühen darin.

In einem Glühen lag er jetzt auch, zum zweiten Mal binnen sechs Tagen.

Diesmal war es der DeWo.

Stephan war heute Vormittag zum ersten Mal bei ihm gewesen. Nach neun Tagen Krebsklinik, dem verkürzten Aufenthalt dort, weil wieder alles anders gewesen war, als man es ihm angekündigt hatte, und nach einem sich anschließenden Wochenende in der von Malin derweil nebenan bezogenen Ferienwohnung voller Bauchweh und Durchfälle: dem akuten Crohn-Schub.

Stephan war heute beim DeWo gewesen, das erste Mal und ja nur wegen des Crohns, den der wegmachen sollte vor der Ausweidung. Stephan war heute beim DeWo gewesen, und nun war er im Fieber. Seinem ganz eigenen, nicht in dem des Fieberbetts wie sechs Tage zuvor.

Vorhin auf der Rückfahrt vom DeWo, als Stephan wieder nach sich selbst gerochen hatte – das erste Mal seit Monaten, und vielleicht, weil der DeWo Stephan mit seinen Händen förmlich abgebürstet hatte –, auf der Rückfahrt mit dem geliehenen väterlichen Auto in die Ferienwohnung gleich neben der Krebsklinik, die Malin bezogen hatte, als Stephan das Zimmer mit dem Magenkrebsbettenachbarn bezogen hatte –, vorhin auf der Rückfahrt hatte es begonnen, das Fiebern. Sie waren kaum in diese einzimmrige Ferienwohnung gekommen. Und kaum waren sie dort, hatte der Schüttelfrost begonnen. Zähneklappern. Gliederzucken. Kein vollständiger Satz mehr möglich. Nur noch Glühen. Und keine Schmerzen.

Das kannten sie noch nicht.

Malin machte Wadenwickel, doch als Stephan am folgenden Morgen immer noch Sätze anfing, die er nicht beenden konnte, als er nunmehr beinahe ohne Fieber, aber auch weiterhin fast ohne alle Wörter war – was er übrigens, wie ich durchaus faszi-

niert bemerkte, selber zu benennen vermochte –, da rief Malin David an. Der schickte Anna zu ihnen. Die brachte die beiden ins badensische Großklinikum. Vielleicht war das ein Fehler.

Der DeWo, er hatte nichts gemacht außer Scherzen. Und die in breitstem Pälzisch. Hatte Stephan abgebürstet, „all den Dreck weg“, hatte ein paar Verkürzungen korrigiert (bei jedem ist doch ein Bein irgendwann kürzer als das andere), hatte das Drehmoment von Stephans Kopf auf seinem Nacken geweitet, hatte ihm im Bauch ganz warm gemacht, wie Stephan das hinterher genannt hatte – wärmer sogar, als das Fieberbett und die Bauchhyperthermie in der Krebsklinik es ihm werden ließen.

Tja, und nun lag Stephan in der erkaltenden Glut. Vielleicht – aber meine Aufgabe ist es nicht, Spekulationen anzustellen.

Er lag da nun und konnte keinen begonnenen Satz mehr vollenden, lag in der Notaufnahme des badensischen Großklinikums, in dem die Computertomographie seines Hirns zweimal gemacht werden musste, weil man beim ersten Mal am Kontrastmittel gespart hatte, es bei einem wie ihm nicht mehr auf Strahlen ankam, und der Verdacht auf Gehirnmetastasen aufgekommen war, nachdem die auch hier strammweißen Ärzte seine Anamnese zur Kenntnis genommen hatten, was auch hier wieder hieß, dass sie die letzte Diagnose, das eine Wort der Kollegen, jenes eine Wort, das mich sagte, ohne mich zu nennen, in ihrem eigenen Hirn abgelegt hatten als selbstklebendes Etikett für Stephans Stirn.

Drei Stunden später vollendete Stephan wie gewohnt jeden Satz, gerade auch die hypotaktischen, die immer schon in besonderem Maße seine Sätzen gewesen waren. Er begann damit aber bescheiden, denn der erste lautete: „Liebste, schau mich an, höre: Mir ist mein Hirn zurückgegeben“, und der darauf folgende war auch nur der Dreiwortsatz.

Danach begann Stephan erst zu lachen und hätte dann am liebsten geschwiegen, sagte es aber doch: „Ich bin wieder zurück in all dem Wahnsinn, all dem Irrsinn. Du

warst aber im Gegensatz zu mir die ganze Zeit darin.“ Malin wollte gerade antworten, da kam ein Arzt, riss den blauen Vorhang, der Stephans Liege von der des nächsten Notaufnahmepatienten im Großklinikum trennte, auf, dann hinter sich wieder zu, und fragte: „Der bei Ihnen operierte Darmtumor im letzten Jahr, der war bösartig?“

– Welch ein Schmerz. Drei Augenpaaren verschwamm die Sicht, während der Arzt, den Vorhang in der Hand, *emergency room*-Durchblick schweifen ließ.

Doch nun, wie Stephan so darüber nachdachte, wurde der Schmerz schon schwächer – dieser hier war ja eh lächerlich –, und langsam verlängerten sich nicht nur seine Sätze, sondern es verfestigte sich auch wieder das Bild vor seinen Augen und hellte auf, von der Mitte aus. Zentriert in der sah Stephan langsam ein Grau. Nein: Das Grau. Das Grau aller Meere.

Im Schatten ohnehin, aber auch im gleißendsten Licht wird die See grau, diffundiert ihrerseits selbst in blankes, manchmal auch stumpfes Leuchten: Bleigrau (und wer wüßte nicht um die Schwere von Blei, um die Wüsteneien aus Blei, aber auch um seine quecksilbrige Schmelz- und Fließgeschwindigkeit); wolkengrau (und wer wüßte nicht um Regen und Wind und dass die Sonne nur dann wirklich zu strahlen beginnt, wenn sie sich abends gegen eine schiefergraue oder, seltener, morgens gegen eine aschgraue Wolkenbank lehnt); malingrau, deren Augen manchmal silbern, manchmal anthrazit waren wie die See in Mondlicht, Sturmschatten, Sonnenglast.

Malin sah an Stephans Blick, dass er nicht nur wieder sprechen, sondern auch sehen konnte, und begann zu lachen, leise, aus der Tiefe.

„Das Kolonkarzinom meines Mannes war das, was ich Ihnen und Ihren Kollegen bereits mehrfach heute sagte: Ein sechs Zentimeter großes Siegelringzell-Karzinom der rechten Kolonflexur, das *gegraded* und *gestaged* wurde als G3, T3, N2, L1, V0, R0, M0, Stadium IIIC, das nach einer anfangs leitliniengemäßen, nach der Hälfte dann modifizieren adjuvanten Chemotherapie nunmehr angeblich metastasiert sein soll und vor knapp acht Wochen als Peritonealkarzinose im kleinen Becken links ausgemacht worden ist. – Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen geht, aber ich würde das »bösartig« nennen.“

Der Arzt blickte indigniert. Irgendwann fing er sich und verkündete: „Nun, wie auch immer, jedenfalls liegen keine Hirnmetastasen vor, das hat das zweite CT mit Sicherheit ergeben!“

„»Mit Sicherheit«“ – Stephan wurde geschüttelt von einem Kichern, das sich zunehmend auswuchs. Es schüttelte ihn bald so, wie er gestern fieberschauend vom Schüttelfrost geschüttelt worden war, nachdem der DeWo ihn abgebürstet und Stephan dann bemerkt hatte, dass er endlich wieder nach sich selber roch; Malin hatte es ihm dann auch gesagt, noch auf dem Parkplatz vor der Praxis.

„»Mit Sicherheit!« Wie schön, dass Sie auf den Bildern von meinem Hirn, diesen wundervoll grauschwammigen Zeugnissen vollkommener Diffusität mit Sicherheit nichts gesehen haben, wie schön! Das haben drei Ärzte damals auch nicht, als es um meinen Darm ging. Wie schön, und so sicher!“

Der Arzt schüttelte den Kopf und verschwand hinter dem Vorhang.

Stephan starrte noch ein Weilchen auf dessen welliges Schwanken, dann sah er Malin an: „War das jetzt echt? Du hast den auch gesehen – und *gehört*? »Mit Sicherheit«, das hast Du auch gehört?“ Sie hatte und sagte: „Immerhin ist da jetzt nichts von denen gesehen worden.“

„Nö, kein Knoten im Hirn. Dabei habe ich den doch schon lange da. Und Du auch. Wir können doch gar nicht mehr unumwunden denken, nicht mehr ohne Windungen – nicht mehr ohne Wunde, nie mehr gerade durch, nie mehr quer, noch nicht mal mehr am Schnitt, an der Wunde vorbei.“ Das Kichern, Lachen, Schütteln hatte aufgehört.

Auch der Crohn-Schub. Das merkte Stephan erst jetzt in diesem Schweigen (er war ja noch nicht lange wieder bei sich). Dieses Wüten quer durch die Mitte, das Drängen, das Drücken, Reiben, Quetschen, Brennen, Schneiden hatte aufgehört. Der Schub, all diese Schmerzen, die sich seit Tagen wieder durch seine Mitte gefräst hatten – weg, seit Stunden, seit dem Schütteln, dem Fieber, seit dem DeWo.

Nichts davon kehrte wieder während der folgenden drei Tage, in denen die Ärzte keinen Grund für das Fieber, keinen Aszites und auch keinen Crohn mehr finden konnten, dann aber zunächst einen Abszess im linken Unterbauch und danach ein Hämatom im linken Unterbauch und schließlich eine Weichteilformation dortselbst.

Von all diesem Nichts schwieg der Arztbrief. Das einzige, was außer der „Weichteilformation“ darin stand, war dies: „Eine sichere Ursache für den hochfieberhaften Infekt konnte letztlich nicht festgestellt werden.“ Und: „Ein akuter Schub des Morbus Crohn konnte ebenfalls nicht sicher ausgeschlossen werden, da der Patient aktuell die Durchführung einer Koloskopie verweigerte.“

Stephan hatte die zwei kopierten Seiten Malin gegeben, sie las ihm den Brief vor, während er seine Tasche packte. Er schnaubte lachend auf: „Das ist doch wieder zum Brüllen. Erst ein Abszess, dann ein Hämatom, nu eine »Weichteilformation« – wetten, dass, sollte es zu einem nächsten Mal kommen, die da eine »Raumforderung« draus machen werden, wetten?! – Und vor zwei Tagen, vor zwei Tagen, da waren sie sich hier genau so sicher, dass man Crohn im Ultraschall sehen kann, wie die in der Krebsklinik es neun Tage lang gewesen sind, und jetzt muss auf einmal eine Koloskopie her, um da »sicher« sein zu können. – Dass der Patient vollkommen crohnbeschwerdefrei ist, reicht ja nicht, nö, der ist ja eh ein ganz Böser, verweigert doch glatt die Darmspiegelung!“

Da war sie wieder, diese beruhigende Wut. Dennoch wusste ich nicht, was tun.

Die Lage glich sich nun zunehmend jenen Aufnahmen an, auf denen ein Körperinneres durch die sogenannten bildgebenden Verfahren dargestellt ist, durch Röntgen- oder andere Strahlen, durch Ultraschall oder magnetische Wechselfelder – Bilder, bei denen auch niemals jemand sicher zu sagen vermag, was darauf eigentlich zu sehen ist. Sogar ein seit Tagen toter Lachs hat ja vor einigen Jahren auf den Bildern eines Magnetresonanztomographen noch Hirntätigkeit aufgewiesen, als ihm Fotos von Menschen gezeigt worden waren. Ich habe mich gefragt, ob das ein Zuchtlachs war, weil er ausgerechnet auf Menschen reagiert haben soll, und ob zumindest ein

Fischhirn auch so etwas wie Magensäure produziert, die im Magen eines Toten verbleibt und ihn ein wenig noch andaut.

37,3°

Es war so einfach wie groß: Vor diesem Fenster, hinter dem die Krebsklinik lag und all die Augen im irrsinnigsten Dauerflackern, dieses stiere Glänzen und Wegzucken der Blicke schon beim Frühstück, auf das Stephan angewiesen worden war, heute zu verzichten, was ihm nicht schwer gefallen war – vor diesem Fenster erstrahlte die Palz im wärmsten Spätsommer-Morgenlicht. Zwinkerte zart auf, gleißelte mitunter still. In einem Morgenlicht, das sich in sanft-diesigem Schimmer zärtlich auf das Städtchen und die Reben gelegt hatte, manchmal mit hellen, ein wenig augenbeißenden Spitzen.

– Und hinter diesem Fenster, da lag auch Stephan und Malins Blick, das ruhige Grau einer klaren See, auf ihm.

Stephan war zum zweiten Mal im Fieberbett. Wieder einmal nach einer Nacht voller Schmerzen unbekannter Ursache. Und wieder einmal der Gedanke – wie so oft in letzter Zeit –, wie lange sich das noch aushalten lassen wird.

Wessen Gedanke das war, begann mir zu verschwimmen.

Immer schon hatten seine Schmerzen beide gefressen: früher an-, nunmehr langsam auf-. Seit diesem dort speziell, seit diesen Krämpfen, die zwar nicht beständig vorhanden waren, sich aber kontinuierlich wieder einstellen, seitdem all das selbst mit allen Schmerzmitteln zu spüren war – seit diesem neuen Schmerz nach der neuen Diagnose, dessen Ursache niemand kannte, die Frage: Wie lange wirst du imstande sein, das auszuhalten.

Wer sich das fragt, fragte ich mich.

Mit dem wie ein Geigenklang verstreichenden Sommer – ihn selbst zu spielen, war wieder nicht gelungen, wie schon im letzten Jahr – wurde nicht nur das Licht dünner, sondern auch die Zuversicht, jenes Ding, das ohnehin abermals kaum mehr auszusprechen war.

37,7°

Die Sonne draußen vor dem Fenster stieg. Mit ihr die Temperatur. So sollte es ja auch sein im Fieberbett. Ihr hattet das ja schon einmal. Dunst stand am Himmel und Schweiß auf der Stirn.

Wenn 38° erreicht wären, müsste das Fieber schnell hochschießen. Momentan ein Dösen. Hoffentlich hielt die Wirkung des Tranquilizers lange an: Fieberbett, Zappigkeit und vielleicht noch Schmerz, den ihr letztens, beim ersten Mal, so noch nicht hattet – das könnte eventuell wirklich etwas viel sein für heute.

37,9°

Draußen vor dem Fenster begann das Licht zu schneiden, zu zerteilen, zu zergliedern, was sich ihm darbot.

Etwas Emotionales so schlecht zu können. – Ja, Rechnen noch nie und Ungerechtigkeit nur schwer ertragen. Doch dass da jetzt Angst war, diesen Schmerz wirklich irgendwann nicht mehr durchstehen zu können – das war nicht zu denken. Bislang hatte es letztlich immer gereicht. Nach so manchem gelaufenen Umweg. Der führte über Steine und Steppe und quer durch die Macchia immer zurück zu euch.

38°

Sie stand kaum noch kenntlich am Himmel, verbot den Blick, allen, und schmolz deine Kühnheit ein.

Und wusch: Wieder ganz da und völlig neben der Kapp: „Wie lang noch, wie lang noch?“, so die Frage alle drei Minuten. Und, dass es nicht mehr auszuhalten sei. Und, dass was getan werden solle – von dir und mir, ihr, und jetzt und gleich.

Ihr müßtet hier, theoretisch, noch drei Stunden durchhalten und einen Temperaturanstieg auf möglichst 40°. – Wie das?

In die Sonne war nicht mehr zu sehen, in diese panischen Augen auch nicht. Der Blick fiel in die Teekanne, fast Scherben. Mit dem Strohalm fortgefegt. Begieriges Saugen, und beide waren für einen Moment froh: das tat gut.

39°

Die Sonne war zur Quelle jenes diffusen Schimmers geworden, der an manchen Tagen, auch noch des Spätsommers, alles zu zerspringender Klarheit treibt. Selbst nicht mehr zu sehen, teilte sie Sicht aus, eine schon längst zersplitterte. Überall ihr Strahlen, scharf begrenzt in jedem Facettenpolygon, deren Summe ins Auge gestürzt war und alle An-, Durch-, Aus- und Zuversicht zerschnezt hatte.

Derweil hatte die Schwester die Heizstrahler abgeschaltet – anders als letztens, da liefen sie bis zur 39,8°-Marke –, denn Stephan hatte Pulsprobleme. Ich machte mir vermutlich Malins Gedanken (eigentlich soll man ja im Fieberbett möglichst die und die Temperatur über den und den Zeitraum – Kenntnisse vom letzten, ersten Mal. Alles wieder, wie immer, letztlich nicht „valide“). Es folgte der Versuch, sich keine Gedanken zu machen. Unterdessen wollte Stephan, zapplig und zermürbt, zum dritten Mal fast aus dem Fieberbett fliehen. Und wäre geflohen, wenn nicht der Strohalm gewesen wäre, öfter (als therapeutisch gut war, vermutlich) dargereicht. Stephan war auch außen ganz nass. So schnell ließ sich gar nicht nachtupfen. Das „Wielangnoch, Wielangnoch“ wurde drängender, die Augen größer. Beschwichtigung – und die Frage: Wo ist die Wirkung der relaxierenden Pillen, die dieses Mal gewollt, bekommen und genommen worden waren? Auch die also wieder nicht „valide“.

40,3°

Vielleicht war vor dem Fenster noch Licht.

Hinter dem Fenster lag Stephan nunmehr ohne den zeltartigen Isoliermattenüberbau, der um den Körper geschlagen wird, wenn die Heizstrahler abgeschaltet werden, denn dann heizt jener, der Körper, noch selber nach, bis es nicht mehr auszuhalten

ist. Das war grad jetzt – und „therapeutisch“ viel zu früh. Stephan hatte seinen Arm freigekämpft von seinem Wissen, dass ein längeres Aushalten vielleicht hilfreich wäre. Erst den einen – aufgeweicht, blass und nass lag er frei –, dann den andern, dann sich ganz. Und lächelte nun, schlummernd.

Hier, hinter dem Fenster, war's ganz hell.

Ich hatte in der Zentrale Anweisung gegeben, mich sofort zu benachrichtigen. Schon bei Stephans erstem Aufenthalt im sogenannten Fieberbett war es einen Moment lang eng geworden; der indes hatte nur so kurz gewährt, dass fast zeitgleich mit dem Alarm auch schon die Entwarnung wieder bei uns eingegangen war. Ich wusste also um das Risiko und musste aufgrund meiner Erfahrung einstweilen davon ausgehen, dass es mit jedem Tag größer wurde, denn der so gern als „Nervenkostüm“ bezeichnete Seelenapparat lief in einer Lage wie dieser normalerweise von Tag zu Tag mehr ein beziehungsweise verlor er tagein, tagaus in solch einem Zustand mehr von seinen Schrauben, Hebeln und Rädchen. Auch Stephan hatte ja schon sich selbst als Rabe auf der einen Schulter gesessen, und er hatte Malin auf der anderen sitzen sehen, ebenfalls in Rabengestalt – ob das allerdings von Zerrüttung oder von Resilienz zeugte, schien mir nicht sicher, was ja in diesem Fall nun auch wieder nicht gerade überraschend war. Da Stephan mitsamt seinem Krebs grundsätzlich so wenig berechenbar war, versuchte ich, mich im Umgang mit ihm immer mehr auf meine Erfahrung zu stützen. Und ich fragte mich dabei so manches Mal, was das für ihn und für Malin bedeutet hätte: einen Erfahrungsschatz zu haben, ein langes Wissen darüber, was Menschen in einer solchen Lage tun. Und ich ertappte mich mehrfach bei dem Gedanken, dass Stephan dann vielleicht schon längst meinen Blick gesucht hätte und nicht mehr den von Malin.

Den aber suchte er auch jetzt und fand ihre Augen sofort. Er war erwacht. Sein Schlafanzug klebte an seinem nassen Körper, und ihm war ein wenig fröstelig zumute, während der Fieberbettgenosse nebenan noch mumienartig in die hitzereflektierenden Hüllmaterialien eingewickelt lag. Bei beiden waren die Heizstrahler zur selben Zeit eingeschaltet worden. Stephan begriff, dass er das heute nicht zu Ende

gebracht hatte, er begriff, dass er, statt besinnungslos zu werden und weiter zu fiebern, vorzeitig abgebrochen hatte. Sich. Vermutlich sich. Nicht sich einen abgebrochen und trotz allem weitergemacht, nein: sich abgebrochen – in der Mitte durch.

Nur fünf Tage nach dem Fieberbett lag Stephan in einem Krankenbett, das in einem Zimmer stand, welches trotz seiner Holzfurniervertäfelung trostlos auf mich wirkte.

Wieder war ein Alarm bei uns eingegangen. Diesmal aber hatte ich zuvor bereits abgeklärt, dass ich gegebenenfalls länger bleiben würde, auch im Zweifel. Bei bestimmten Ausnahmen ist uns das ja möglich. Dass hier eine solche vorlag, ging mittlerweile eindeutig aus meinen Besuchsprotokollen hervor, die, obschon nur in Stichworten gehalten oder manchmal auch nichts als Datum und Zeit und Alarmgrund vermerkend, bereits einen ganzen Ordner füllten.

Stephan lag matt und mitunter stöhnend in diesem Bett in der Krebsklinik, in der sein zweiter Aufenthalt eigentlich seit gestern hätte beendet sein sollen, hatte eine Infusion über eine Kanüle im Port angelegt bekommen und war, so wusste ich rasch, dabei, seinen zweiten Subileus, die zweite – wodurch auch immer verursachte – Einengung des Darms, entweder zu überleben oder nicht.

Vor seinem Bett saßen seine Eltern.

Malin war nicht da.

Das irritierte mich.

Da klopfte es, die Tür ging auf und Malin stand darin. Erstmals hing jetzt nicht nur am linken, sondern an beiden Winkeln ihres Mundes Gewichte in meine Welt hinein. Und sie hatte Augen so grau wie ein schartiges Messer so stumpf, eine leichte Jacke an und ihren Rucksack über der linken Schulter, in ihm ein Netbook. – Sie war tatsächlich länger fort gewesen. Im Städtchen. Mehr noch aber irritierte mich jetzt ihr

Anblick, den ich natürlich nur sehr vorsichtig, mit unter den Lidern halb weggebo-
genem Blick und so kursorisch wie üblich, zur Kenntnis nahm.

Müdigkeit. – Mit ihr betrat die Müdigkeit selbst den Raum.

Und lauter Losigkeiten: Mut-, Trost-, Kraft-, Sprachlosigkeit.

Ich weiß noch, wie ich damals zusammengezuckt bin.

Nur eins schien Malin nicht losgeworden zu sein: Lieblos waren ihre Augen nicht,
als sie die von Stephan suchten, lange bevor sie in die des Besuchs blickten. Aber es
war sonst nicht mehr viel darin.

Vielleicht noch eine seltsame Wut. Doch so genau konnte ich das alles in diesem ver-
wirrenden Moment natürlich nicht sehen, zumal die Schutzroutinen von mir korrekt
ausgeführt wurden.

Was ich da gesehen hatte, reichte allerdings, um mich sicher sein zu lassen, dass ich
hier nun bleiben würde; die entsprechende Ausnahmegenehmigung hatte ich ja be-
reits erwirkt. Es schien etwas geschehen zu sein – nein: Es musste etwas geschehen
sein, vielleicht auch nur sich entwickelt haben, das meine Präsenz jederzeit, also bin-
nen eines einen Transport von mir nicht mehr duldenden Augenblicks, erfordern
könnte, erfordern würde.

Auch für diese Situationen sind wir ja bestens ausgebildet, nicht umsonst hatte ich
jene Ausnahmegenehmigung schon im Vorfeld beantragt. Doch den Anblick jener
Frau da in der Türzarge – den werde ich nicht vergessen.

Malin ging dann zu Stephan. Er küsste sie. Wieder einmal war ich verblüfft, was
menschlich möglich ist: Da lag er, stöhnend vor Angst – vor Schmerz (das konnte er
selbst ja manchmal nicht unterscheiden), und brachte es fertig, dass er sie küsste, die
sich über ihn beugte. Nicht sie ihn. Nein: Er sie.

Aus seinen Augen wich in diesem Moment die Angst, aus ihren die Stumpfheit, das
Messer.

„Aaach, schön, dass Du kommst! Hast Du ein wenig die Sonne genießen können?“ Das war Stephans Mutter. Sie fragte, wie immer, ohne Arg.

Stephan war in diesem Moment wieder bei sich: In Erwartung des Schmerzes und im Nebel des Schmerzmittels. Kurz zuvor hatte die an diesem Wochenende diensthabende Ärztin ihm ein Morphiumpflaster auf den Rücken geklebt. Als die Eltern das Malin jetzt erzählten, setzte sie sich auf das hinter ihr stehende, frisch bezogene und nun durch eine Plastikfolie abgedeckte Bett des ehemaligen Zimmergenossen von Stephan, diesmal ein Pancreaspatient, der plangemäß die Klinik gestern hatte verlassen können. – Das zerdrückte Bettzeug würde kein Problem sein, denn sie würde sich heute und morgen Nacht ohnehin hier einquartieren.

Malin also setzte sich recht unvermittelt auf jenes plastikknisternde Bett und sagte nichts. Die Mutter erzählte von einer Nachbarin, die sich einmal einen Nerv eingeklemmt und dann auch so ein Pflaster bekommen und das ganz toll gewirkt hatte; der Vater blickte auf seinen nun wegdammernden Sohn. Malin irgendwann auch wieder. Da stand sie auf und ging an Stephans Bett, drückte die Klingel. Jetzt sah ich es auch: Seine Unterlippe war nunmehr ungefähr dreimal so dick wie normalerweise. Die Diensthabende in der am Wochenende fast leeren Klinik, die ja kein Akutkrankenhaus war, kam schnell. Sie stand dann vor dieser enorm geschwollenen Lippe, als sei sie eine CT-Aufnahme oder das Bild eines Ultraschalls.

Tja, vermutlich eine allergische und was er denn gegessen? So, nichts Ungewöhnliches, ja aber etwas anderes Neues? – Das Pflaster? Nein, wohl kaum, sehr, sehr unwahrscheinlich; ob er wirklich nichts Neues, eine neue Zahncreme? Manchmal reiche schon ein Wechsel des Waschmittels, nein? Nun, dann wäre es vielleicht doch das Beste, das Pflaster wieder abzunehmen und auf die bewährten Schmerzmittel.

Malin schloss kurz die Augen. Die „bewährten“ Schmerzmittel hatte es nur in Gestalt jener gegeben, die Stephan direkt in die Wirbelsäule hinein verabreicht worden waren auf der Intensivstation vor nun ziemlich genau einem Jahr. Alle anderen Tropfen und Pillen, ja sogar die kleinen Spritzen in verschiedenen Krankenhäusern und Kliniken hatten entweder gar nicht oder zu langsam oder zu kurz oder zu wenig gewirkt. Ich war mir sicher, dass sie das Thema „Schmerztherapeut“ noch einmal aufgreifen

würde. Aber nicht jetzt, da Stephan schlief und seine geschwollene Lippe, über die sein Atem strich, leise Geräusche produzierte. Und ich war mir auch fast sicher, dass sie ihn am liebsten geküsst hätte – auch damit diese Geräusche und dieses Beben seine Eltern nicht wahrnahmen: Geräusche und ein Zittern, die alles irgendwie lustig wirken ließen. Dabei fragte sich, was noch alles an- und zuschwellen würde, da um und in diesem Mund, dem Rachen, dem Hals.

Sie aber hatten tatsächlich einmal Glück. Nichts sonst schwoll noch, selbst die Lippe sah nach zwei Stunden wieder ziemlich normal aus.

Stephan indes hatte dann auch wieder stärkere Schmerzen bei klareren Sinnen.

Die Eltern waren längst gegangen.

„Vorhin, als Du da in der Tür standst – ich wäre Dir so gern entgegen gelaufen. Was war? Magst Du, kannst Du es sagen?“

Malin schüttelte den Kopf. Stephan sah, dass sie unten im Städtchen Wörter gesucht und nicht gefunden hatte.

Er nahm sich vor, das Stöhnen zu beherrschen, um jeden Preis das Stöhnen, unter dem sie immer so zusammenzuckte. Zumal er mittlerweile oft schon stöhnte nur in Erwartung des Schmerzes, gar nicht unter ihm selbst, wofür er sich bis tief auf die Knochen schämte. Er sah wieder ihren Blick von vorhin da in der Tür, das schartige Messer, so stumpf, so rau, so grau. Lauter Losigkeit. Etwas war geschehen. Wann?

Schweigen.

Ich machte es mir jetzt zur Nacht, so gut das ging, auf der Spindzeile – dabei hießen die Spinde auch hier „Schrank“ – bequem (dass der Schellenengel an diesen Ort, in diese Zeit nicht kommen würde, war klar), und sah dann doch noch beruhigt, dass Malin sich vor dem Einschlafen zu Stephan legte, in sein Bett, an seine Seite. Danach habe ich nicht mehr hingeschaut; mir ist es immer unangenehm, Zeuge menschlicher Nähe zu werden. Vielleicht ist es Neid.

Am nächsten Tag ging es Stephan nicht besser, am übernächsten schlechter. Da war der normale Krebsklinik-Betrieb wieder angelaufen: Montag: Chefvisite. Stephans Stöhnen wurde häufiger, lauter nur unwesentlich. Malin nötigte jenen Chefarzt, sein übliches Zimmerfluchtenprogramm durcheinander zu bringen und zwei Zimmer früher bei Stephan einzutreten.

Eine halbe Stunde später lag er auf einer Transportliege; Malin hockte auf einem in die Wand zur Fahrerkabine eingelassenen, kunststofflederbepolsterten Stuhl dahinter; all ihr Gepäck samt der fast leeren Packung Clopapier aus der Ferienwohnung, die Malin gestern geräumt hatte, war notdürftig unter der Liege verstaut; der Rettungssanitäter saß, immer mal wieder breit und dumpf scherzend, beiden auf einem ebenfalls kunstledergepolsterten, an der Seitenwand festgeschraubten Stuhl vis à vis, und der Krankenwagen war zunächst auf kurvenreichen Straßen durch die Rebenerte, schließlich auf der B 10 unterwegs ins badensische Großklinikum. Stephan und Malin dachten beide an jenen vollständig gelben Mann, den sie gesehen hatten, als sie beim ersten Aufenthalt vor sieben Wochen von einem Spaziergang zurück in die Krebsklinik gekommen waren, – den sie gerade noch so gesehen hatten, wie er auf einer Transportliege aus der Krebsklinik in einen Krankenwagen geschoben worden war. Sie dachten an seine Augen, die sie angeblickt hatten: Die auf ihre Essenz eingeschmolzene Müdigkeit über, unter, inmitten aller Losigkeiten.

So hörten sie wenigstens nichts von den Witzen des Rettungssanitäters.

Badensisches Großklinikum, Notaufnahme, häufiges Schwanken des Vorhangs, der Stephans Liege von der benachbarten abteilte, viel Aktionismus, noch mehr Drängen: Bei DEM Krankheitsbild keine Besserung des Ileus möglich – der nun offensichtlich kein Subileus mehr sein durfte (bei DEM Krankheitsbild) –, dringend eine Not-OP und dann, nach ein paar Tagen, sofort nach Bayern, zum Kollegen, zur Ausweidung, bei DEM Krankheitsbild.

Das „Krankheitsbild“ hielt man in strammweiß umrandeten Händen, blickte bedeutungsunscharf auf all die frisch aufgenommenen grauweißlichen Schatten und wiegte mit ernster Miene den Kopf: Was vor sechs Wochen erst ein Abszess, dann

eine Hämatom, schließlich eine Weichteilformation gewesen war, war nun zur „Raumforderung“ geworden (da hatte Stephan also Recht behalten). – War das zwar an einer neuen Stelle geworden, dafür aber auch gleich zu einer „infiltrierenden“, nämlich in Dick- und Dünndarm und die Bauchdecke hineingewachsenen „Struktur“, genauer: einem „großen Tumor“ und „zentral im Unterbauch“, der aber eigentlich natürlich aus jener Formation damals, unten links. Nun ja. Der war nun also. An allem. Jetzt auch am Darmverschluss, der nur operativ, und danach so rasch wie möglich zum ausweidenden Kollegen.

Drei Ärzte standen mittlerweile hinter dem Vorhang vor Stephan, der zum zweiten Mal binnen sechs Wochen auf einer dieser schmalen Liegen in der badensischen Notaufnahme lag. Und den Kopf schüttelte. Beharrlich.

Malin schien auch zu wissen, warum. Jedenfalls saß sie auf einem Hocker neben der Liege und war ganz ruhig. Die Ärzte zogen ab: Man werde den Oberarzt. Das war eine Drohung. Stephan sah Malin an. „Wenn ich mich jetzt notoperieren lasse, werde ich die Ausweidung nicht überleben. Das haben sie letztens in Berlin schon befürchtet. – Ich will heute Abend, wenn es irgendwie geht, zum DeWo. Machst Du damit?“ Malin sah Stephan an. Ihre Augen funkelten. Ich dachte erst an Tränen, doch ich irrte mich. Sie nickte. Ein kleines Grinsen setzte sich in ihren linken Mundwinkel.

Stephan schüttelte weiterhin beharrlich den Kopf, bestand auf einer konservativen Therapie, auch, nachdem ihm gesagt worden war, dass der Oberarzt über die Behandlung zum Wohle des Patienten entscheide; auch, nachdem ihm der selbst die Not-OP wie eine Pistole an die Schläfe gesetzt hatte. Stephan schüttelte den Kopf.

Er nötigte seinerseits einem Assistenzarzt abends jenes Formular ab, in dem vermerkt wurde, dass er auf eigenes Risiko das Großklinikum für ein paar Stunden verlassen wollte. Das ging vielleicht auch deshalb, weil immer noch kein Stationsbett für Stephan, den Not-OP-Kandidaten, gemacht worden war. Vielleicht aber ging das auch nur deswegen, weil der Arzt jetzt knittrig vor Stephan stand, nachdem er vergeblich versucht hatte, seinen Port wiederzubeleben, der es vor wenigen Stunden noch getan hatte. Irgendwas musste bei dem Versuch soeben schief gegangen sein,

anfangs war noch Blut gekommen, jetzt kam nichts mehr raus und ging nichts mehr rein. Da durfte Stephan gehen, musste aber versprechen, dass er noch am gleichen Abend wiederkommen würde.

David war immer noch nicht da. Er hatte zugesagt, von der Praxis aus Stephan und Malin im Großklinikum abzuholen und zum DeWo zu fahren. Stephan fluchte. Das tat er fast nie. Malin, ganz ruhig, rief ein Taxi. Über die B 10 ging es schnell.

So lerne also auch ich den DeWo kennen, dachte ich, wie ich da so auf dem Beifahrersitz neben einer dicken, leutseligen Taxifahrerin saß, die das Spiegelbild der zwei im Fond des Benz nicht aus den Augen zu lassen vermochte, und die dabei zunehmend zu strahlen begann.

Wir hatten lange warten müssen. Als das Wartezimmer endlich leer war, kam der DeWo aus seinem Behandlungsraum auf Stephan zu, stutzte, sah mich an, grinste und schüttelte ganz sachte den Kopf. Ich blieb also draußen.

Die Schmerzen besserten sich und verschlechterten sich wieder. Sonst geschah nichts. Zwei Tage lang, während derer dann irgendwann Stephans Lippe erst an-, dann abschwoll, weil man ihm erneut ein Morphinium-Pflaster auf den Rücken geklebt hatte, das wiederum kaum für die allergische Reaktion verantwortlich sein könne, wie vier Anästhesisten bekundeten, die sich über seine Lippe gebeugt hatten, wie ihre chirurgischen Kollegen sich über seine aktuellen CT-Aufnahmen beugten.

Die Ärzte im badensischen Großklinikum wurden zunehmend strammweißer, Stephan aber schüttelte weiterhin beharrlich den Kopf und telefonierte ab und an mit dem DeWo. Wenn Malin für ihn wählte, kam sie nie durch. Das musste er offenbar selbst tun. Und immer häufiger hörte er vor dem Fenster ein langes Krächzen.

Er begann, die Optionen durcheinanderzuwerfen: Kleine Notreparatur-OP und dann ans Meer? – Schmerzmittel und täglich zum DeWo schwimmen? – Ans Meer und dann zur Ausweidung? – Zum DeWo und dann ans Meer?

In der dritten Nacht im Großklinikum bekam er Fieber, Schüttelfrost und Stuhlgang. Wenige Stunden zuvor hatte der Oberarzt ihm mitgeteilt, dass man morgen hier die kleine Not-OP, weil man ihn in vier Tagen in Bayern zur Ausweidung akzeptiert, nur müsse der Kollege Professor dort ja auch mal Urlaub, aber sein Assistent sei mindestens genauso.

Stephans Leib begann in dieser Nacht abzuschwellen, die Schmerzen auch. Am nächsten Tag standen irgendwann ein paar knittrige Assistenzärzte vor ihm, der auf dem Krankenhausflur ein paar Runden drehte und damit das tat, was bei DEM Krankheitsbild unmöglich war. Am übernächsten Tag, nach einem weiteren Besuch beim DeWo und etlichen Flurrunden, starteten vier Assistenzärzte und ein Oberarzt – es war der, der die Not-OP Stephan noch gestern erneut an die Schläfe gesetzt hatte – auf den Bildschirm eines Ultraschallgerätes und sahen dort, was bei DEM Krankheitsbild unmöglich war: Sie sahen nichts. Einem von ihnen entfuhr sogar erneut – nach der Lippenschwellung Stephans, die freilich dann doch schulmedizinisch induziert gewesen zu sein schien – ein „Das kann nicht sein!“. Die Kollegen schwiegen betreten. Stephan und Malin sahen sich an, und er verlangte seine Entlassungspapiere. „Morgen!“, sagte der Oberarzt und verließ den Raum. Das taten wir dann auch.

Am späten Nachmittag kam dieser Oberarzt zu uns auf das Zimmer. Er setzte sich wortlos auf Stephans Bettkante und wurde dann zum weiß schäumenden Wasserfall. Eine Suada, eine Adhortatio, wie ich sie lange nicht mehr gehört hatte, ergoss sich über das Bett. Nachdem er fort war, schüttelte sich Stephan wie ein fast ertrunkener Pudel. Er sah Malin an, die gefroren an der Zimmerecke festklebte, denn der Redeschwall war schon einen Meter von seinem Ursprung entfernt zu Blitzeis geworden.

Unbedingt und schon nächste Woche die Ausweidung, die einzige Chance, wenn überhaupt. Wenn überhaupt nun noch. Wenn überhaupt noch nach all der fahrlässig verträdelten Zeit. Wenn überhaupt.

Da öffnete sich wieder die Zimmertür. Ein weiterer Oberarzt betrat, ebenfalls ohne zu fragen, den Raum, setzte sich, ebenfalls ohne zu fragen, auf die Bettkante, und begann, ebenfalls ohne zu fragen, ein Mahlwerk. – Was der eine mit der Kraft von

Sturzbächen, Stromschnellen, Sturmfluten ausrichten wollte, versuchte der andere durch das Drehen von Steinplatten, das Reiben von Felsscheiben, das Zermahlen der Zeit zu erreichen. Er blieb lange. Er sprach leise. Er füllte, ganz sanft, einen weiteren Sack voll Angst.

Er gehörte, obgleich Chirurg, zur Fraktion der Palliativen, und etwa jedes zehnte seiner Worte war „unabwendbar“, jedes fünfte „annehmen“.

Stephan musste irgendwann in all diesem weißen, klebrigen Staub husten, bis ihn ein Würgereiz überkam, der den auf der Bettkante schweigen machte.

„»Palliative Chemo«, so sagen Sie. »Akzeptanz«, so sagen Sie. »Das Unabwendbare annehmen«, so sagen Sie. Doch Sie wissen nichts von meinem Schmerz, wissen nicht, oder leugnen vermutlich einfach, dass das eine Lüge ist: das mit der Schmerzfreiheit! – Seit über einem Jahr bin ich nicht mehr schmerzfrei. Und Ihre zweifelsohne irrsinnig kompetenten Anästhesistenkollegen hier bekleben mich mit Morphiumplastern, durch die ich zwar fast ersticke und meinen Verstand temporär verliere, aber nicht die Schmerzen.

Und: Wissen Sie nicht, was für eine Hybris es ist: das mit dem »Unabwendbaren«! – Was wissen Sie von Wendungen, Wandlungen, was von Zukunft, meiner wohlge-merkt, von der selbst ich, den sie doch am meisten angeht, nichts weiß? Sie, der Sie noch nicht einmal etwas von meinem Schmerz wissen? Aber gut, der gehört ja auch nicht in Ihr Fachgebiet, dafür sind ja die Kollegen Anästhesisten zuständig. – Bilden Sie sich ernsthaft ein, für meine Zukunft zuständig zu sein? --- Ja, das passt: Gegen Schmerzen genauso wenig ausrichten können wie ein Wurm, doch über »das Unabwendbare« des einzelnen Patienten ganz genau Bescheid wissen wie der liebe Gott – das passt!“

Die Tür klappte zu und Malin fiel fast von der Zimmerecke herab: Sie war sofort wieder aufgetaut. Stephan nahm sie bei der Hand. Eine weißliche Staubschicht lag auf der Klinke, als er die Tür öffnete, um auf den Gang zu sehen. Doch das war alles und der Gang leer. Er schloss die Tür, und ich drehte mich fort aus diesem Licht.

Am nächsten Vormittag erhielt Stephan seine Entlassungspapiere nicht wie vereinbart. Es war ja Samstag, so gar kein „Entlassungstag“, kein Arzt greifbar, er würde sich also gefälligst, so zischte eine Schwester auf seine zweite Nachfrage.

Das taten erst Stephan und Malin; dann Stephan, Malin und seine Eltern, die irgendwann doch einfach losgefahren waren, hoffend, das Paar, wenn sie dann da wären, endlich wie vereinbart abholen zu können; schließlich Stephan, Malin, die Eltern, David und Anna, die, um die unglaubliche Rückbildung des Darmverschlusses zu feiern, die ganze Truppe zu einem späten Mittagessen einladen wollten. David, der als Arztinderfamilie das Problem mit den Entlassungspapieren nur zu gut kannte, und der in diesem graumehligem Krankenzimmer ständig auf das spartanische Holzkreuz über der Tür starren musste, riss dann alle aus dem Feinstaub, der sich über sie gelegt hatte: Er schlug den Besuch eines Cafés vor, das nur etwa zehn Autominuten vom Großklinikum entfernt lag und Torten servierte, die mindestens so weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt waren, wie man tief in den plüschigen Sesselchen dort versank.

Die Schwestern weigerten sich, Stephan die Infusionsnadel aus der Hand zu ziehen, solange die Entlassungspapiere noch nicht vorlagen. Und sie vermittelten den Eindruck, dass man ihnen fristlos kündigen werde, wenn sie den Patienten nicht daran hindern würden, das selbst zu tun. Stephan wurde für einen Moment ganz still, sah diese beiden jungen Frauen an und bekämpfte den Impuls zu schlagen – mitten in ihre rosigen Gesichter hinein. Ich sah, wie sehr er sich schämte: Nicht auf diese weichen, ein wenig puderstumpfen (oder lag auch da Mehlstaub – sein niedergeschlagener Blick konnte das nicht herausfinden) –, nicht auf diese flaumzarten, wohlgenut durchpulsten Hautflächen sollte er schlagen wollen, sondern auf die strammweiß lackierten Phrasendreschmaschinen, die sich neuerdings gar den Anstrich von Naturgewalten oder Gebetsmühlen gaben.

Er schämte sich und nuschelt etwas von Spaziergang machen. Die Schwestern riefen ihm hinterher, dass er aber auf gar keinen Fall das Klinikgelände! Als sie das Trüppchen in betont legerer Weise den Gang entlang laufen sahen, schlossen sie die Tür zum Schwesternzimmer von innen. Die eine bekreuzigte sich erst noch heimlich,

während die andere sofort an den Schrank mit den Krankenblättern ging, um die Medikation zu checken.

Binnen kurzem fanden wir uns alle in diesem Café wieder. Inmitten von Badensern, Pälzern, sogar einigen Saarländern und Franzosen, die jetzt alle ihre Wochenendeinkäufe erledigt hatten und vor Tortenstücken saßen, die wie frisch aus den Backöfen ihrer Großmütter kredenzt aussahen. Ich nahm an einem etwas entfernteren Tischchen auf einem dieser samtbezogenen Sesselchen Platz. Stephan wählte ein Stück Schokodoppeltorte.

Er wollte es zeigen. Und er wollte es schmecken.

Und es gelang, obwohl diese Infusionskanüle unter dem Mull, der ihm nach den fünf Tagen nur noch als Fetzen um die Hand herumschlappte, immer wackliger in der Ader steckte – und obwohl ich nur ein paar Tische weiter saß und er mich, das sah ich, erneut witterte wie schon vor drei Monaten bei der zweiten Diagnose. Uns beide fröstelte einen Moment, und dann bestellte ich das Gleiche wie er und war seit langer Zeit erstmalig wieder froh, dass wir manchmal so physisch sein dürfen wie unsere Klienten. Ich lehnte mich zurück, barg mich in jenem Samt, schloss die Augen, hörte all das caféhäusige Südsummen zwischen den Spiegeln, den Stützstrümpfen, den Sesselchen, den Stores, den gestärkten Servietten, nahm das Tellerchen, über das das Tortenstück weit hinauszuragen schien, in die eine, das Gabelchen in die andere Hand und ließ mir die flüssige Schokolade, die aus dem Teig herausschneckte, auf die Zunge sickern, zwischen die Zähne und die auf ihr treibenden Bröckchen von Borkenschokolade in die Zeit hinein. Sie klemmten sich dort in das glucksende Lachen eines kakaosatten Kindermunds, ins Bauchgrimmen eines Zehn-, dann Zwölfjährigen pünktlich zu Ostern und am Geburtstag, in ein Zungenspiel auf einer schokoladenüberzogenen Chilischote und schließlich in eine Profiteroles-Erinnerung vor genau 17 Wochen. Da hatte ich – obwohl auch Malin kurz zu sehen gewesen zu sein schien – den Eindruck, zwei Klienten miteinander zu verwechseln, und zuckte hoch. – Vielleicht aber auch, weil plötzlich die Espressomaschine irrsinnig laut fauchte und, als ich erschrocken hinsah, vor ihr der Kellner vom Comer See stand

und seine bunten Federn, die ihm aus dem Kragen ragten, wieder nicht zu bändigen vermochte. Auch die Kaffeemaschine hatte er nicht im Griff. Jedenfalls schmeckte der Cappuccino erbärmlich. Und das lag sicherlich nicht nur an dem Klacks echter Sahne, den eine Kellnerin aus einem Siphon auf den Kaffee drückte, die tatsächlich ebenso drall war wie diese Sahnewurst. Dass das, was sich darunter befand, mit einem der Torte ebenbürtigen Kaffee nicht das Mindeste zu tun hatte, ließ mich zahlen und den Aggregatzustand wechseln.

Stephan war derweil ein Ausbund an Scherzen, schelmisch lächelnd produzierte er einen nach dem anderen, der Vater und David lachten Tränen, die Mutter lächelte strahlend, Anna strahlte in den Latte, nur Malin hielt sich an ihrer Tasse fest. Stephan wusste: Auf ihn war kein Verlass mehr. Und er wusste, dass Malin es wusste, dass sie aber nicht nur ihre Tasse festhalten würde, auch künftig.

Die muntere Runde beschloss irgendwann ohne Wort, ohne Zeichen, dass es Zeit sei, einen neuen Entlassungspapierversuch zu wagen. Man zahlte und fuhr zurück ins städtische Großklinikum. Dort lag der Entlassbrief jetzt tatsächlich vor. Stephan wurde erst der Katheter aus der Hand gezogen, dann das Dokument in sie hineingedrückt von einem der Assistenzärzte: Dem, der am Einlieferungstag den Port-Katheter verstopft und als Entschädigung die Fahrt zum DeWo ermöglicht hatte. Auch der wusste von dem, was „nicht sein kann!“, und druckte noch ein wenig herum. Offenbar schien er zu ahnen, dass das eine mit dem anderen etwas zu tun haben könnte, und wollte nun mehr erfahren, denn den DeWo hatte Stephan damals wohlweislich nicht erwähnt.

Wieder einmal lernte ich etwas über die Grammatik des menschlichen Lächelns. Am Ende des Satzes, den sein Gesicht geschrieben hatte, sagte Stephan aber sogar noch ein paar Wörter – der junge Arzt sah noch nicht so ganz evidenzblasiert aus: „Vielleicht verdanke ich Ihrem Mut, mir jenen patientenwiderrechtlichen »Ausgang« an dem Abend vor fünf Tagen gewährt zu haben, mein Leben; sollte ich es länger noch mein eigen nennen, werde ich Sie das wissen lassen.“

Die Schwestern in der Tür zum Schwesternzimmer zischelten, als wir daran vorbei liefen. Doch selbst ich als – mit Abstand – Letzter konnte noch verstehen: „Alles verweigert“.

Zu Hause – natürlich nicht in Berlin, aber zumindest bei den Eltern – verweigerte Stephan gar nichts mehr: Nicht die Rieslingschorle, nicht den Schemel für die Füße und nicht die Idee, abends bei David und Anna im Garten zu grillen. Es war ein so bemerkenswert schönes Spätsommerwochenende und er hatte nach den Tagen in diesem graubestäubten Krankenzimmer, das er zeitweilig mit einem umnachteten Herren teilen müssen, ein großes Bedürfnis nach blankem Himmel über sich und genoss jeden Windhauch im Haar und auf der Haut.

Am Abend gesellte er sich zu David, der vor dem Grill stand und den Kindern dabei zusah, wie sie das Fleisch ab und an mit Marinade einpinselten. Stephan drückte ihm eine Flasche Bier in die Hand und David zog ihn ein wenig mit sich fort, die Kinder behielt er jedoch im Blick.

„Und – was ist nun mit der“, er zögerte ein wenig, entschied sich dann für „Operation?“.

„Die Ausweidung meinst du? Meine Meinung hat sich nicht geändert. Allerdings möchte ich nun angesichts meines völlig konfusen Darms erst einmal den DeWo dafür sorgen lassen, dass der sich wieder ein wenig beruhigt, und das, wenn's geht, nicht nur für zwei oder grad mal drei Tage. Der Crohn – wenn es denn der Crohn ist –, der ist mittlerweile manchmal echt heftig, und das ist bekanntlich keine gute Voraussetzung für die OP. Vielleicht würden die sich dort sogar weigern, das jetzt zu machen.“

„Du glaubst wirklich, dass der dir da helfen kann?“

„David, er hat auch jetzt geholfen. Er hat das hingekriegt, was nach Auskunft aller Ärzte inklusive dir niemals hätte möglich sein können, und schon gar nicht in so kurzer Zeit. Du hättest die gestern mal sehen sollen. Dem Tönner ist fast der Ultraschallkopf aus der Hand gefallen.“ Tönner, den Stephan mit langem Ö aussprach, weil der

immer so groß und nassforsch tönte, war nicht nur der sündenflutende Oberarzt, sondern – wie sich schon am Aufnahmetag herausgestellt hatte – auch ein ehemaliger Kollege und nunmehriger Nachbar von David, was alles nicht gerade leichter machte, zumal der Bruder mit dem einstigen Arbeitskollegen bereits mehrfach gesprochen hatte. Doch nun war David erst einmal wieder etwas beruhigter. Er hatte sich sehr zurückgenommen jetzt in diesen Tagen, in denen Stephan sich so massiv geweigert hatte, die Not-OP durchführen zu lassen. Gleichzeitig, so vermutete ich, dürfte David an die Worte des Ausweiders gedacht haben: „Kommen Sie mit einem möglichst entspannten Bauch zu uns!“ Er hatte fast so große Nachttierhausaugen wie Malin.

Die war seltsam ruhig. Das ja schon seit längerem. Ich versuchte mich zu erinnern, wann mir das eigentlich aufgefallen war. Vermutlich damals, als sie inmitten aller Losigkeit das Zimmer der Krebsklinik betreten hatte, in dem der Ileus dabei war, Stephans Gedärm zu verknoten. Das war vor gerade einmal einer Woche gewesen – und es kam selbst mir so vor, als sei es deutlich länger her. Malin jedenfalls, obwohl sie den Dreiwortsatz nicht nur täglich von Stephan entgegengenommen, sondern auch selbst gesagt hatte und das Mantra, und obgleich um sie mehrfach das grüne Leuchten gewesen war in diesen Tagen – sie erschien mir auf eine neue Art ruhig, die mich wiederum langsam beunruhigte.

Und tatsächlich rannte sie heute Nacht davon. Wie früher, wie vor einem Jahr, als sie nach den fünf Krankenhauswochen ab und an nachts losgelaufen war, fort, fort von allem, wie es schien, und doch sicherlich in dem Wissen, immer wieder zurückzukehren zu Stephan, der damals nicht hatte hinterherrennen können.

Heute konnte er. Nach einem Moment tiefen Schreckens, und während die anderen am Terrassentisch noch eingerastet waren in ihrer Verstörung, rannte Stephan los.

Auf dem Feldweg holte er sie ein, sie war langsam geworden.

„Alle tun so, als sei alles in Ordnung.“

Es geht nicht mehr, ich schaffe das nicht mehr.

Ich kann mir das von dem supernervigen Zahnarztbesuch übermorgen nicht länger anhören. Und ich kann mir auch nicht länger anhören, was die in den Herbstferien machen werden. Bis dahin sind es vier Wochen, und falls wir dann noch leben, werden wir nicht mal eben nach Wien fahren – ich kann das nicht mehr.

Und: Ich weiß nicht –

leben wir denn jetzt noch? Stephan, leben wir noch, jetzt? Nach all dem da, nach dem, was in den letzten Tagen war? – Wir sind doch nicht mehr von dieser Welt, wir sind doch nicht mehr, wir passen doch nicht mehr, wir sind doch nicht mehr mitteilbar, es ist doch alles nicht mehr ...“

„Sage mich, sage meinen Namen, Malin, sage mich, Malin, sage meinen Namen.“

Ich drehte mich um und lief schon mal ein Stückchen zurück.

Ein hoch in den Himmel hinaufglänzender Sonntag erwartete die beiden.

Herbstmarkt sei, so sagte Stephans Mutter beim Frühstück, das für sie das zweite war, weil sie wie üblich mit dem Vater den sonntäglichen Kirchgang schon erledigt hatte und es anders als sonst üblich heute kein Mittagessen geben würde, nun, wo die Kinder schon mal da waren und gerade erst aufgestanden und überhaupt. – Ich sah es ihr an: Es würde kein Mittagessen geben, und das war vollkommen in Ordnung, wo doch sonst alles aus aller Ordnung geraten war.

„Herbstmarkt ist. Vielleicht mögt ihr ja hin?“

Sie waren dort jenseitig, an jenem letzten warmen Septembersonntag, an dem die Sonne dickflüssig glänzend vom Himmel troff und der Lärmpegel ihnen langsam über die Lippen zu steigen begann. Sie waren jenseitig lange vor der Wirklichkeit.

An jenem Bierzelttisch, orangefarben die hölzerne Platte, grün das Metallgestell, saßen sie allein, Stephan trank eine Cola, ungewöhnlicherweise, aber was war noch gewöhnlich, und aß – ich weiß nicht mehr: Hast Du, hast Du nicht, etwas gegessen?

Doch: ein Steak, rot das Brötchen von dem Gewürz. Sehr rot. Im Schatten. Aber es war ja auch erst früher Nachmittag und eigentlich noch sommersonnenwarm.

Nur gemächlich wurde es voll auf jener Kirmes in jener kleinen Stadt in der dörflichen Region, die einen lehren konnte, was Idyll ist, Heiles, Augenlust – unbedachte – und ein Singen in jedem Satz. Kein Papierfetzen auf der Straße, die doch auch schmutzig war, aber in so unbefleckter Weise. Kein Riss in Kinderhosen, der nicht dorthin gehört hätte als frisch bei der Rutschpartie geholt. Keine Bettlerhand dir entgegengestreckt in U-Bahnen, da U-Bahnen dort nicht fahren, und weil ein Unbehau-ster viele Dächer für seinen Kopf fand in dieser Region. Selbst das Fahrende Volk bekam hier einen Stellplatz direkt neben der Gemeindehalle. Und auch die war oft ganz neu renoviert.

Idyll, das Auenland, wunderschön an Fluss, Wingert und Wald.

Und wir auf der Kirmes in jener kleinen kreisfreien Stadt dortselbst, in die von allen Seiten Verkehrskreisel führten.

Ihre Schatten waren schwärzer, dem verdichteten Leben geschuldet, als die der anderen, überwiegend und der frühen Nachmittagsstunde gemäß Familien, die Kinder noch nacktbeinig, kurzärmelig – es war ja wirklich noch warm. Ihre Haut war blasser als die der anderen, die vielfach noch küstenbraun war, jetzt nach den Sommerferien. Ihre Augen lagen tiefer als die der anderen, die von diesseits in die Welt blickten.

Sie saßen nicht lange dort an dem orangefarbenen Tisch, es wurde doch kalt im Schatten, Bote des Winters, der kommen würde – für wen, war wie immer ungeklärt.

Zuvor waren Stephan und Malin bereits auf jenem Teil der Kirmes gewesen, von dem ich gar nicht mehr gedacht hatte, dass es ihn noch gibt. Wie ein Markt, früher, zu Kindertagen im Urlaub manches Klienten: Tapeziertische mit Spitzen, mit Töpfen, mit Scherenfeilenmessern, mit Knöpfen, mit Blusen und Schürzen, mit Stoffen und Gewürzen. Mit allem. Was man sonst nicht mehr sieht. Malin kaufte ein Lederband, für den Rucksack. Endlich. – Es ist nunmehr vermutlich irgendwo in all dem überflüssigen Gepäck verloren. – Und Stephan guckte nach den Messern und nach T-

Shirts. Und Socken. All ihr Zureden fruchtete aber nichts, keinen Kauf tätigte er. Aber er sah sie an: tiefliegenden Auges von jenseits in selbiges.

Kein Fahrgeschäft konnte sie noch in die Sonntagssonnigkeit, in die Geräuschkulisse ziehen, kein Ertrinken der Erinnerung in Lichtblasen, im Lärm war ihnen möglich. Ihr Schritt – beider, nicht nur der von Stephans seit der „Chemo“ immer noch tauben Füßen – Hand in Hand, wenn sie nicht gerade wieder heliumgefüllten Papageien ausweichen mussten, war unsicher, zunehmend in all der Glücksfestigkeit um sie her. Keine Rose aus Plastik, die er ihr schoß, sonst hätte sie jetzt drei und weiß vermutlich noch nicht einmal, wohin mit den zweien. Keine Riesenradrunde mehr, denn das gab es hier nicht. Und die Geisterbahn, die wollten sie auch nicht befahren, obwohl sie es sich vorgenommen hatten, wäre es doch eine Premiere für Malin gewesen. Aber sie schritten einen Traum ab auf dieser Kirmes, stets gewahr, dass er endgültig kippen konnte in den Alp – und da schien es ihnen, dass Kunststoffskelette eher zu meiden wären.

Knochen, eigene, die hatten sie ja gerade zuvor wieder gesehen: Die einzig klaren Strukturen in Weiß auf all diesen diffusen grauen Bildern aus all den Monaten. Die letzten keine Woche alt. Doch anders als auf Urlaubs- oder Pass-Fotos verstrich auf ihnen nie die Zeit, war alles immer gleich verschwommen. Sie ließen nichts erkennen, gar nichts. Oder viel zu viel. Mal hier etwas, mal da. Mal dort ein Ungeklärtes, dann wieder quer gegenüber eine sichere Diagnose. Dann wieder jenes woanders und beim nächsten Mal aber ganz gewiss das ganz Andere am entgegengesetzten Ort. Zuletzt in jenem Krankenhaus, in dem sie nun auch schon zweimal gewesen waren, jeweils keine Woche – mit aller Fliehkraft.

Die hatte uns auch nun auf die Kirmes geführt. Zu all den Dingen, die man sonst nicht mehr sieht.

Malin würde jetzt Kettenkarussell fahren.

Stephan wollte nicht mit. Da wollte auch Malin erst nicht, lange Zeit. Doch dann betrachtete sie diese schwebende Wonne des Kreisens und stieg ein. Derweil hatte Stephan einen Platz davor gefunden, zum Sitzen.

Malins Sitz war blau und außen. Alles, wie es sein sollte.

Und es begann sich zu drehen. Und schnell stieg aus der Erde der Himmel empor und schnell hob sich das blanke Licht und schnell wurde der Wind weiß und schnell versank jeder nichtige Ton und schnell rauschten alle Farben ineinander und schnell war nur noch Helle und schnell wuchs jene jenseitige Lust und schnell glitt die Stange in die Hand und schnell war sie nach oben geschoben und schnell stand die Welt.

Neben mir stand der Kollege, mit ganz wachem Blick, leicht erhobenem Kopf und der Körperspannung, die uns vor dem Einsatz eigen ist. Ich sah mich um: Sonst war keiner von uns gekommen. Falls also, dann würde es wenigstens nur Malin betreffen, und – so war zu vermuten – Stephan; ich straffte mich also.

Für Malin aber stand plötzlich die Welt in seinem Bild fest: Stephan auf seinem Platz vor dem Kettenkarussell.

Sie verließen die Kirmes dann bald. Das Karussell hatte ja fast an ihrem Ende gestanden. Sie gingen Hand in Hand und von keinem diesseitigen Auge erspäht.

Auf dem Weg zum Auto hielt Stephan plötzlich inne und sein Gesicht in die Sonne. Er hatte die Augen fest geschlossen und ich sah, dass er witterte, doch ich hatte noch ein paar Worte mit dem Kollegen gewechselt und war weit zurück geblieben. Stephan stand auf dem Marktplatz, auf dem er früher, erst als kleines Kind, das vom Heilpraktiker kam, der eine neue Salbe auf seine wütenden winzigen Hände geschmiert hatte, dann als Schüler nach dem Unterricht, so oft gestanden hatte, anfangs ein Trosteis schleckend, später in dem Bemühen, selbst cool zu sein. Nun stand er dort und, obwohl er mich sicher nicht ausgemacht hatte, es durchfuhr ihn ein Zittern – dabei war doch selbst der leichte Wind immer noch warm, und Malin stand neben ihm.

„Hier war ich früher oft, in so mancher Freistunde, Nachhausefahren ging ja nicht, – und manchmal auch nach der Schule, wenn wir nicht im »Al-tun-tun im Vorübergehen« waren – das war damals eine Verheißung. Altuntun“, er brach ab, öffnete die

Augen und sein Blick fiel auf Malin, die vor ihm stand, fast wie früher, und von hinten ein wenig grün leuchtete. Dass in ihrem Rücken die Pizzeria gerade die neue LED-Leuchtreklame ausprobierte, störte Stephan überhaupt nicht. Seine Frau stand vor ihm und hatte eine grüne Mandorla.

Er umfing sie und hob sie hoch, und schnell stieg aus der Erde der Himmel empor, und schnell war alles nur noch lichte Helle. In der zog Stephan Malin dann hinauf auf den Altan eines der Gebäude, die als intaktes Barockensemble den Marktplatz säumten, strahlend in diesem Sonnenschein wie die Spitzendeckchen gerade eben auf der Kirmes. Hier oben auf der breiten Veranda standen unter riesigen Sonnenschirmen weiß eingedeckt etliche Tische, die zu einem Restaurant gehörten. Stephan fand einen Platz direkt an der Brüstung und schob Malin den Stuhl zurecht mit einem kleinen Kichern, denn das tat er sonst nie, und sie, so ohne Übung, setzte sich zunächst nur auf die äußerste Kante.

„Du siehst: Ich will dich, ich brauch’ dich! Und ich werde dich, bitte, noch ganz lange haben, damit wir auch diesen Teil der Geschlechterbeziehung noch häufig üben können, auf dass er dann sitzt, wenn wir alt geworden sind und eins dieser rührenden, zärtlichen Pärchen, die Händchen halten, wenn sie spazieren gehen, und wo er ihr immer in den Mantel hilft und sie ihm die Lesebrille bringt.“

Stephan sah das, und er sah es genauso wie Malin. Er hatte ihr gegenüber Platz genommen und wie sie die Sonnenbrille abgelegt. Irgendwann, nachdem der Ober die Bestellung aufgenommen hatte – erstmal nur zwei Milchkafee –, sickerten langsam wieder Töne von außen in seine Wahrnehmung hinein, die nach diesem Satz auf sein Gesichtsfeld beschränkt gewesen war, in dem Malin war und ihrerseits ganz Auge. Stephan hörte allmählich wieder das Gesprächsgesumm um sich herum, das Kindergegiggel unten auf dem Platz, manches Lachen, das sich aus dem Klangteppich dieses Sonntagnachmittags wie ein loser Faden kurz herausdrehte, und er begriff, dass der Teppich ihm unter den Füßen weggezogen worden war und sich vermutlich nie wieder ausrollen würde. Künftig würde er auf blankem Fels oder auch auf nacktem Beton laufen und manchmal über Sand, Acker und Wiese. „Künftig“ – ein wieder vollkommen seltsam gewordenes Wort, so seltsam wie die Tatsache, dass sie hier saßen. So seltsam auch wie die, dass er – als trüge er keine Schuhe, und als seien

seine Nerven dort noch intakt – die Bodenfliesen und die metallene Regenablauf-
rinne unter den Fußsohlen spürte: schrumpelige Keramik, im Schirmschatten kühl
gebliebener Stahl und immer wieder die wie rostig wirkenden Schleifsandspuren der
Fugen dazwischen. Er hätte nicht sagen können, welche Farbe diese Fliesen hatten,
doch er spürte sie, unter jeder Zehenkuppe, dem Fußballen, der Ferse. So, wie er
auch das Kissen des Plastikkorbstuhls unter den Oberschenkeln, dem Po, sein Ge-
flecht am Rücken und auf der Unterseite seiner Unterarme spürte, den Kragen des T-
Shirts um den Hals, die Uhr am Handgelenk, die Haare auf dem Kopf, die Sonne
hinter dem Schirm, die Luft in den Lungenbläschen und die Welt in seinem Sehstrahl
uneinholbar bunt. Er kniete noch einmal auf dem Feldweg gestern, und heute gab er
Malin Recht: Sie waren nicht mehr. Nicht mehr diesseitig und folglich nicht mehr
mittelbar. Alles war nicht mehr, für sie. Er wusste, dass er einen Kopf hatte und dass
es nichts mehr ändern würde, wenn er ihn drehte. Nach allem müsste er tot sein, nach
aller Auskunft.

Nur der DeWo, der hatte bislang dazu geschwiegen. Doch was war der schon – ein
Ungelernter, auch mal Fliesenleger gewesen, Bauarbeiter und Wirt, dann der, wo.
Wo war der jetzt, und überhaupt: Er hatte immer geschwiegen zu der Frage nach
Leben oder Tod, die Stephan ihm schon mehrfach gestellt hatte. Vermutlich war er,
Stephan, dem auch nicht mehr mittelbar.

Vermutlich war er gar nicht mehr, war das hier allenfalls noch sein Sterben oder des-
sen Schatten auf seiner nekrotisierenden Netzhaut. – Wer weiß denn, wie das mit
dem Sterben geht? Vielleicht lag er noch im badensischen Großklinikum und die
hatten ihn notoperiert und er blutete jetzt davon und das hier war sein Sterben und er
zu blöd es zu begreifen. Zu blöd, wieder einmal zu blöd. Wie schon so oft. Wie blöd
konnte er eigentlich noch sein?

Die Frau vis à vis, Malin, das war ihr Name gewesen, das ist ihr Name bis heute –
die Frau, Malin gegenüber. Nein: Sie sind nicht am Meer. Aber da hat es eine Ver-
abredung gegeben, gibt es bis heute eine Verabredung. Er und diese Frau, seine Frau.

Ihr Name, sag ihren Namen.

Wir saßen nicht am Meer. Wir saßen am Marktplatz.

– „Und jetzt einem Prosecco. Machst Du mit?“ Doch Stephan nahm nur ein Bitterlemon. Malin trank an den 0,1 Litern, als gölte es, bei jedem Schluck einen Zauber zu weben.

Der Mann ihr vis à vis sah ihr dabei nicht mehr zu. Er sah durch sie hindurch. Bis sie verfiel. Da zuckte er heraus aus dem Blicktunnel.

Stephan stemmte den Dreiwortsatz gegen die erst vor zwei Tagen wieder strammweiß bezeugte Einzigwirklichkeit, das Mantra gegen die herabsinkende Angst, und sie waren wieder sie und bei sich: Stephan und Malin.

Da ging ich kurz noch einmal zu den Tapeziertischen mit den Spitzendeckchen.

Als ich zurückkehrte, hatte Stephan Bauchschmerzen. Diffuse, aber sie begannen, mächtiger zu werden. Er, immer noch der Fahrer von den beiden, sagte, dass er jetzt heim wolle. Ich begriff, dass Stephan und Malin dort auf dem Söller kein Wort mehr gewechselt hatten, seitdem ich fortgegangen war.

Malin zahlte sogleich, ein längst schon abgestandener Rest Prosecco blieb im Glas. Sie gingen. Stephan fuhr auf dem Weg zum Auto einmal dieses Stöhnen über die Lippen. Bei Malin hängte sich das Bleigewicht in den Mundwinkel. Ich kam kaum hinterher, ständig musste ich Treibgut ausweichen, vielen kleinen Bruchstücken vom gestrigen und heutigen Gut, das sie abwarfen in die ihnen bis über die unteren Augenlider steigenden Wasser der Losigkeit.

Ich muss gestehen, dass ich etwas ratlos bin, wie ich diesen Bericht zu seinem Ende bringen soll; gerade so, als triebe ich noch in jenem Strom. Dabei hatte ich, genau besehen, natürlich immer festen Boden unter den Füßen. Doch – und gleichsam, als würde Stephans und Malins Sprache auf die Chronologie der Ereignisse abfärben – es erscheint mir unmöglich, diese Akte chonologisch fortzusetzen.

Ihre Sprache jedenfalls kannte nun nur noch ein Tempus. Über das Jetzt ging kaum ein Satz noch hinaus. Und zur Beschreibung dieses Jetzt waren selten mehr als acht

oder zehn Wörter nötig und keine zwei Sätze. – Oft genug verschwiegen sie mittlerweile auch noch genau diesen einen Satz.

Sie hatten seit der Entlassung aus dem badensischen Großklinikum nicht mehr über all das gesprochen, wovon man normalerweise dächte, dass darüber gesprochen werden müsse. Ich glaube nicht, dass das anders geworden wäre, wenn sie nun die Porzellandose hier gehabt hätten, die schon in Berlin so selten ihren kommunikationsbefördernden Einsatz erlebt hatte, zu dem Stephan sie vor langer Zeit – nein: es war erst etwa ein Jahr her – bestimmt hatte.

Seit einiger Zeit also waren sie fast stumm geworden, auch wenn sie sich lange und zum Teil wortreich darüber zu täuschen versuchten.

Vor meinen Augen verstummen manchmal die, die um eine gemeinsame Sprache gerungen haben wie früher für sich allein um ihr Leben – und finden oft diejenigen zu einem flotten Blankverspaar, das sie aus meinem Blickfeld herausträgt, denen zuvor das Getriebe ihres Automotors weitaus bedeutsamer gewesen ist als eine Genitivkonstruktion.

Immer öfter aber begann sich auch jene andere neue Sprache Stephans zu bedienen.

Als Stephan eines Abends wieder dieses kleine, blutige Stöhnen entfuhr, dieser winzige, durch Mark und Bein dringende Luftlaut, von dem nie klar war, ob er nun schon den Schmerz selbst bezeichnete oder die Angst davor, da stand Malin, die neben ihm gelegen hatte, auf, ging ins Wohnzimmer der Ferienwohnung und schaltete den Fernseher ein, stellte ihn richtig laut und blieb dort stundenlang. Sie sah nichts, hörte nichts, da bin ich mir sicher – zumindest, was das Sehen anbelangt, denn ihr lief unaufhörlich Wasser aus den Augen. „Weinen“ konnte man das nicht nennen. Irgendwann schaltete sie den Fernseher aus und lauschte, ging dann zurück ins Schlafzimmer. Stephan schlief, unruhig und auch wieder stark schwitzend, aber er schlief. Sie legte sich neben ihn, und irgendwann war Morgen. Keiner verlor ein Wort über jene Nacht.

Auch nicht über die, in der es Stephan war, der nun auf der fremden Couchgarnitur der Ferienwohnung saß, in eines der Plastikplaids eingewickelt, und sich mechanisch hin und her wiegte. Mit offenen Augen, die nichts mehr sahen, die vielmehr so aussahen, als suchten sie mich. Arrhythmisch glitt ihm dabei der blutige Laut von den Lippen. Ich ging an Malin, die wie eingefroren vor der Tür stand, vorbei, straffte mich, blinzelte einmal, wie es die Routinen vorsehen, und stand direkt vor Stephan, natürlich mit niedergeschlagenem Blick. Er aber ließ nicht ab von dem Schaukeln, von dem Stöhnen, doch seine Augen irrlichterten nicht mehr herum, sondern landeten auf einem Areal in der Luft vor einem der Regalbretter des Holzimitatwohnzimmerschranks. Mir schien, als krächzte draußen eine Krähe. Es wurde tatsächlich schon hell. Und dann war klar, dass Stephan auch diesmal noch nicht meinen Blick suchte.

Im Nachhinein, als ich einen Uhrenabgleich vornahm, wurde mir bewusst, dass ich etwa eine halbe Stunde vor ihm gestanden haben musste. Dann war es vorbei. Er stand auf und ging zurück ins Schlafzimmer. Ich sah, dass Malin nicht mehr im Flur vor der Wohnzimmertür stand. Als ich Stephan folgte, fanden wir sie im Bett. Sie rührte sich nicht, als Stephan unter seine Decke schlüpfte. Wir wussten aber beide, dass sie nicht schlief.

Die nicht nur nachts, sondern immer öfter auch am Tage in den Körper gestanzte Sprache des Schmerzes trieb Stephan nicht nur wieder und wieder zum DeWo, sondern auch zu Ärzten: ab und an zu David, vor allem aber zu einer Internistin im Nachbardorf, die ihm den mittlerweile überall im Rumpf herumvagabundierenden Schmerz nochmals mit all den Verwachsungen erklärte und eine Gallenblasenentzündung diagnostizierte, weil auch die Galle festgeklebt sei. Das neue Schmerzpräparat würde erst am folgenden Tag an die Apotheke ausgeliefert werden können. Am Abend ging Malin allein zum DeWo, weil Stephan nicht gehen konnte. Ich setzte mich derweil auf den Stuhl an dem Jugendzimmerschreibtisch von David, der neben Davids Bett stand, in dem Stephan nun lag, so, wie Malin in jenen Nächten in seinem eigenen Jugendzimmerbett vis à vis lag dort in Stephans und Davids ehemaligem Kinderzimmer im Haus der Eltern. Das war, bevor sie in die Ferienwohnung gezogen waren.

Ich setzte mich dorthin und schlug meine Augen sorgsam nieder. Gerade in solchen Momenten müssen wir auf unsere Ausbildung vertrauen können. Die lehrt uns, in diesen Situationen den Blick zu senken, auf den Boden, gegen eine Wand, notfalls auch unter den Himmel, nie aber zu gucken, nie. Wir haben zu warten. Wir haben immer zu warten, bis wir angesehen werden.

Malin kam zurück: ohne den DeWo, doch mit dessen Versprechen, nachher noch vorbeizusehen. Sie blieb bei Stephan, während sich die Eltern – fahrig die Gesten, brüchig die Gesichter – nach oben ins Wohnzimmer geflüchtet hatten, in dem das Gewimmer nicht mehr zu hören war. Als endlich das Hoftor ging, kamen auch sie nach unten, doch der DeWo begrüßte sie zwar freundlich, bat dann aber darum, ihn mit dem Paar allein zu lassen. Und ich sah, dass er damit auch mich meinte. Ich setzte mich also auf die Holzbank, die draußen im Hof stand. Mir fiel ein, dass ich hier schon einmal gesessen hatte.

Stephan spielt auf dem Sandhaufen, das halbe Haus ist noch eine Baustelle. Der Vater zieht mit Freunden die nächste Ladung Ziegel an einem Flaschenzug nach oben. Stephan spielt Wüstenrallye mit Davids Matchboxautos, die in seinen fast durchsichtigen Händen ein bisschen wie Raumschiffe aussehen. Neben mir auf der Bank sitzen die Großeltern, die vorne auf dem Grundstück wohnen. Er ein kleiner, fast zahnloser Mann mit schiefem Hütchen auf einem Vogelkopf, spuckt den Stiel eines Tabakblattes aus, auf dem er herumgekaut hat, denn das Dorf ist noch voll von Trockenschuppen, und seine umliegenden Äcker stehen voller Tabakpflanzen. Sie rundlich-fest mit wachen Augen und einem Lächeln im Gespinst all der Fältchen, das ihr ganzes winziges Gesicht bedeckt. Beide gucken ihrem kleinen Enkel mit diesen glitzernden Händen zu, der da auf dem Sandhaufen spielt, derweil sein großer Bruder in der Schule ist. Den werden sie, um die Eltern zu entlasten, wenn er nach Hause gestürmt kommt, wie auch den Kleinen zu sich in die Küche nehmen, in der nicht eine der Fachwerkwände noch gerade steht, werden den beiden Buben dort Brodworscht vorsetzen oder Flääschkneep und als Nachtschiff ein Saftbroaud. Dass letzteres eine Schnitte mit Quittengelee ist, weiß ich mittlerweile. Und dann werden sie den Großen schlafen lassen, den Kleinen schlafen legen, und schließlich werden

alle drei auf der Küchenbank und die Oma auf dem Stuhl wieder erwachen. Und weil Wochenende ist, wird der Große keine Hausaufgaben machen, sondern mit dem Kleinen zu diesem Sandhaufen im Hof laufen und nicht mehr Wüstenrallye, sondern Großbaustelle spielen.

Jetzt aber, jetzt gucken wir, die Großeltern und ich, dem Kleinen bei seiner Sandralley erst einmal zu, denn der Große ist noch nicht aus der Schule zurück, und das angebrochene Paket voller Ziegel hängt am Flaschenzug, an dem die Männer oben im ersten Stock kräftig ziehen. Und gerade wieder ziehen

– doch die Großmutter ist schneller,

hat das Seil schon vorher entzwei gehen sehen, hat gemerkt, dass es immer dünner geworden ist. Und dann hat sie Stephan unter dem Netz gesehen, in dem der Ziegelhaufen leicht hin und her schwingt. Das Gespinst feinster Fältchen in ihrem Gesicht friert ein, sie selbst wird zur Stahlfeder. –

Das Kind ist in ihrem Arm, sie auf der Bank, das Ziegelpaket auf dem sandigen Boden zerschmettert, der Sandhaufen eingedellt, Ziegelscherben sind hineingefahren. Vor der Scheune, in der seit einem Jahr schon kein Schwein mehr steht, sondern der Käfer, rutscht der Rest des Ziegelpakets in sich zusammen. Stephan beginnt zu weinen, die Oma zu lächeln, nun auch mit ihrem fast zahnlosen Mund, den sie aber wohlweißlich nicht öffnet. Das Gespinst, das in ihr Gesicht gewebt ist, wird wolligwarm und tragfest. Stephan schluckt noch ein paar Mal, dann ist er sicher dort eingewoben, es ist weich, und genug Luft ist auch.

Dass sein Vater fast irre wird in diesem Moment, da sein Sohn beinahe erschlagen worden wäre – die Großmutter sieht ihrem Sohn dort oben im ersten Stock ins Gesicht, lächelnd, und sagt: „Pscht!“ Sie sitzt mit Stephan im Arm auf dieser Hofbank. Sie sitzt direkt neben mir. Plötzlich wendet sie den Kopf, genau mir zu. „Du kennst die Reihenfolge: Erst ich, dann er, dann er, dann – am Schluss dann erst ER!“

Ich nicke, meine Augen natürlich niedergeschlagen, doch ich möchte der alten Dame so gern sowohl meinen Respekt und meine Zuneigung als auch meine Erfahrung mitteilen – und meine Sorge um ihren Enkel, der mich binnen seiner ersten vier

Lebensjahre nun bereits zum zweiten Mal auf den Plan gerufen hat. Wie immer aber steht uns dergleichen nicht zu.

Jetzt, da die alte Dame schon seit zwölf Jahren tot war, kam es mir so vor, als webe ihr Lächeln in diesem Haus und in diesem Hof immer noch. Ich wünschte es Stephan. Bei dem war jetzt der DeWo. – Ob der etwas davon sah?

Man hatte uns durch die Stores im ersten Stock beobachtet, als wir in die Ferienwohnung gezogen waren. Stephan bemerkte es nicht, Malin hoffentlich auch nicht. – Es war schwer genug gewesen, jetzt, während der Weinlese, zwischen all den Touristen die Wohnung zu bekommen. Doch das Elternhaus war zu eng für vier Personen, die Schmerzen, die Angst und die Losigkeit geworden, die allmählich begonnen hatte, unter der Eingangstür hineinzusickern und durch den Fensterkitt zu dringen. Wir zogen Ende September um ins eingemeindete Vordorf, in eine Einliegerwohnung im Erdgeschoss, über der die Vermieterfamilie wohnte. Die Wohnung wäre Stephan und Malin früher sehenswert erschienen, als sie für den strengen Laminatgeruch der Möbelhaus-Ästhetik noch ein Lachen übrig gehabt hatten.

Frau Rank – wie „schlank“, wie sie beim Erstkontakt betont hatte – probierte jedenfalls gern neue „Stimmungssettings“ aus, war sie doch im Einrichtungshaus der Kreisstadt Schaufensterdekorateurin in Teilzeit. Und immerhin hatte Malin noch den Nerv, das maritime Ensemble, das unterhalb des Wohnzimmerfensters auf einem transparentblauen Kunstseidenschal angerichtet war, zu fotografieren und per E-Mail an einige Freunde zu senden, bevor sie es im fast leeren Holzimitatwohnzimmerschrank versenkte. Mitten in der Palz unter einem Nachtspeicherheizkörper auf eine lebensgroße Plastikmöwe, einen nicht-lebensgroßen Kunststoff-Delfin, diverse PVC-Seesterne und -Muscheln, einen Pappmaché-Rettungsring, ein Flaschenschiff und einen Miniaturleuchtturm samt LED-Leuchtfener zu treffen, war selbst für mich, der ich ja einiges an menschlichen Interieurs gewohnt bin, eine Überraschung. Eine noch größere war es, dass Malin dergleichen noch bemerkte, verschreckte, ja: verstörte. – Stephan hatte auf diese Inszenierung geblickt und kurz die Stirn gerunzelt, es hatte noch nicht einmal zu jener Falte an der Nasenwurzel gereicht. Dann hatte er auf den

Wohnzimmerschrank mit den schwebenden Regalbrettern und den runden Ecken geschaut, auf die honiggelbe Couchgarnitur mit dem riesigen, halbrunden Hocker, der leider nichts an der fehlenden Bequemlichkeit der Couch wettzumachen vermochte, auf die offene Küchenzeile, vor der ein pyramidales Tischkonstrukt stand, das sich nicht zwischen Theke und Kleinst-Esstisch entscheiden konnte, und er hatte genickt und sich in die Ecke des Dreisitzers gesetzt, von dem im rechten Winkel der Zweisitzer abknickte, aber auch nicht bequemer war. Dann hatte er die Schuhe ausgezogen, die Füße auf diesem Sofa hochgelegt, und plötzlich war sichtbar geworden, wie winzig diese Couchgarnitur in Wirklichkeit war, so viel Platz sie in diesem Wohnzimmer auch einnehmen mochte: Malin hätte auf den Hocker gemusst. Sie ging statt dessen ins Schlafzimmer, um die Reisetasche auszupacken. Nur Sommergarderobe war darin, und von der wenig genug: Letztens, beim ersten Aufenthalt in der Krebsklinik, hatten sie noch zwei dicke Taschen dabei gehabt, hatten für alles geplant, vor allem für die sich anschließende Ausweidung. Doch die war dann ja nicht zustande gekommen. Jetzt aber hatten sie mit einer vorläufigen Rückkehr gerechnet – und wieder falsch gelegen, wieder sich geirrt.

Ich stand im Flur und sah beider Blicke: die des Mannes in diesem vollständig befremdenden Wohnzimmer und die der Frau auf der von einer Tagesdecke mit Japan-Dekor eingefassten Bettkante nebenan im Schlafzimmer, und wieder einmal machte ich die Erfahrung, dass auch Lebende manchmal schon die Augen des Toten haben, der sie erst noch werden müssen. Ich beschloss, ein wenig vor die Tür zu treten. Draußen schien an diesem letzten Septembertwoch eine kleine Sonne. Der Hof, mit Knochensteinen gepflastert, lag schon ganz im Schatten. Von oben hatte man hinter den Gardinen bei Stephans und Malins Einzug zugesehen; einem Einzug, der schnell erledigt gewesen war, weil sie nur wenig Gepäck dabei hatten: die Reisetasche, einen Kasten Mineralwasser und einen Karton mit ein paar Lebensmitteln. Für welche, die hier wochenlang bleiben wollten, war das sehr spärlich. Sie hatten Frau Rank bei der Erstbegegnung gesagt, dass sie hier ein Haus suchen würden, weil sie aus der Großstadt fort und in Stephans Heimat ziehen wollten; hatten gesagt, dass sie sich dazu die nötige Zeit nehmen wollten und ein festes Quartier, auch wenn sie nicht immer hier sein würden; hatten so manches gesagt. Vermutlich wirkten sie

verdächtig. Frau Rank jedenfalls hatte nur einen Monat, nur den Oktober, ohne Verlängerungsoption an sie vermietet, so als könne man damit sein rechtschaffenes Bürgerinnensein bewahren: Es wäre ja nur für einen Monat – und was weiß man schon von den Menschen.

Viel war es schon für Frau Rank, dass sie den Schlüssel bereits heute, am 29., anstatt erst in zwei Tagen an dieses dubiose Pärchen zu übergeben bereit gewesen war. Auch jetzt, das sah ich vom dunklen Hof aus, schwelte dort im Obergeschoss ein Habtacht, das die Stores zu verkokeln drohte.

Da das Haus direkt am Dorfrand stand, lief ich die paar Schritte auf dem Bürgersteig vor zum Feldweg, der neben dem Gebäude auf die Äcker führte, die nun abgeerntet waren. Der Weg sah etwas wüst aus, verklumpt von schwerer, dunkler Erde und immer wieder auch von gelben Lehmbatzen. Weiter hinten ging der Asphalt erst in Schotter, dann in steinharten Sand über, zwei tiefe Furchen darin zeugten von den Traktoren und auch von den Sommergewittern, die nun lange zurücklagen. – Ich konnte sie ja verstehen, ihre angstbesetzte Wachsamkeit, mit der sie aus den engmaschigen Gardinen in den Hof starrten dort im obersten Stock auf jenes seltsame Pärchen: Es brachte ja den Terror in ihr Haus, nur wussten sie nichts davon, spürten aber alles. Dieses Pärchen würde Schrecken ohne Wort, fast ohne Laut – wenn ich von Stephans Stöhnen absah – und ohne jeden Sinn in ihr Haus bringen. Während ich jenen Feldweg entlangspazierte, auf den sich die heute fast schon winterliche Sonne sehr kleinlich nur herabbequemte, begriff ich einmal mehr durch das Zucken jener Stores im Obergeschoß, in dem alle Ahnung lag und alles Verleugnen, dass meine Kollegen und ich oft als der blanke Terror erscheinen müssen.

– Mit Mitte Vierzig! Mit Fünfzehn! Mit Drei! –

– Zerquetscht! Erstickt! Verblutet! –

Und selbst das bleibt meistens in den Maschen der Gardinen hängen, bleibt hinterm Vorhang. Und wenn der sich doch ein wenig öffnet, sehen alle weg. Nur wir, wir sehen hin. Wenn wir angeblickt werden, sehen wir hin. Jeder blickt uns irgendwann an, auch mit blinden Augen, auch aus leeren Augenhöhlen. Jeder geht durch unseren Blick. – Andernfalls, ja: *Dann*, dann wäre Terror.

Ich sah jetzt von jenem Feldweg aus, der hinter der Unterkunft von Stephan und Malin entlang führte, einen wunderschönen Sonnenuntergang auf den Elefantenbuckeln vom Pälzer Wald, über die sie früher so oft gewandert waren, drehte mich um und ging zurück zu unserem neuen Quartier.

Darin hatte es verkohlt gerochen nicht nur, weil auf der DVD der Johnsonschen „Jahrestage“, die Stephan bestellt hatte, da Malin den Roman immer noch nicht kannte, Gesines Mutter sich gerade verbrannt hatte, sondern auch, weil er an dieser Stelle die DVD hatte stoppen müssen und der Player nicht der Beste war. Malin hatte soeben gesagt: „Unser Tod wird schöner sein. Wann fahren wir ans Meer?“

Stephan aber wollte den Film sehen. Kein Wort ergab noch ein anderes.

Irgendwann waren sie bei „dein“ und „mein“, und das dann in immer hastigerem Wechsel. Fast wäre mir ein wenig flau geworden.

Doch sie sahen die Folge dann zu Ende und sogar noch die nächste. Zuvor drückte Stephan die Pausentaste noch ein weiteres Mal. Er sagte den Dreiwortsatz. Und zwei ihrer Hände spielten danach bis zum Ende der Episode das Jackentaschenspiel, obwohl sie natürlich keine Jacken trugen in jenem fremden Wohnzimmer nebeneinander auf der senfgelben Couchgarnitur. In Malins Mundwinkel aber hing, wenn Stephan sie nicht ansah, etwas, das nicht mehr aus einem Bleigewicht bestehen konnte.

Vielleicht war Malin deshalb so schwer gewesen.

Stephan hatte sie auf jene unbequeme Couch legen wollen. Doch er hatte sie nicht mehr anheben können. Er konnte nur noch die Feuerwehr rufen. Mein Kollege, der für Malin zuständig ist, stand neben uns. Er stand dort ähnlich gerade wie die Flasche Winzersekt, die zu zwei Dritteln von Malin geleert worden war, heute, da beide sie doch schon vor zehn Tagen gekauft hatten für ihren Hochzeitstag vor einer Woche. Der aber war in Schmerz und Angst und Stille – sah man von jenem blutigen kleinen

Stöhnen ab – verstrichen. Und nun ließ sich Malin nicht mehr heben, von Stephan. Die leeren Tablettenblister aber waren federleicht.

Die „Jahrestage“-DVD hatte Malin irgendwann gestoppt. Bald zuckte das Blaulicht des Rettungswagens über das eingefrorene Bild, denn die Feuerwehr war rasch gekommen. Stephan fuhr mit. Wurde vor die Tür der Notaufnahme geschickt. Hörte Malins Würgen, ihre erdrosselte Wut, am Ende ihren ruhigen Atem. Und durfte – zwar nicht im gleichen Zimmer wie sie, denn dort lag ein weiterer Überwachungspatient – immerhin in einem Bett in ihrer Nähe übernachten. Dass man ihr Windeln angezogen hatte wegen der Kohletabletten, das sah er, wie sie auch, erst am nächsten Morgen.

Ich blieb in der Tür stehen. Stephan ging weiter und setzte sich auf das Bett, auf dem Malin saß, wieder ganz klar. Sie machte Anstalten, sich anzuziehen, und ich zog es vor, schon einmal unten im Foyer des Krankenhauses auf die beiden zu warten. Als sie nach einiger Zeit und dem in solchen Fällen üblichen Zwangsbesuch bei einem konsiliarisch für das Krankenhaus tätigen Psychiater dort eintrafen, setzten sie sich auf eine Bank.

Ich betrachtete es als Glücksfall, dass das Taxi auf sich warten ließ, denn binnen kurzem waren sie tatsächlich in ein Gespräch vertieft.

„Ich bin so blöd. Ich habe vergessen, Schuhe für Dich mitzunehmen. Du hast immer alles für mich dabei, und ich, ich bin jetzt so blöd. – Zumal ich Dich noch nicht einmal mehr tragen kann, Malin. Ich habe es gestern Nacht gemerkt: ich bin zu schwach dafür geworden. Keine Schuhe, keine Kraft ...“

„Stephan, ich hab’ mein Wort gebrochen. Ich habe Dich im Stich gelassen. Ich wollte allein ans Meer. Da hätte ich keine Schuhe gebraucht. Und erst recht nicht Deine Arme. – Ich hab’ mein Wort gebrochen. Ich habe Dich im Stich gelassen.“

Was ist das hier? Dieses Paar hier? Wer sind wir?

Glaubst Du, wir kriegen das nochmal hin?“

– „Taxi für Trauth?!“ –

„Ja!“, sagte Stephan.

Vertieft in ein Gespräch war er ein paar Tage zuvor mit seinem Bruder David ebenfalls gewesen. Nachmittags hatte er plötzlich zu Malin gesagt: „Es ist alles schwarz in meinem Kopf. Meine Psyche, ich komm’ da nicht mehr raus. Wenn jetzt auch noch mein Kopf anfängt zu spinnen –“.

Malin hatte dann dafür gesorgt, dass sie am Abend bei David, Anna und den Kindern waren. Auch die Eltern kamen. Stephan lag lange allein im Wohnzimmer auf der Couch, eingewickelt in eine alte Decke, unter der er früher oft geschlafen hatte, wenn er bei seinem Bruder übernachtete. Ab und an hatte Malin von der Tür aus um die Ecke zu ihm geschaut. Irgendwann kam er in die Küche, setzte sich an den Tisch und sah David bei den letzten Kochhandgriffen zu, während die anderen im Esszimmer den Tisch deckten. David sagte: „Ruf’ einen Psychotherapeuten an! Mach’ einen Termin aus! Stephan, alles sonst sieht so gut aus, sofern sich das »sehen« lässt! Du weißt auch: Es müsste Dir eigentlich viel schlechter gehen, physisch. Allein der fehlende Aszites jetzt – Du weißt, dass ich gegenüber dem DeWo äußerst skeptisch bin. Aber, verdammt, es sieht alles so gut aus! Ruf’ einen Psychotherapeuten an, einen Psychoonkologen, irgendsowas, bitte!“ Stephan grinste. Er erzählte David, dass er in Berlin bereits mehrere Termine bei einer Psychotherapeutin wahrgenommen hatte. David war so überrascht wie ich.

Zehn-, zwölfmal sei er wohl dort gewesen, oft hätte er die Stunden ausfallen lassen müssen – wegen der Schmerzen oder weil wieder irgendeine Fastkatastrophe angestanden hatte. Jene Frau, eine Analytikerin, habe das klaglos mitgemacht. Eine sehr interessante Person. Eine sehr interessante Erfahrung. Jetzt habe er ab und an mit ihr telefoniert, immer nur kurz, sozusagen ein blankes Lebenszeichen, und nun auch das schon lange nicht mehr. Gern würde er noch einmal zu ihr gehen, gerade jetzt. Aber jetzt seien sie ja hier. Und die Aussichten, dass er hier und jetzt bei jemand anderem einen Termin erhalte, die seien sehr gering, nicht nur, weil die Plätze äußerst rar seien, sondern schlicht, wenn er erzählen würde, worum es ginge. „David, ich bin offiziell eigentlich tot. Das weiß auch und gerade ein Therapeut, der ein wenig psychoonkologische Ahnung hat.“

„Aber jene Analytikerin in Berlin, die hat Dich doch auch genommen.“

„Damals hatte ich nur den Darmkrebs – und die Chemo fast schon hinter mir.“

„Aber sie würde Dich jetzt auch –, weiter-, weiterbehandeln, wenn Du da wärst. Mach’ doch hier wenigstens einen Versuch.“

„Ich bin müde, David.“

Während des Essens war Stephan allerdings sehr munter. Er aß gut. Es schmeckte köstlich. Irgendwann inmitten dieser familiären Normalität, die ich mindestens genauso bemerkenswert fand wie die Tatsache, dass Stephan sie genoss – rundum und fraglos genoss und sogar selbst beförderte durch eigene Beiträge zu jenen kleinen Ritualen, die sich in Familien, unter alten Freunden und zwischen langjährig Liebenden ausbilden –, irgendwann inmitten all der Vertraulichkeiten und Vertrautheit, die anzuhören unsereinem nicht zusteht, begann sich dann wieder ein Schmerz durch Stephans Gedärm zu fräsen, und ich vermochte endlich, mich loszureißen.

Denn hierher – in diese fein gewebten Tuche aus Zärtlichkeit, Sorge, Wärme, Vergangenheit und vor allem aus gerade in diesem Moment bedingungsloser Gegenwart: hier gehörte ich wirklich nicht hin. Ich schämte mich dafür, so lange dageblieben zu sein.

Für den Fall, dass der Klient so viel Zeit hat, ist es uns ab einem gewissen, gleichwohl unmerklichen Zeitpunkt unmöglich, rechtzeitig zu wissen, wann wir uns zurückziehen haben. Denn ab diesem uns nicht bewussten und auch nachträglich nicht exakt bestimmbareren Zeitpunkt ist in uns das sichere Wissen vorhanden, dass unsere Präsenz bald erforderlich sein wird, dass sie nun jederzeit die Not wenden können muss, jederzeit. Dadurch aber übersehen wir manchmal die Schilder, die Schranken und übertreten die Grenzen. Das passiert zwar nur sehr selten und wenn, dann auch immer nur für einen ganz kurzen Moment – und natürlich ist es in diesem Moment noch nie dazu gekommen, dass einer von uns seinen Blick eigenmächtig gehoben oder gerade *nicht* gehoben hätte. Doch es passiert, und wer diesen Moment

kennengelernt hat, fürchtet ihn. Denn plötzlich findet man sich auf der anderen Seite wieder. Und dann sehen wir, was aufzugeben ist – mit unseren eigenen Augen.

Im Grunde genommen hätte ich schon längst einmal wieder zur Zentrale zurückkehren müssen. Abstand gewinnen. Wieder auf der sicheren Seite stehen.

Ich wollte nicht.

Ich wollte auch nicht aus diesem Haus fort, in dem Stephan und Malin mit David und Anna, den Kindern und den Eltern am Eßtisch saßen und Lammfilets und Rosmarinkartoffeln und ein bisschen Schweinelendchen und Feldsalat verzehrten und dabei immer wieder auch den Löffel in das Schälchen mit der Buchstabensuppe ihrer gemeinsamen oder miteinander geteilten Geschichten tauchten, das neben eines jeden Teller stand und weder kalt wurde noch leer. Ich wollte nicht. Ich wollte dort bleiben, auf der anderen Seite. Und ich wollte nicht, dass Stephan an diesem Abend, in diesem Moment erneut jene Schmerzen erlitt, die gerade wieder ihre Fräsarbeit begannen.

Statt zu bleiben aber setzte ich mich dann irgendwann etwas beschämt über mein Wollen, meine Indiskretion in den Hof vor das Wohnzimmer unseres improvisierten Domizils und folgte dem über die grauen Knochensteine wandernden Mondlicht, das auch über dieses kleine, glatte Straßenpflaster in der Baixa huscht, über diese wie weißer Marmor strahlenden Pflastersteinchen, die zum Teil von dunkleren Steinen in Mustern angeordnet sind zu Sternen, Rädern, Blüten, Kerzen, Kronen, Knoten. Wieder und wieder klappern Stephans Lederabsätze über diese Pflastersteine, als werfe jemand Würfel, und er muss aufpassen, nicht auszurutschen, zumal jetzt, in den frühen Morgenstunden, ein dünner Nässefilm auf diesem Gletscher glänzt, der unter dem Vollmondlicht in den Tejo mündet. Lange hat Stephan dort gestanden, auf jener zum Fluss herab terrassierten Fläche, vor der sich die beiden Säulen im Wasser erheben, das tagsüber hier in seiner Breite und dem Mówengeschrei schon den Atlantik ahnen läßt. Er ist unendlich müde und sehr aufgedreht. Morgen, nachher, wird er die Ladung aufnehmen und dann mit dem LKW nach Hause fahren, wird wieder zwei Tage unterwegs sein. Dass er in Lissabon einen Tage Pause hat machen können, ist

ein Glücksfall gewesen – für ihn, denn der Chef hat gestern am Telefon darüber geflucht, dass er selbst sich mit den Daten so geirrt hat. Doch solche weiten Touren kommen nicht allzu häufig vor, da fehlt die Routine. Entsprechend hat Stephan, der in den Semesterferien jetzt wieder aushilft, auch betteln müssen: Einmal eine solche Fahrt! Er hat sie und nun noch einen ganzen Tag in Lissabon geschenkt bekommen. Hat sich heute Morgen, nachdem er aus der Fahrerkabine geklettert, zur Vorortbahn gelaufen und mit dem Zug zum Rossio gefahren ist, schwarze Lederschuhe gekauft, solche, wie er sie schon lange haben will, obwohl dafür fast der halbe Verdienst von der Tour draufgegangen ist. Und dann hat Stephan den ganzen klarsonnigen Oktobertag auf den Straßen dieser leise träumenden Stadt verbracht, die er so lange schon einmal hat sehen wollen, spätestens seit dem „Buch der Unruhe“, das er ein paar Jahre nach dieser Nacht Malin als eines der ersten von den vielen Büchern schenken wird. Jetzt, auf dem Rückweg zum Rossio, von dem er noch nicht sicher ist, ob es wirklich ein Rückweg werden wird; jetzt, noch im Dunkeln, durch das aber bereits dort vorn, wo die Stadt in den Strom übergeht, der nächste Tag sich aus dem letzten Traum der Nacht herauszublinzeln beginnt – jetzt würfelt Stephan sich über diese mondmilchglänzende Gletscherzunge, auf der die schwarzen Pflastersteine wie Geschmacksknospen sitzen. Er fasst sich dann und wann an die Brust, ganz sachlich, prüft, ob das Herz weiterhin schlägt, oder ob es bereits denkt, und springt oft, anstatt zu laufen. Augen gibt es bei diesen Würfeln nur null oder eins: Er ist allein, nur kann er sich nicht entscheiden, ob er das künftig mit sich sein möchte oder ohne. Eins oder Null. – Also alles andere als Pessoas von Kleinbildkameras umlagerte Bronzestatue, an der er heute Morgen vorbeigekommen ist. Sie ist ihm peinlich gewesen. Warum hat der Bildhauer nicht wenigstens Pessoas Kopf aufgefächert wie schon Arcimboldo den seines Büchermenschen? Eine Bica im Café dahinter hat er sich trotzdem genehmigt, am Tresen im Stehen, und mit dem einen der beiden Füße in den neuen schwarzen Schuhen auf der umlaufenden Messingstange gewippt.

Jetzt würfelt Stephan: Eins oder Null. Mir hat die Zentrale Bescheid gegeben, als er noch dort unten gestanden hat, wo die Grenze zwischen Stadt und Strom auf der terrassierten Fläche unfasslich ist. Es hat mich überrascht, als er vorsichtig rückwärts gegangen ist, noch mehr, dass er sich dann umgedreht hat, fort vom Fluss, der hier

fast schon das Meer ist. Seither begleite ich – immer ein paar Meter voraus – seine Würfe, seine Sprünge, seinen Weg den Gletscher wieder hinauf, von dem Stephan im Moment noch nicht weiß, ob er ihn nicht doch abbrechen wird. Noch immer gilt: Eins oder Null.

Die Schuhe aber, sie drücken nicht, sie haben es den ganzen Tag nicht getan. Stephan ist jetzt stehengeblieben, im Mondlicht, schräg hinter sich ein kleines Rosé, das seine Silhouette in der Ferne umzwitschert und dann doch noch einmal fortflattert. Er jedoch blickt nach unten: Die Schuhe passen – schon den ganzen Tag und die ganze Nacht. An beiden Füßen.

Ein Einser-Pasch.

Stephan ist mit beiden Füßen auf schwarzen Steinen gelandet, die hier eine Möbius-schleife ins weiße Pflaster binden. Die Luft schmeckt plötzlich nach Salz. Auch ein bisschen Pfeffer liegt ihm jählings auf der Zunge.

Das ergibt eine neue Zahl.

Während Stephan weiter bergauf gen Bahnhof läuft, um mit einem der ersten Züge in den Vorort zu fahren, in dem er den LKW abgestellt hat, schlendere ich noch einmal herab zum Fluß. Als ich dort ankomme, ist aus dem kleinen rosa Zwitschern linkerhand eine Flamingokolonie geworden.

Dass ich dann, nach langer Zeit, wieder einmal sehen darf, wie sich aus ihr der Drache des Tages erhebt und seine Klauen in die Wolken schlägt, um aus ihnen Glück, Hagel und Ledersohlen, Schnürsenkel, Keilriemen, Salz, Pfeffer, Nullen, Einsen und auch höhere Mathematik regnen zu lassen – dafür war ich Stephan damals sehr dankbar.

Die jetzt vor uns liegende Nacht teilte mit jener am Tejo nicht nur das Mondlicht, sondern auch den Gedanken an die Null, der wieder zu zählen begonnen hatte, seitdem Stephan bewusst geworden war, dass er Malin nicht mehr heben, tragen, halten

konnte. Erst war es ein Zischen gewesen, ein scharf lispendes Wispern, das ihm zuflüsterte, es sei nur eine Einbildung: alles, immer – wie sonst hätte Malin ohne ihn ans Meer wollen können. Alles nur Lüge und Trug, jede Minute, auch schon vor ihr, jede Minute 60 Täuschungssekunden, er eine einzige Täuschung – Enttäuschung ja ohnehin –, er: nur eine Lüge, eine blanke, hässliche Lüge. Aus diesem Gezischel war dann etwas Diffuseres geworden: ein Dunkel, ein Tiefdruck, eine leere Fläche. Das war nun in seinem Kopf: ein Vakuum, ein hohler Ton, eine stumme Schwärze, die sich auch in seinen Magen gesenkt hatte, der kaum noch etwas bei sich behielt. Das Essen sah genauso grau aus wie die Sonne, die in diesen Tagen offenbar Anstalten machte, sich in den Winterschlaf zu verabschieden, oder wie jetzt manchmal sogar Malins Gesicht, das ihrem Haar zuvorzukommen schien. Er fragte sich immer häufiger, wenn die Schmerzen ihm dazu die Zeit ließen, die immer unberechenbarer wurden und nunmehr auch oft durch seinen Rücken schossen, durchs Herz und durchs Hirn – er fragte sich, wie er das je tragen könne: die Schuld an diesem Gesicht und daran, dass seine Krankheit alle Farben aus der Welt gesogen hatte, an diesem lichtlosen Schiefergrau, das zu ihrer Welt geworden war. Eine graue Welt aus harten, scharfkantigen Splintern, an der sie festgenagelt waren und die sich in Malins Augen spiegelte, deren Farbe nun meist exakt diesem Splitterton entsprach und in Stephan manchmal die Empfindung auslöste, die ein Stück Kreide in einigen hervorruft, wenn es schief über die Tafel gezogen wird.

„Ich möchte mich in die Psychiatrie einweisen lassen. Wenn der DeWo in seinen Urlaub geht. Die zwei Wochen dürften reichen, um mich psychisch wieder ein bisschen auf Vordermann zu bringen. Ich bin mir sicher, auch die Appetitlosigkeit hat damit zu tun. Es ist jetzt vor allem der Kopf, nicht mehr so sehr der Crohn. So jedenfalls operieren die mich nie ... David hat mir vom Schmerzgedächtnis erzählt, er hält es für nicht ganz ausgeschlossen, dass ein Großteil der Schmerzproblematik psychosomatisch sein könnte, zumal auch alles sonst so gut aussieht: Allein, dass ich immer noch kein Fitzelchen Aszites mehr zu haben scheine – für ihn ist das mehr als erstaunlich. Er hat mich auf meine Schonhaltung hingewiesen, die Verkrampfung. Und

auf diesen Kaninchenblick. Ich werde nächste Woche versuchen, mit der Psychiatrie hier zu telefonieren.“

Ich weiß nicht, was seine Frau dachte. Ihr Blick war von einem dicken Kreidestrich durchgestrichen worden. Die Luft klirrte noch nach.

„Du meinst, das bringt uns nur wieder in Teufels Küche ... bei DER Diagnose ... Aber ich komm' da so nicht mehr raus, Malin. Wir kommen da so nicht mehr raus.“

Nun begriff ich, dass ich mich getäuscht hatte: Plötzlich leuchtete wieder Mondlicht das Zimmer aus, benetzte milchweiß noch den letzten Winkel, tänzelte fast wie Sonnenglast über Stephans Haut. Er sah genau in Malins Augen. In diesem Grau aller Meere kehrte die Welt zurück und färbte sich allmählich wieder ein.

Die Schiefersplitter jedoch fielen über die kommende Woche, stachen in die Minuten, zerkratzten fast jeden Moment und legten sich dann bleischwer gleichermaßen auf Tag und Nacht. In diesem steingewordenen Zeitmeer gab es: Schmerzen, Durchfall, einen abgebrochenen Zahn, den ersten Besuch beim DeWo, den Stephan allein absolvierte, wie auch den ersten Abend bei den Eltern ohne Malin, und das Gespräch mit der Psychiatrie, die sich für nicht zuständig erklärte bei DER Diagnose.

Der Zahn wenigstens war geflickt worden.

Am nächsten Montag bat Stephan Malin zunächst darum, mitzukommen, wenn er duschte, sich vor die Kabine zu stellen und aufzupassen, dass er nicht stürzte. Als er fertig war, musste er sich aufs Clobecken setzen, das direkt vor der Dusche stand, tropfnass. Malin legte das Handtuch um ihn und ihre Arme ums Handtuch. Sie begann, eine Melodie zu summen, doch das merkte nur Stephan.

„Jetzt kommst Du so zu einem Kind.“

Ich wäre so gern gegangen. Aber ich stand bei ihnen auf dieser planen Fläche aus Schiefersplittern, und ihnen bluteten Füße, Knie, Hände und Stirnen.

Dann, als er wieder im Bett lag, bat Stephan Malin darum, ihm die Schlaftabletten zu geben, alle.

Ich straffte mich. Doch Malin weigerte sich. Statt dessen gab sie Stephan eine verblüffend große Portion Wut, erst ihre eigene, dann seine: Wochenlang das Meer gemieden, verdrängt, verleugnet, und jetzt das: Allein sich davon schleichen wollen. – Ohne sie! Wie sie!

Irgendwann sagte er ins Bettzeug: „Du bist genauso ein egoistisches Arschloch wie Deine Mutter und Dein Bruder ...“

Für einen Moment dachte ich angesichts der dickflüssigen Konsistenz, die die Luft plötzlich hatte, dass Malin nun gleich die Tabletten holen würde. Doch dann bemerkte ich, dass der für sie zuständige Kollege nicht kam. Ich richtete also meine Augen so vorsichtig wie immer in diesen Fällen, halb unter den Lidern weggebogen, auf Stephan.

Der sah ihre gemeinsame Zeit. – Nicht als den berühmten „Film“, der wirklich ein Hollywoodmythos ist, wenngleich ein sehr wirkmächtiger, hat er doch seit seiner Erfindung unzählige Male letzten Bildern Gestalt verliehen und wird das weiterhin tun. – Nein: Vielmehr als strahlend orangefarbene Papyrusrolle, auf der viele ausfaltbare Blätter klebten, die kurz aufpoppten, und auf denen sich weitere angeklebte oder festgeklemmte Seiten befanden, aus denen ihrerseits weitere Zettel ausklappten, um sich dann sofort wieder einzufalten, weil die Papyrusrolle an ihrem anderen Ende sich rasend schnell wieder einrollte. Dieses Ab- und gleich wieder erfolgende Aufwickeln der Rolle, aus der ständig neue Dokumente – Schriftstücke, Gelächter, Bilder, Moose, Rabenfedern, Farbkleckse, Quittungen, Kiesel, Flechten, Salzränder, Unterschriften, Krähengeschrei, Pfefferschärfe und vieles andere mehr – herausploppten, ging irrsinnig rasch und beschleunigte sich zunehmend, so dass Stephan irgendwann nur noch eine Wolke aus Dämmerung sah. – Nach der Rot-Intensität und Wärme des Orange zu schließen offensichtlich Abendlicht, ohne jeden Blaustich allerdings, der ein Oben oder auch nur einen Rand angedeutet hätte, und ohne jeden Horizont. Auch für Grün war dort kein Platz.

Dann drehte er sich um.

Ich musste annehmen, dass Malin nun doch die Tabletten holen ginge. Aber wieder täuschte ich mich. Sie rief Anna an, wollte, dass Stephan mit ihr sprach, und versuchte zuvor, der Schwägerin die Situation zu erklären, was natürlich scheiterte. Stephan jedoch redete mit Anna, zwar nur kurz, aber er redete.

Als er aufgelegt hatte, rief er Malin wieder ins Zimmer. Er legte seine Hand auf ihr Kopfkissen und klopfte sachte darauf. Sie legte sich neben ihn ins Bett. Dann fielen sie sich gegenseitig ins Wort. Das war schon lange nicht mehr passiert und ich beschloss, noch einmal auf jenem Feldweg gleich hinterm Haus spazieren zu gehen. Denn bald würden wir das Quartier wechseln müssen. Als ich wiederkam, hörte ich noch, wie Stephan sagte: „Ja. Das geht noch. Das schaffen wir auch noch. Und: Nein, Du bist kein egoistisches Arschloch – wenn, dann sind wir das beide.“

Er war in einen unruhigen Schlaf gefallen. Da rief Anna noch einmal an. Sie erzählte etwas atemlos von einem ihr über zwei Ecken bekannten Arzt, einem Internisten, der gleichzeitig eine psychotherapeutische Ausbildung hatte. Mit ihm hatte sie soeben gesprochen und für Stephan gleich morgen einen Termin vereinbart. Er hatte gesagt, dass er nötigenfalls auch eine Einweisung in jede Art von Akut-Krankenhaus vornehmen könne, und die psychiatrische Klinik zähle durchaus dazu.

Außerdem komme sie heute Abend vorbei, um sie abzuholen: David wollte Stephans Bauch wieder ansehen. Da davon auszugehen sei, dass sich darin seit dem letzten Ultraschall wieder nichts verändert habe, könne das vielleicht ein wenig zur allgemeinen Entspannung beitragen. „Jaja, gut, dann halt etwas früher; ich bringe Stephan und Dich dann noch rechtzeitig zum DeWo.“

Der war heute das letzte Mal vor seinem Urlaub in der Praxis.

Wieder blieb ich vor der Tür. Doch Stephans Gesicht wirkte – wie schon nach dem Ultraschall, bei dem David nichts Ungewöhnliches hatte sehen können, vor allem weiterhin keinen neuen Aszites – tatsächlich etwas entspannt. Er verabschiedete sich vom DeWo fast gelöst: „Schönen Urlaub, wir sehen uns in gut zwei Wochen!“

„Bub, bis dahin hast Du zwei Kilo mehr auf den Rippen, und denk’ dran: Notfalls hast Du meine Handynummer – aber wehe: mach’ ja keinen Notfall!“ Der DeWo strubbelte Stephan durch die Haare, die schütter zu werden begannen, obwohl er schon lange nicht mehr die Drahtbürste, sondern einen Kamm benutzte. Der war so blau wie der Elektras, von dem Malin damals auf der Treppe des Palasts eine Scherbe mitgenommen hatte, die seither vielleicht – aber es ist nicht an mir, Spekulationen anzustellen. Ausgedünnt war nun also doch Stephans Haar, so wie jetzt alles abzunehmen, zu schwinden, zu diffundieren begonnen hatte.

Das aufzuhalten, sollte jener neue Arzt helfen, den Anna aufgetan hatte. Sie, die den Fahrdienst übernommen hatte, blieb im Wartezimmer, ich indes konnte diesmal mit hinein.

Ein Mann, deutlich kleiner als Stephan, doch nur unwesentlich älter, mit Bambi-Händedruck und sehr viel Geduld in den Augen, stand hinter seinem Schreibtisch auf, den weißen Kittel offen über einem Wollpullover und einem kleinen, runden, straffen Bauch, lief um seinen Tisch herum und begrüßte Stephan und Malin. Er hörte lange zu. Noch mehr Zeit nahm er sich dann in einem anderen Raum für den Ultraschall, nachdem er Stephan dort zunächst und trotz der etwas versackten Adern problemlos Blut abgenommen hatte. Er kommentierte den Schall nicht sonderlich, entdeckte jenes unklare Gebilde unten links, das sich größtmäßig nicht verändert zu haben schien, das er aber auch nicht näher, jedenfalls weder als Abszess, noch als Hämatom, noch als infiltrierenden Tumor zu identifizieren vermochte; entdeckte im Bereich der ursprünglichen Operation Gewebeveränderungen – vermutlich die Verwachsungen; fand ebenfalls keinen Aszites; und sagte über all das nur, was er auf dem schiefergrau verwaschenen Bildschirm sah, was also vielleicht in Stephans Bauch sein mochte. Wesentlicher erschien ihm nämlich, dass Stephan so bald wie möglich in ein Allgemeinkrankenhaus käme, um dort durch Infusionen wieder an Gewicht zuzulegen. Das könne durch eine Therapie mit Antidepressiva unterstützt werden, doch es sei die Vorbedingung für alles andere, „alles!“: Für die Ausweidung, aber auch für so etwas wie eine psychotherapeutische Begleitung, wenn Stephan sich dafür entscheide, den Weg mit dem DeWo weiterzugehen. Beides hielt der Arzt für vollkommen akzeptabel. Aber für beides sei Stephan – warum auch immer er jetzt

diese Essstörung entwickelt habe – zu schwach. Außerdem müsse unbedingt eine gescheite Schmerztherapie gefunden werden, auch das ginge im Krankenhaus deutlich besser als zu Hause.

Stephan schnaubte leicht: „Zu Hause!“ Auf den fragenden Blick des Arztes, der sein Kinn im Rollkragen verborgen hatte, antwortete er: „Wir kampieren seit genau zehn Wochen in verschiedenen Kliniken, Krankenhäusern und immer wieder in unterschiedlichen Ferienwohnungen. Aber egal. Wenn’s der Wahrheitsfindung dient!“ Obwohl er leise gesprochen und gelächelt hatte, war er nun heiser. Der Arzt nickte und grinste. Stephan nickte anerkennend zurück.

„Sofern Ihnen meine Grundidee zusagt, könnten wir vielleicht beide noch einen Tag darüber nachdenken, in welcher Art von Klinik Sie nun besser aufgehoben sind, ob in einem Allgemeinkrankenhaus oder in einem psychiatrischen.“ Als Stephan darauf hinwies, dass man ihn in letzterem kaum nehmen werde, winkte der Arzt ab: „Machen Sie sich darüber keine Sorgen! Wir sehen uns dann Donnerstag Mittag.“ Malin fragte beim Verabschieden noch kurz nach Zäpfchen gegen die Übelkeit. Damit könnten sie nichts falsch, hieß es, bereits in der Türzarge.

Anna, die sie „nach Hause“ brachte, hatte gelacht, als sie im Auto von dem Krankenhaus-Plan erfuhr: Falls Stephan in das Allgemeinkrankenhaus ginge, läge er nur 30 Meter von ihrem Küchenfenster entfernt. Dann würde sie ihm immer ein leckeres Mittagessen bringen, und abends käme David und zwischendurch mal die Kinder.

„Ja, und alle mit lecker Essen – Anna, sag mal, geht’s noch?! Mir ist seit Wochen nur noch kotzübel, das wird durch gutes Essen auch nicht besser! Was denkst Du, was Malin schon die ganze Zeit versucht?“ Wieder diese atemlose Heiserkeit nach anderthalb Sätzen.

Malin stieg an der Apotheke aus, um die Zäpfchen zu kaufen, und lief die paar Schritte zu unserem neuen Domizil, in dem Anna, die so schnell nichts krumm nahm, noch dabei war, sich zu verabschieden. Ob sie nicht heute Abend doch wieder rüberkommen wollten, das sei doch auch letztens so schön gewesen; nein, nein, nicht wegen des Essens, das würde ja bald ohnehin wieder besser werden – einfach so. Stephan war schon fast eingeschlafen und murmelte ein halbherziges „Mal sehen,

melden uns“. Malin zuckte nur die Schultern und brachte die Schwägerin zu Tür: „Ja, dieser Arzt scheint wirklich noch mal richtig prima zu sein: Dramatisiert nichts, beschönigt nichts und hat nicht für alles gleich eine Schublade parat, danke nochmal!“

Nach ein oder zwei Stunden wurde Stephan wach. Er verlangte eins der Zäpfchen. „Schon lustig: Als Kind, bei all den Autofahrten, habe ich sowas nie gebraucht, und jetzt, wo ich nur rumliege, krieg’ ich Zäpfchen gegen Reiseübelkeit!“

„Hoffentlich tu’ ich Dir nicht weh, ich habe noch nie ein Zäpfchen eingeführt, auch mir selber nicht.“

„Ich melde mich dann schon. – Tut mir leid, dass Du auch das jetzt noch machen musst, aber ich kann mich so schlecht zurecht-drehen.“

Der Dreiwortsatz stand zweistimmig in der Luft.

Zwei Minuten später musste Stephan auf die Toilette. Das Zäpfchen lag in der Schüssel. Sie unternahmen einen zweiten Versuch. Diesmal dauerte es ein wenig länger. Und diesmal lag dann nicht nur das Zäpfchen in der Closschüssel: Es schwamm auf einem See aus hellrotem Blut. Stephan hatte Malin gerufen, weil er das nicht allein ansehen konnte. Sobald sie nebeneinander standen und herabstarrten, begann der Mechanismus des Beschwichtigens, beide schnarrten die entsprechenden Formeln, erst recht, nachdem endlich die Blutung nachgelassen und dann irgendwann ganz gestoppt hatte.

Vögel näherten sich: Eine Ente, zwei Raben, und nun ballte der aufkommende Herbststurm ganze Scharen von Krähen, die zu ihren Schlafplätzen auf dem Baum beim Trimm-dich-Pfad unterwegs waren, in der Luft. Sie krächzten ebenso mechanisch noch lange das, was sich mir immer als heiseres Weh darbot. Dabei waren sie vermutlich glücklicher als wir alle hier.

Am nächsten Morgen setzte die Blutung wieder ein, aber nur ein bisschen, fast gar nicht, vollkommen zu vernachlässigen, wirklich nicht der Rede wert. Stephan sagte

die Krankengymnastik ab, die ihm David vor kurzem gegen die Schonhaltung verschrieben hatte. Malin ging auf dem Trimm-dich-Pfad am Dorfrand rennen. Stephan telefonierte nach langer Zeit mit zwei Freunden in Berlin, wenn auch nur kurz, da er erneut schnell heiser war. Malin schrieb an ein paar Freunde eine Mail, wie seit langem eine Rundmail, weil eine einzelne wohl niemandem mehr zuzumuten gewesen wäre.

Wörter fanden die beiden aber immerhin, jedenfalls für Dritte. Ich hätte wieder etwas zu lernen gehabt, aber ich sah lieber dem Krähenflug zu. Der angekündigte Herbststurm war nach Norden abgebogen, und so tummelten sich jetzt in der schon wieder beginnenden Abenddämmerung Hunderte von Vögeln nach eigenem Gutdünken oder auch nach ihren geheimen genetischen Flugplänen in der Luft, sausten in Gruppen den Himmel hinauf und warfen sich als blassschwarze Schriftzeichen wieder hinab in die Luft, wo sie sich auflösten wie Rauch, um sogleich eine weitere vergängliche Kalligraphie auf die Sonne zu tuschen, die jetzt, fast auf dem Horizont, endlich sichtbar wurde.

Zu essen gab es heute nichts – was aber nicht bedeutet, dass Malin es nicht versucht hätte.

Am nächsten Morgen kamen die Eltern mit frischen Croissants. Die hatte Stephan früher immer gemocht. Er mochte sie auch jetzt noch, aber seine Nase und sein Magen nicht. Vom Blut sagten die beiden nichts. Es war ja noch einmal deutlich besser geworden seit gestern, und außerdem hatten sie nachher ohnehin den Termin bei diesem neuen Internisten. Stephan bat Malin nochmals darum, vor der Dusche stehen zu bleiben, diesmal mit leicht geöffneter Duschtür. Beide waren hinterher nass. Noch unter dem Handtuch verzog sich Stepahn dann wieder ins Bett; er hatte Malin gebeten, ihn dorthin zu begleiten, und auch das war gut gewesen. Nach kurzem, unruhigen Schlaf wachte er aber rasch wieder auf und schlug vor, doch schon einmal ein paar Sachen für die Klinik einzupacken: Vielleicht sorgte der Arzt ja für eine sofortige Einweisung, dann könnten sie dem Vater doppelte Wege ersparen, zumal der

heute Morgen wieder so, so – „angestrengt“ war schließlich das Wort, das Stephan noch neutral genug erschien: „so angestrengt ausgesehen hat“.

Malin packte eine Tasche zusammen. Sie überlegte, ob sie bereits ein paar Sachen für sich mit einpacken sollte, doch Stephan wies sie auf den Kampf hin, den es jedes Mal bedeutet hatte, sich bei ihm miteinzuquartieren, und so verzichtete sie: Es würde vermutlich auch jetzt wieder Tage dauern, bis sie ein entsprechendes Zimmer bekommen könnten, und dann wären die paar Dinge immer noch schnell geholt.

Stephan sollte zumindest in einem Recht behalten: Der Arzt, der heute ganz unbesonnen doch zusammengezuckt war, während er Stephan begrüßt hatte, plädierte für eine sofortige Aufnahme im Allgemeinkrankenhaus des Ortes. Nicht allein, dass die Blutwerte von bald lebensbedrohlichem Untergewicht zeugten – nachdem der Arzt die Sache mit dem Zäpfchen und den Blutungen gehört hatte, wurde er noch dringlicher: Nicht nur künstliche Ernährung sei jetzt eine Zeit lang notwendig, auch Blutkonserven müssten nun wohl her. Dafür aber habe sich übrigens die Leber trotz all der Schmerzmittel prächtig erholt, und alle anderen Werte, die sonst so oft Rätsel aufgegeben hätten, lägen in durchaus akzeptablen Höhen, nur der Entzündungswert nicht, was bei dem Crohn-Schub jetzt aber auch kein Wunder; ach so und der Tumormarker fehle noch, aber der habe ja Zeit. Eine Einweisung aber nicht mehr, und so veranlasste er alles so zügig, dass Stephan ihn nur knapp davon abhalten konnte, einen Krankenwagen in die Praxis zu rufen: „Mein Vater sitzt draußen im Wartezimmer und spielt sehr gern den Chauffeur für die paar hundert Meter!“

Ob der alte Mann das wirklich gern machte, weiß ich nicht, doch ich gehe davon aus, dass es deutlich schlimmer gewesen wäre, wenn er dabei hätte zusehen müssen, wie sein Sohn mit der Feuerwehr aus der Praxis abgeholt worden wäre. Und weit war es ja wirklich nicht. Und er könnte gleich noch kurz bei der Schwiegertochter vorbeigehen. Noch, bevor er Stephan und Malin im Krankenhaus abgeliefert hatte, hielt er vor deren Haus, stieg aus und klingelte. Anna war da, sie kam nach einem Blick aus dem Küchenfenster sofort herausgelaufen.

„Ich bringe Stephan ins Krankenhaus.“

Während Malin aus dem Auto kam, um die Schwägerin zu begrüßen, blieb Stephan sitzen. Das Auto war an diesem nasskalten Novembertag gut geheizt, dennoch hatte er den Kragen der Winterjacke hochgeschlagen und trug seine Wollmütze. Anna rief durch die geschlossene Scheibe: „Ich komm’ Dich morgen besuchen! Kommt erst mal an. Wenn was ist, meldet Euch!“ Anstatt zur Verabschiedung nickend zu grinsen und die Augenbrauen dabei hochzuziehen, winkte Stephan. Anna flüsterte Malin zu: „Er sieht so verfroren aus.“ Die sah ihre Schwägerin nur kurz an, und wieder machte ich die Erfahrung, dass Lebende mitunter schon die Augen des Toten tragen, zu dem sie erst noch werden müssen. Stephan sah von diesem Blickwechsel nichts. Er hielt nun die Lider und die Hand, mit der er gewunken hatte, gesenkt. Zwanzig Meter weiter war das Klinikportal, vor dem der Vater direkt hielt. Er wollte Malin noch mit der Tasche helfen, doch sie nahm sie dem alten Mann aus der Hand, die nur mit Mühe den Schlüssel ins Kofferraumschloss hatte stecken können. „Wir melden uns nachher, wenn wir auf Station sind; Du musst jetzt nicht warten, das ist nur nervige Krankenhausbürokratie und wird wieder ewig dauern, sag’ zuhause einen Gruß und sei bedankt!“

Mit einem kleinen Hupen – mitten in der Mittagsruhe, direkt vor einem Krankenhaus – fuhr Stephans Vater davon. Sein Sohn hatte den Wink verstanden und lachte.

Dann begann das, womit er nicht Recht behalten sollte:

Nach den verblüffend zügigen Aufnahmeformalitäten – offenbar hatte der einweisende Internist vortreffliche Arbeit geleistet, sogar die Befunde von dem waren schon da – bekamen Stephan und Malin ein Doppelzimmer zugewiesen: für sich, ohne danach zu fragen.

Ganz selbstverständlich gingen alle, Schwestern, Pfleger, Ärztinnen davon aus, dass Malin bleiben würde. Man legte dezent eine Broschüre auf den kleinen Tisch, in der die Kosten dafür vermerkt waren, doch beide Betten standen schon in dem Raum am Anfang des Ganges, zwar noch unter Plastikplanen, die aber zog die strammweiße Stationsärztin selbst ab, nachdem sie sich beiden vorgestellt hatte, so, wie sie dann Malin die Mappe aus der Hand zog, in der sämtliche Stephans Körper betreffende

Dokumente versammelt waren. – „Oh, bitte, machen Sie sich keine Sorgen, ich bringe Ihnen das so bald als möglich, ich werde nur eine Kopie. Wenn Sie wollen, können Sie da auch mit – nein, na umso, bleiben Sie mal hübsch bei Ihrem Mann und helfen Sie ihm auspacken!“

Da defilierte auch schon ein ganzer Trupp weißgekleideter Angestellter in dieses – für Stephans und Malins Verhältnisse – mittelgroße Krankenzimmer und stellte sich vor den beiden Betten auf, auf deren einem Stephan bereits saß, stellte sich dann namentlich vor und wünschte einen guten Aufenthalt, zu dem ein jedes sein Teil beitragen wolle. Die Ärztin hinter der grünen Mappe hätte fast in die Hände geklatscht, doch war das unnötig, denn der Tross verließ das Zimmer ganz von selbst. Sie schloss sich an und die Tür hinter sich. Da lag Stephan schon. Malins Blick irrte ins Leere, ein einziger Stoß jenes Stöhnens, mit dem sich ein ungläubiges Gelächter ankündigt, entfuhr ihr noch, und es herrschte Stille. Stephan schlief. Er hatte das Bett am Fenster gewählt. Malin sah jetzt, am späteren Nachmittag, erste Krähenhaufen in der Luft.

Die Ruhe war nur von kurzer Dauer: Tatsächlich brachte die Stationsärztin selbst und schnell die grüne Mappe wieder und hatte zwei Pfleger im Schlepptau, die Stephan zu einem Ultraschallraum bringen sollten, im Bett. Wieder das ganze Programm: Blut, Schall, Gespräch. Doch während der Ultraschalluntersuchung lief die etwas hagere, strammweiße Mitfünfzigerin rot an: Sie musste sich in der Eile verlesen haben, denn sie begann, Stephan zu erklären, dass da rechts oben die Peritonealkarzinose ganz deutlich zu sehen sei: „Schauen Sie, all diese nebligen Klümpchen hier, das ist der Krebs.“ Stephan hatte einen kleinen Aussetzer, aber Malin begann, laut zu lachen. Die Ärztin starrte sie an, hob den Schallkopf von Stephans Bauch und fror in der Bewegung ein, nur ihre Augen weiteten sich noch. Dann platzte es endlich aus Malin heraus: „Oh, nein, sorry, die Peritonealkarzinose ist – wenn es sie überhaupt gibt – gerade nicht »rechts oben«, dort ist nur das zerstörte, vernarbte und verwachsene Gewebe, das die vier Operationen im letzten Jahr zurückgelassen haben. Die Peritonealkarzinose ist laut Auskunft von etwa sieben bis zehn Kollegen von Ihnen aus vier verschiedenen Kliniken ganz im Gegenteil unten links, vielleicht auch unten

in der Mitte, da jedenfalls, wo Sie eben nichts gesehen haben, sondern sagten, dass da alles okay sei.“

Die Ärztin geriet wieder in Bewegung, stotterte, stammelte, dass es doch aber ganz deutlich zu sehen, „hier“, dabei wischte sie mit dem Cursor im Schallbild auf dem Monitor herum, klickte Punkte an, „und da“, zog Pfeile von einem Klick zum nächsten, als wolle sie etwas vermessen. Da war Stephan wieder da und stieß heiser hervor: „Ich verbitte mir das! Bevor Sie das nächste Mal wild auf einem Schall herumfuchteln, sollten Sie vielleicht die Krankenakte lesen. Ist Ihnen eigentlich klar, dass Sie mir da gerade einen neuen Krebs haben andichten wollen?! Statt mir Ihre irrsinnigen Spekulationen noch weiter anzuhören, würde ich jetzt gern mit einem Anästhesisten über die Schmerztherapie sprechen!“

Das war natürlich nicht möglich – nicht etwa, weil Stephans Stimme trotz allen Räusporns am Ende kaum noch zu verstehen gewesen war, nein: man müsse erst die Blutwerte abwarten. Und nochmal nein: die vom ambulanten Kollegen seien da nicht zu gebrauchen, juristische Gründe; und heute gäbe es auch keine künstliche Ernährung, keine Bluttransfusion, kein Antidepressivum: man müsse erst die Werte. Und seine Schmerzmittel hätte er doch hoffentlich. Gut Nacht dann auch!

Es war halb vier am Nachmittag.

Auf dem Zimmer zerbrach das Siegel. Stephan begann zu weinen. Ich tue mich schwer mit den meisten konventionellen Wendungen, aber das war wirklich, was man „bitterlich“ nennt: Ebenso erschöpft – er war kaum zu hören – wie alles tränkend, in alles hineinsickernd, in jedes Geräusch, die Luft, das Bett, alle Organe, Gedanken, Sekunden, und alles wurde bitter.

Malin hatte sich neben ihn und einen Arm um seinen Kopf gelegt. Die Augen hielten beide geschlossen. Irgendwann schliefen sie ein. Als sie erwachten, hatte David sich gerade einen Stuhl am kleinen Tisch zurecht gerückt. Er wollte, vom Bett Abstand haltend und mit der Rückenlehne gegen die Wand gekippt, dennoch ab und an darauf blicken können, über seinen Krimi hinweg, den er bald wieder Stephan da lassen würde. Malin fuhr hoch, als das eine Stuhlbein kurz über den Plastikboden

schrammte. Stephan brauchte länger, bis er aus dem Schlaf herausfand, und stellte dann beruhigt fest, dass er nur in einem kleinen Schmerz angekommen war. Über Davids Besuch freuten sich beide. Nach ein paar Minuten rief Malin Anna an, um sie zu fragen, ob sie kurz Zeit hätte. Nun, da sie so überraschend doch gleich bei Stephan bleiben konnte, wollte sie gern einige Sachen für sich holen. Die Schwägerin stand schon vor dem Auto, als Malin aus der Klinik trat. In einer guten halben Stunde war sie wieder hier. Stephan lag unter der Bettdecke, die er bis zu seinem Kinn hochgezogen hatte, und lächelte seinem Bruder zu, der gerade von einem heutigen Patienten und der selbstgemachten Wildschweinsalami aus dem Schwarzwald erzählte, die der immer mitbrachte. Er sah gar nicht mehr verfroren aus. Und nicht bitter.

„Einen lieben Gruß von Anna, sie kommt morgen vorbei.“

David, der sich zu Stephan aufs Bett gesetzt hatte, grinste: „Ich glaube, die macht heute diesen exorbitant guten Maultaschensalat, den haben sich gestern die Kinder gewünscht; is ja fleischlos, da hab ich also nichts mit zu tun – soll ich Euch was davon holen?“ Stephan schloss kurz die Augen. Nach einem Räuspern sagte David: „Macht morgen mal ein bissl Druck wegen der Bluttransfusion. Das ist jetzt erstmal das Wichtigste. Immerhin ist keine größere Menge Blut in den Bauchraum gelaufen, das hätte selbst diese Ärztin im Schall sehen müssen! Vermutlich habt Ihr mit dem dämlichen Zäpfchen einfach eine Hämorrhoider erwischt, die vom Crohn schon was weg hatte. Naja, Hauptsache, die Bluterei lässt nach.“ Stephan nickte sanft lächelnd. „Tut sie, ja. Is fast schon weg. – Ich auch gleich, David. Kannst gern noch bleiben, schön, dass Du gekommen bist, hier bist.“

David wünschte seinem kleinen Bruder eine gute Nacht, blieb aber tatsächlich noch ein wenig auf dessen Bettkante sitzen und unterhielt sich leise mit Malin. Über dies und das, die Kinder und dass er ein bisschen Angst davor hatte, wenn die Älteste im nächsten Jahr nach dem Abi gen Australien aufbrechen würde; über jene Freunde, von denen das Rezept für den Maultaschensalat stammte: er ein irrer Schrauber, hätte bei ihrer alten Karre schon so manches Wunder gewirkt; über kleinen Ärger mit einer neuen Praxisassistentin und großen Ärger mit der Kassenärztlichen Vereinigung; schneuzte sich schließlich und meinte: „Malin, er sieht jetzt ja manchmal so verfro-

ren aus. Aber er hat mir vorhin gesagt, dass Du ihn immer warm hältst, dass Du ihn überhaupt hältst – und ein wenig gelacht hat er dabei: weil er doch immer noch schwerer ist als Du.“

Die Frau machte sich schweigend weiter an den wenigen Sachen in ihrer Reisetasche zu schaffen, die noch in den Nachttisch zu räumen waren oder ins Bad, und der Bruder stand dann ebenso zärtlich wie unbeholfen vom Bett auf, doch Stephan schlief weiter. „Ich werd’ jetzt mal; wenn was ist, Du weißt ja. Gute Nacht Euch zweien!“

„Grüße an Anna und die Kinder und einen schönen Abend!“

Als Stephan später erwachte, bat er Malin darum, nach einer Schwester zu klingeln.

Er hatte Sorge, dass er auf dem Weg zur Toilette umfallen und auf sie rauffallen und ihr wehtun würde. Sie lächelte, klingelte, schwieg. Die Schwester ließ Stephans Ellenbogen nur ihre Hand, ließ die beiden im Bad allein, wartete vor der angelehnten Tür, hielt auf dem Rückweg wieder nur die Hand hin für den Fall, dass, und ging, den Dank mit einem „aber gern doch“ erwidern.

Stephan konnte diese Nacht durchschlafen. Ich weiß gar nicht mehr, seit wie langer Zeit zum ersten Mal. Dabei hatte er bisher nur auf die altbekannten Schmerzmittel Zugriff, der Anästhesist würde ja erst morgen kommen, hoffentlich.

Malin hatte vorhin die Betten aneinander geschoben und einen der Vorhänge, die jemand zugezogen hatte, wieder ein wenig geöffnet. Auch sie schlief. Ein neuer Herbststurm war im Anmarsch und jagte dichte Wolkenballen immer wieder vor den abnehmenden, aber noch ziemlich dicken Mond – jeder Lichtwechsel ließ ihre Lider zucken; jeder Drehung Stephans, die ohnehin nur eine kleine war, spürte sie ebenso schlafwandlerisch präzise wie sacht mit ihrer Hand hinterher, die ansonsten taschentuchleicht in, auf oder neben einer von seinen lag.

Am Morgen betrat die Nachtschwester nicht mit dem üblichen Weck-Geschrei den Raum. Sie zog behutsam den Vorhang vor dem einen Fenster auf, beließ aber denjenigen vor dem anderen, den Malin gestern ein wenig geöffnet hatte, so, wie er war,

denn er hielt die Morgensonne zurück, die sich bald erstmalig und seit Tagen wieder am windzerrissenen, noch nächtigen Himmel ankündigen würde. Die Schwester sang, zunächst fast flüsternd, dann ein wenig lauter werdend, aber ungemein melodisch, ein „Guten Morgen!“, verweilte lange auf dem letzten schwingenden N und freute sich an den beiden traumversponnen-entspannten Gesichtern, denen anzusehen war, dass sie nur langsam in allem ankamen, was an Stelle ihres Schlafes war. Gern hätte die Schwester die beiden noch länger davon ferngehalten, doch da krächzten schon die ersten Krähen vor den Fenstern und Stephan zuckte zusammen; fast zeitgleich kam das Echo von Malin. Er aber zuckte vor Schmerzen: wieder, wieder im Schmerz angekommen, nicht in einem Morgen. Noch vor dem Frühstück schluckte er seine Tabletten, auch die Bedarfstropfen, hatte sofort diesen anthrazitfarbenen Blick, bekam dann bald dieses panische Warten in die Augen, den blutigen Laut auf die Lippen und verlangte nach einem Anästhesisten und nach einem Psychiater. Malin drängte derweil auf eine Bluttransfusion. Drei Stunden später kamen alle und alles gleichzeitig.

– Es war halb elf.

Während ein strammweißer Arzt an Stephans Bett saß und ihn nach seinem Namen, seinem Geburtsdatum und seinem Verstand fragte, den er nämlich haben müsse, um eine Bluttransfusion erhalten zu dürfen, preschte der Anästhesist ins Zimmer und hängte ihm einen Morphin-Infusomaten an, nachdem er kurz und das andere Gespräch unterbrechend, gefragt hatte, ob Stephan Morphin haben wolle – jaja, das werde von diesem Automaten ganz exakt gemäß Körpergewicht. Und da war auch schon der Psychiater, der am Fußende von Stephans Bett Aufstellung nahm, und, während die beiden anderen Strammweißen ihren Kriegsdienst im Graben vor dem Schlachtfeld – quer durch, quer durch, quer durch – versahen, von Stephan wissen wollte, seit wann er denn „diese dunkle Wolke im Kopf“ habe, und unzufrieden schien, als da nur eine sehr vage Antwort kam, von der Stephan selbst freilich gar nicht mehr genau wusste, welchem der drei Ärzte sie eigentlich galt. Der Psychiater dekretierte dann für den Abend ein Antidepressivum – wenn man auch sicher viel Geduld, denn da das richtige, das sei echte ärztliche Kunst –, und verließ als erster der drei das Zimmer.

Ich stand dabei und fragte mich, weil ich ja wusste, wie es Stephan gerade ging, wie es wohl Malin gehen musste. Die saß – nachdem der erste der strammweißen Garde die Betten auseinandergeschoben hatte, um sich an die Malinseite setzen zu können, weil der Morphin-Infusomat auf die andere Seite gestellt werden musste – auf jenem Stuhl an der Wand da hinten beim Tischchen. Saß da ganz gerade an der Wand, lehnte sich aber nicht an.

Der nächste, der ging, war der Dealer. Da fragte ich mich, ob dieses Morphin etwas mit jenen Pflastern zu tun haben könnte, die Stephan zweimalig jene atemhemmend angeschwollenen Lippen beschert hatten, oder eher mit jenem tollen Zeug auf der Intensivstation vor nunmehr einem Jahr und drei Monaten, diesem Fentanyl, durch das er Lou Reed noch ein wenig besser verstanden hatte.

Der letzte, der ging, war der Blutspender. Stephan hatte, wenn auch zittrig und leicht „dissoziiert“, wie es in der Krankenakte vermerkt wurde, dem beweisen können, dass er noch einen Verstand besaß, und damit die Weihe zum Fremdblutempfang erhalten. Die ganzen Formeln, die dem vorausgegangen waren und es begleiteten – „Herr Stephan Trauth, wenn Sie nicht Herr Stephan Trauth sind, sagen Sie jetzt bitte »nein«, Herr Trauth, sind Sie am 28.08.1966 geboren, wenn Sie da nicht geboren sind, sagen Sie jetzt bitte »nein«, Herr Trauth, Sie erhalten jetzt auf Ihren eigenen Wunsch, wenn das nicht Ihr eigener Wunsch ist, sagen Sie jetzt bitte »nein«, Fremd-blut. Dieses Fremdblut kann mit Krankheiten belastet sein, die aufzuspüren im Vorfeld nicht immer möglich ist. Sind Sie bereit blutbahnblub“ –, diese ganze Litanei hatte Stephan an seine Zeiten als Messdiener erinnert. Irgendwann musste er kichern. Der Strammweiße schob es gewiss auf den anästhesistischen Kollegen und das Einsetzen der Wirkung von dessen Kriegsgerät. Jedenfalls war auch er dann schnell fort.

Stephan zog sich die Decke bis ans Kinn, wurde darunter und in den Lippen weich, weil aller Schmerz aus ihm und flüssiges Leben in ihn sickerte, und suchte Malin. Er fand sie an der Wand, mit dem Rücken bzw. der Rückenlehne des Stuhls, auf dessen Kante sie saß, nicht dagegen gelehnt, aber sehr gerade.

Sie stand auf, schob die Betten wieder zusammen und legte sich neben ihn. Er kicherte noch immer. „Vielleicht war das doch keine so gute Entscheidung: Die sind

hier nicht nur blind, die sind ja wie die Heuschrecken. Hoffentlich läuft jetzt kein Mäuseblut aus einem ihrer unterirdischen Labore in mich rein. Das Morphin aber, das scheint schon zu wirken.“ Da war er bereits wieder so heiser, dass wir ihn kaum verstanden.

„Doch, das war eine gute Entscheidung – in ein, zwei Wochen sind wir hier wieder raus, Du wiegst mindestens drei Kilo mehr, hast ein anständiges Schmerzmittel, was gegen die Depression, wieder Appetit –“, offenbar hatte Malin den Satz noch fortsetzen wollen, doch sie ließ es dabei bewenden.

„Vermutlich haben wir jetzt jedenfalls erstmal unsere Ruhe. Ich werde noch ein Ründchen schlafen.“ Malin musste nachfragen, schickte ihm dann einen Kuss durch die 80 Zentimeter Luft und griff zum Krimi.

„Frühstücke doch wenigstens Du was“, flüsterte Stephan und wies mit dem Kinn zu dem Tischchen, auf dem jemand irgendwann unbemerkt zwei Tablettts abgestellt hatte. Malin nickte, sagte „später“, und blieb neben ihm liegen, das Buch in ihrer rechten, Stephans Finger in der linken Hand.

Da wurde schon wieder die Tür aufgerissen – zumindest hatte ich den Eindruck, dass es direkt im Anschluss geschah. Wie sich herausstellte, war aber eine halbe Stunde vergangen, und es war nicht die Schwester, die das Frühstücksgeschirr abräumen wollte, es waren zwei Pfleger, die Stephan erneut zu einem Ultraschall zu bringen hatten: „Anweisung vom Oberarzt!“

– Es war Viertel nach elf.

Sie schlossen den Morphin-Infusomaten ab, hängten aber die Bluttransfusion an den Bettgalgen. Stephan wehrte sich ein wenig. In Malins Augen war wieder die Losigkeit geflossen, und in ihrem linken Mundwinkel hing mehr als Blei. So hatten wir ihn beide noch nicht gesehen. Es sei nur das Morphinum, meinte einer der Pfleger, steckte Stephans in der Luft rudern Arm unter die Bettdecke und löste die Bremse von dem festgestellten Rad des Bettes. Den beiden war es sichtlich unangenehm, dass Malin mitkam. Doch das einzige, was auf den Gängen und im Fahrstuhl zunächst noch zu hören war, war Stephans unwilliges Murmeln. Als er seinen Arm wieder freigezerrt hatte, nahm Malin seine Hand und es wurde still.

Der Oberarzt sah gar nichts. Doch auch er wischte mit dem Cursor auf dem Monitorbild herum: Vielleicht hier was, vielleicht aber auch da oder auch nichts, schwierig, ganz schwierig das, nein, kein Aszites, aber ansonsten, es könne gut sein, dass die Kollegin gestern recht gehabt und eine Ausbreitung, nein, die Raumforderung links unten sei noch genauso groß wie die Kollegen sie, aber alles sehr schlecht abzuschätzen, dringend die OP – wenn überhaupt noch. Hier machte er eine Pause, sah Malin mit einem auswendig gelernten Blick an, wie ich ihn schon ich weiß nicht wie viele Male gesehen habe, um jedes einzelne Mal dabei zu wünschen, dass doch ein bisschen mehr Talent mit im Spiele sein möge, und fragte: „Sie wissen, dass wenn der Patient von selbst Morphinium haben möchte – und bei dem Blutverlust, da kann immer eine Atemschwächung, also kurzum: Wie weit sollen wir denn gehen?! Also jetzt mit den Maßnahmen?“

Da hätte fast ich gekichert.

Malin sah für einen Moment so aus, als hätte man sie geschält. Ich hörte das „Offen lassen, solln wir Ihren Mann offen lassen“ und wusste, dass sie wusste, dass hier jetzt alle außer Stephan und ihr fanden, dass alles zu sei. Sie straffte sich.

„Herr Doktor, mein Mann hat das mit den »Maßnahmen« vorhin schon mit Ihren Kollegen geklärt. Für weitere besteht derzeit keine Veranlassung.“

Der Arzt verfügte, dass man Stephan zurück aufs Zimmer brachte. Dort schloss eine Schwester den Morphin-Beutel wieder an seinen Katheter in der Hand an. Die elektronische Dosierpumpe blieb aus. Die Schwester drehte nur am Rädchen, dem, das den Schlauch geschlossen gehalten hatte.

Malin sah, wie die Flüssigkeit langsam aus dem Beutel in die Tropfkammer tropfte. Oft war es vorgekommen, dass da kein Tropfen hineinfiel, dann war der Katheter verstopft, oder die Nadel lag schlecht, oder die Tropfgeschwindigkeit war falsch eingestellt. Wie oft sie wohl dort schon hinaufgestarrt hatte auf dieses durchsichtige Hartplastikröhrchen unterhalb des Infusionsbeutels, um zu kontrollieren, ob es ordnungsgemäß tropfte? Und wie oft eine Schwester herbeigeklingelt, weil nichts mehr tropfte, trotz allen vorsichtigen Wackelns erst oben an der Tropfkammer, dann –

noch vorsichtiger wegen des Schmerzes – unten an der Nadel, was alle Schwestern zunächst auch immer machten, wenn nichts mehr ging?

Jetzt tropfte es langsam, aber stetig und mit der Geschwindigkeit, mit der sich Grünspan um Messingschellen schmiegt, aus dem Beutel in die Tropfkammer und von dort durch die kleine Entlüftungsklappe in den Schlauch zum Flusskontrollrad in seiner orangefarbenen Halterung und schließlich durch die Nadel in Stephan hinein.

Der bedankte sich plötzlich bei Malin und schlief wieder ein.

Als er erneut erwachte, gegen vier, sah sie aus dem Fenster in den Herbststurm, der die Krähen in großen Bündeln gegen die Luft schmiss, an der, immer dann, wenn sie noch durch die Gewitterwolken zu blitzen vermochte, die jetzt rasch herannahten, die untergehende Sonne ein Exempel statuierte und von ihrer Blendkraft zeugte. Stephan sah nicht hinein, sah nicht hinaus aus dem Fenster. Sein Blick ging nach innen, erst zu der Frau, dann durchsuchte er das Zimmer.

Ich stand auf.

Er sah mich, sah dann von mir fort auf Malin, leuchtete, dunkelte und wies mich mit einer kleinen Bewegung seines Kopfes an, mit ihm nach draußen zu treten, wo die ersten dicken Gewitterregentropfen langsam aus dem immer noch sonnengezackten schieferfarbenen Himmel tropften und er mit seinen Augen erst mein Kinn hob, dann meine Lider und schließlich durch meinen Blick ging.

Auf dem Rückweg zur Zentrale wurde ich „nass bis auf die Haut“, so würden unsere Klienten wohl sagen, aber selbst, wenn ich verfroren ausgesehen haben sollte: Mir war warm. – Meinen Dank!